Ferdinand von Saars

sämtliche Werke

in zwölf Bänden.

Im Auftrage des Wiener Zweigvereins der Deutschen Schillerstiftung
mit einer Biographie des Dichters von **Anton Bettelheim**

herausgegeben von **Jakob Minor.**

Mit 5 Bildnissen, einer Wiedergabe des Grabdenkmals des Dichters und einem Briefe als Handschriftenprobe.

Zehnter Band.

Novellen aus Österreich. IV.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.

Ferdinand von Saars
Novellen aus Österreich.

Herausgegeben

von

Jakob Minor.

Vierter Teil:

Herbstreigen. — Nachklänge.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.

Inhalt.

Novellen aus Österreich.

Vierter Teil.

Seite



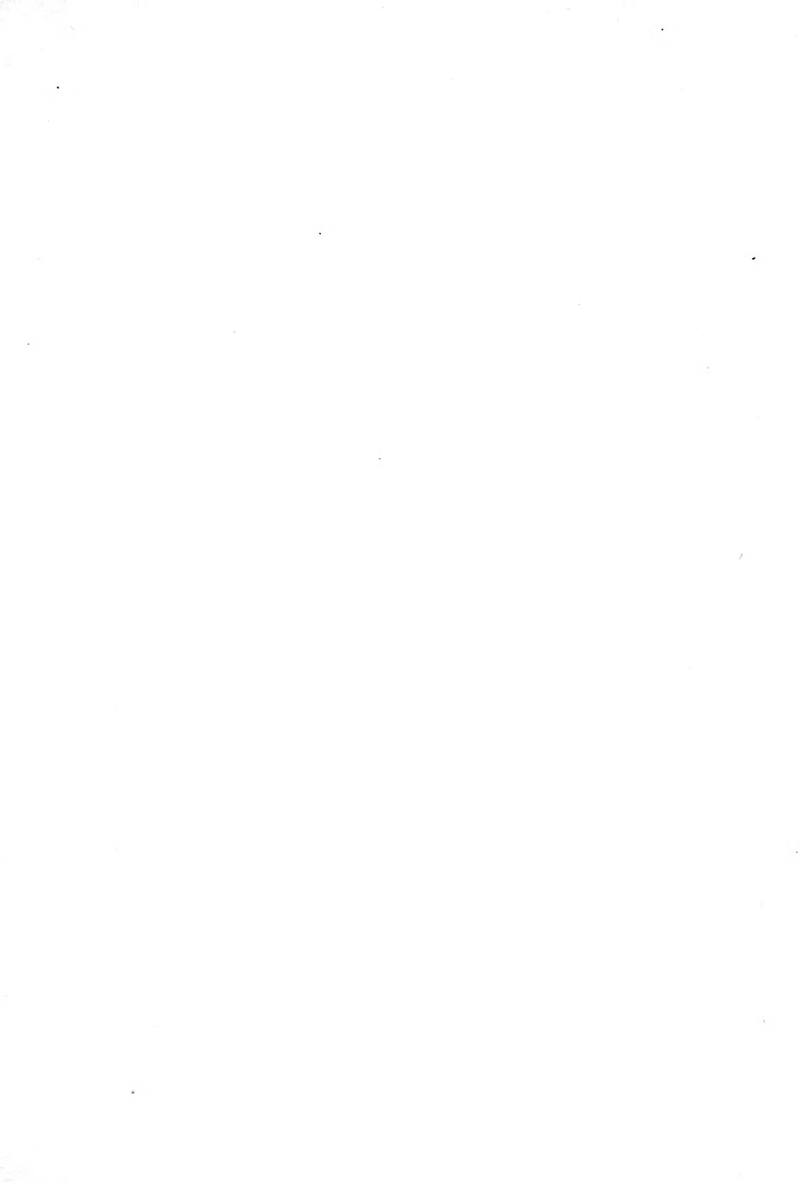
Herr Fridolin und sein Glück.



Vorwort des Herausgebers.

Am 7. März 1893 schreibt Saar aus Raitz an Necker, nach den Änderungen an der „Wohltat" werde er sich sofort an den „Fridolin" machen, den er im Mai fertig mit nach Wien zu bringen hoffe. Aber so leichter Hand ist ihm diese Arbeit, eine seiner schönsten, nicht gelungen. Vor seiner Abreise von Raitz, war sie, wie er am 29. April schrieb, erst im Brouillon fertig; und noch am 31. Januar des folgenden Jahres 1894 hatte er, wiederum in Raitz, erst vier Seiten geschrieben. Erst zu Anfang März wand er sich „in den ärgsten und entscheidendsten Geburtsqualen" mit dem Fridolin, der am 5. April fertig vor ihm lag. Nach seiner Gewohnheit ließ Saar das Manuskript nun eine gewisse Zeit liegen, ehe er es noch einmal durchsah und in die Welt sandte. Die Novelle erschien zuerst in der Wiener Wochenschrift „Die Zeit" 1894 (I. Band, Heft 1, Seite 12 ff., Heft 2, Seite 29ff., Heft 3, Seite 46ff., Heft 4, Seite 63ff., und Heft 5, Seite 79 ff.). In dieser ersten Fassung reden Fridolin und Milada mitunter noch zu sehr die Buchsprache und die Sprache des Dichters, zu wenig aus ihrer Rolle heraus. Milada wirft z. B. dem Fridolin vor, daß er aus Bedenklichkeit „seinem Gefühl nicht nachgegeben", was nicht recht in den Mund der gefährlichen Dorfschönen paßt. Von dieser Seite hat der Dichter nachgeholfen, als er die Novelle für den „Wiener Neujahrs-Almanach 1896" (Seite 5—92) einer leisen Überarbeitung unterzog. Aber auch für die Ausgabe in Buchform, die im folgenden Jahre in der fünften Novellensammlung „Herbstreigen" (1897, Seite 1—97) erschien, hat er den Text einer neuen Durchsicht unterzogen, die namentlich dem Stil zugute gekommen ist.

Von einer früheren Fassung, über die Soffé (Mähren in Saars Dichtung, Seite 10) berichtet, daß Fridolin mit Milada wirklich nach Amerika ging, sie aber während der Überfahrt an einem hitzigen Fieber verlor und in die Heimat zurückgekehrt durch Verwendung eines Musikers, der ein alter Duzfreund des Grafen war, Verzeihung erhielt, hat sich in den Papieren keine Spur gefunden.



I.

Schopenhauer spricht in einer seiner zahlreichen Abhandlungen über die Leiden und die Nichtigkeit des Daseins die Behauptung aus: daß die sogenannten Glücklichen es nur scheinbar, höchstens aber nur vergleichsweise seien, und wenn schon hin und wieder ein wahrhaft Glücklicher vorkäme, so sei dies ein so seltener Fall, wie ein erreichtes sehr hohes Alter, wozu — gleichsam als Lockvogel — die Möglichkeit gegeben sein müsse. Nun, als ein solcher ausnahmsweise Glücklicher stellte sich der Zimmerwärter auf dem gräflichen Schlosse zu N..., Herr Friedrich — oder eigentlich, der tschechischen Taufliste nach, Herr Bedřich Kohout dar. Schon der Lebens- und Entwickelungsgang dieses merkwürdigen Mannes sprach dafür. Vom barfüßigen, des Lesens und Schreibens unkundigen Lehrjungen in der Schloßtischlerei hatte er es durch besondere Dienstwilligkeit und Verwendbarkeit im Lauf einiger Jahre zum Hausknecht gebracht, in welcher Eigenschaft ihm nebst anderen Verrichtungen auch das Heizen sämtlicher Öfen, sowie die Betreuung aller im Gebrauch stehenden Lampen oblag. Diesen wichtigen Geschäften unterzog er sich mit einem verständnisvollen Eifer, welcher von der plumpen Fahrlässigkeit seines Vorgängers auf das überraschendste abstach, und da er dabei die eigene Person sehr sauber hielt, das fahle Haar sorgfältig in der Mitte gescheitelt trug und sein rundes Gesicht beständig in unterwürfigem Frohsinn strahlen ließ, so erfreute er sich im

Schlosse bald der allgemeinsten Beliebtheit. Man ließ sich herab, ihn anzusprechen, wenn er, die Holztrage auf dem Rücken, in den Gängen oder im Hofe vorüberkam, und ergötzte sich an der harmlosen Dreistigkeit, mit welcher er neckende Fragen höchst schlagfertig zu beantworten wußte. Jemand wandelte einmal scherzweise seinen Rufnamen Friedrich in Fridolin um, was allseitig Anklang fand, und von nun ab nannte ihn niemand mehr anders. Als sich mit der Zeit einige Lücken in der höheren Dienerschaft ergaben, wurde auch sofort erwogen, ob man diesen gutmütigen, anstelligen Burschen, der sich nach und nach die deutsche Sprache nicht bloß in Wort, sondern auch einigermaßen in Schrift zu eigen gemacht hatte, nicht näher heranziehen solle. Wirklich entschloß man sich, ihn probeweise dem jungen Erbgrafen zur persönlichen Dienstleistung zuzuteilen. Dieser Versuch übertraf alle Erwartungen, und nachdem der Novize seinen Herrn und dessen Hofmeister auf einer Reise durch Italien begleitet hatte, erklärte Graf Benno halb im Scherz, halb im Ernst: er könne ohne seinen Fridolin gar nicht mehr leben. Dieser wußte sich auch bei einer späteren Reise, die in Begleitung eines älteren Standesgenossen nach Paris und London — und von dort aus nach New-York unternommen wurde, mit überraschendem Orts- und Spürsinn überall zurechtzufinden, ja er bot zum Erstaunen und auch sehr zum Vorteile der beiden hohen Reisegefährten sogar der Seekrankheit Trotz. Und als die glückliche Heimkehr im Schlosse durch ein großes Diner gefeiert wurde, da fand Fridolin Gelegenheit, seinen außerordentlichen Eigenschaften die Krone aufzusetzen. Der schon bejahrte Kammerdiener war nämlich gerade an diesem Tage infolge einer starken Erkältung gezwungen, das Bett zu hüten; welcher andere aber konnte für ihn einspringen, als der umsichtige Beschützer und treue Diener seines jungen Herrn? Da stand er nun in dem gewölbten Speisesaale, schwarz befrackt, mit weißer Halsbinde, und überwachte, die Stirn in strenge Falten gelegt, die schüsselreichenden Diener, oder bewegte sich zwischen-

durch selbst unhörbaren Schrittes um die Tafel, die servietten-umhüllte Flasche den Gläsern nähernd und den Gästen mit ehrerbietig gedämpfter Stimme Château-Margaux, Rheinwein und Champagner anbietend, welch letzteren er, anmutiger Abwechslung halber, auch „Veuve Cliquot“ oder „Grand mousseux“ nannte.

Die Höhenlinie seines Daseins aber erreichte er, als er einige Jahre später ein Ehebündnis mit dem Fräulein Katinka Kwapil schloß. Diese bereits etwas überreife Schönheit, deren einziger Fehler in einer allzusehr nach aufwärts gerichteten Nase bestand (denn sie erfreute sich eines üppigen blonden Haarwuchses, schmachtender blauer Augen und, wie Kenner versicherten, einer prachtvollen Büste), war der Reihe nach Kindermädchen bei den drei Komtessen des Hauses gewesen. Da jedoch nunmehr auch die jüngste solcher Obhut entwachsen war, so sollte die brave Katinka für ihre aufopfernden Dienste belohnt und ihr, wie sich die Frau Gräfin-Mutter ausdrückte, ein „sort“ bereitet werden. Und welch besseres Los konnte ihr beschieden sein, als das, die Gattin des treuen Fridolin zu werden, welchem bei diesem Anlasse eine neue, höchst ehrenvolle und wichtige Stellung zugedacht wurde. Der bisherige Zimmerwärter war mit zunehmendem Alter immer bequemer und nachlässiger geworden, so zwar, daß man sich endlich gezwungen sah, ihn in den Ruhestand zu versetzen. Zu seinem Nachfolger aber wurde — wie schwer ihn auch sein Herr entbehren mochte — Fridolin bestimmt. Denn dieser Perle unter den Dienern, diesem zuverlässigsten aller Menschen, der ja auch mit Hobel und Leim umzugehen wußte, konnten sämtliche Kostbarkeiten des Schlosses, konnten die reichgeschnitzten Möbel und breitumrahmten Bilder, die alten Gobelins und persischen Teppiche, die zahllosen Statuetten, Vasen und Nippgegenstände, sowie der funkelnde Tafelschatz in allen Metall-, Porzellan- und Glassorten mit ruhiger Seele anvertraut werden; wie man auch überzeugt sein konnte, fernerhin die Gastzimmer nicht in mangelhaftem

Zustande, die entlegenen und unbenützten Räumlichkeiten nicht in völliger Verwahrlosung anzutreffen.

So fand denn mit seiner Ernennung auch die Hochzeit statt, und das reich beschenkte Paar bezog in einem Nebengebäude eine sehr geräumige, nett ausgestattete Wohnung, um dort die Flamme des häuslichen Herdes auflodern zu lassen. Allerdings war Fridolin mit seinem neuen Amte die Verpflichtung auferlegt worden, die gewohnten Dienstleistungen bei dem Erbgrafen bis auf weiteres nebenher fortzusetzen, und auch Katinka wurde immer noch zu allerlei Handreichungen ins Schloß gezogen, was begreiflicherweise bei Tag und Nacht vielfältige Störungen in dem jungen Eheleben mit sich brachte. Indes führte, wie überall, auch hier die Zeit Veränderungen herbei, welche Fridolin allmählich zum selbständigen Manne machten. Die beiden ältesten Komtessen hatten sich schon vor einigen Jahren vermählt; nun folgte der Bruder ihrem Beispiele, indem er eine fürstliche Erbin erkor, welche ihm ausgedehnte Güter in Böhmen und Ungarn mitbrachte. Diese Besitzungen erforderten die Anwesenheit des neuen Herrn, der fortan abwechselnd dort seinen Aufenthalt nahm. Und als das Haupt der Familie, Erlaucht senior, eines Tages das Zeitliche gesegnet hatte, da fanden sich die Gräfin-Witwe und ihre jüngste Tochter doch zu verlassen und abgeschieden in dem weitläufigen Schlosse; sie zogen es endlich vor, den Sommer auf den Gütern ihrer Angehörigen, den Winter aber in Wien oder Meran zuzubringen. Auf diese Art wurde Fridolin wirklich zum Alleinherrscher in dem verlassenen Schlosse, welchem er jetzt seine ganze Liebe und Hingebung weihen konnte. Es soll hier gar nicht näher beschrieben werden, mit welchem Eifer, mit welcher Sorgfalt er jeden Frühling und Herbst mit einer Anzahl weiblicher Hilfskräfte die Lüftung und Reinigung der Gemächer vornahm; wie er, die Wichsbürste unter den rechten Fuß geschnallt, in tollen Wendungen über die Parketten hinfuhr, bis diese wie Spiegel glänzten; wie er schadhaft gewordene

Möbel, eines nach dem anderen, in die kleine Tischlerei, die er in seinem Wohnhause hergestellt hatte, schleppte oder schleppen ließ, um, ohne Rücksicht auf seine weißen fleischigen Hände, unermüdlich daran zu hämmern, zu leimen und zu firnissen — kurz, es war jahraus, jahrein alles in solchem Stande gehalten, daß die weiten, funkelnden Räumlichkeiten jeden Augenblick wieder bezogen werden konnten. Daran dachte nun freilich niemand; aber es ereignete sich doch hin und wieder, daß sich der in der Ferne weilende Herr mit einigen erlesenen Gästen auf seinem väterlichen Stammsitze zur Jagd ankündigen ließ. Da mußte denn Fridolin Küchen- und Kellerschlüssel bereit halten, das nötige Tafelzeug hervorholen und das Büffet in Stand setzen, während Frau Katinka ihre kulinarischen Kenntnisse mit Zuhilfenahme eines dicken Kochbuches auffrischte. Und als dann die erlauchten Jäger müde und hungrig beim späten Diner saßen, da war er es wieder, der in schwarzem Frack und weißer Halsbinde die schüsselreichenden Diener überwachte und die edlen Weine in die Gläser goß.

Das ging aber jedesmal rasch wie ein Traum vorüber, und Herr Fridolin schlüpfte alsbald wieder in den bequemen braunen Lodenrock mit grünen Vorstößen, den er im Stillleben seiner Häuslichkeit zu tragen pflegte. Und eine geordnetere, behaglichere Häuslichkeit, als die seine, konnte es kaum mehr geben. Das Wohnhaus glich einer kleinen Villa. Es sah auf ein schmuckes Vorgärtchen, in welchem hochstämmige Rosen prangten, und rückwärts dehnte sich ein geräumiger Obst- und Gemüsegarten aus. Abgegrenzt wurde dieser durch einen großen Hühnerhof, wo es in allen Tonarten gackerte, schnatterte und gluckste, so wie durch eine Reihe hölzerner Koben, aus welchen von Zeit zu Zeit fröhliches Grunzen drang. Dies alles betreute Frau Katinka mit eigener Hand; denn es galt nicht bloß das Notwendige für den Hausbedarf zu erzielen, sondern auch einen schwungvollen Handel mit Geflügel und Ferkelchen zu betreiben, welcher es dem Gatten ermöglichte,

einen großen Teil seines dienstlichen Einkommens für sich und die Seinen beiseite zu legen. Sie hatte im Laufe der Jahre drei Kinder geboren, zwei Mädchen und einen Knaben, welche sämtlich runde Gesichter und nach aufwärts gestülpte Stumpfnasen zur Schau trugen, was um so begreiflicher war, als sich auch Herr Fridolin durch kein Adlerprofil auszeichnete. Sie wuchsen in voller Gesundheit und Frische heran, und besuchten schon alle die Schule, wo ihnen, da man dem Lehrer eine deutsche Nachstunde bezahlen konnte, die Wohltat eines zweisprachigen Unterrichtes zuteil wurde. Zu Hause redeten sie mit der Mutter und der Magd böhmisch, mit dem Vater, der dies unbedingt forderte, deutsch — und so war in der Familie der Nationalitäten-Ausgleich auf das befriedigendste hergestellt, wenn auch Frau Katinka im Stillen mehr auf die slawische Seite hinneigte. Ihre Schönheit hatte mit der Zeit begreiflicherweise einige Einbuße erlitten. Das dichte Blondhaar zeigte sich ziemlich gelichtet, die schmachtenden Augen hatten mit rötlichen Rändern einen schärferen Ausdruck angenommen, und auch die Büste schien nicht mehr so prachtvoll wie früher zu sein. Aber Herr Fridolin, wenn er es überhaupt bemerkte, ließ sich das nicht anfechten, wie er denn fast in allem, was nicht den Dienst betraf, den erhabenen Grundsätzen der Stoa huldigte. Auch war ja Katinka noch immer eine ganz hübsche Erscheinung, zumal wenn sie Sonntags in die Kirche ging, wo sie durch ihre elegante und modernste Kleidung nicht bloß bei der Frau des Schloßgärtners, sondern auch bei der des Gutsverwalters und den sonstigen Spitzen der weiblichen Ortsbevölkerung neidische Bewunderung erregte. Freilich konnte sie sehr leicht solchen Luxus entfalten. Denn ihre einstigen Pflegebefohlenen verabsäumten nicht, ihr alljährlich zu Weihnachten ausgemusterte, das heißt kaum getragene Kleider, Jacken und Mäntel zu senden, wobei sie, nun selbst Mütter geworden, auch der Kinder nicht vergaßen. Seine Erlaucht, der Herr Graf, entzog sich ebensowenig dieser Pflicht der Dankbarkeit und erfreute den treuen

Fridolin ziemlich regelmäßig mit Ablegern aus seiner Garderobe, infolgedessen der Herr „Schloßverwalter" — so hörte sich der alleinherrschende Zimmerwärter gerne nennen — selbst aussah wie ein Kavalier, wenn er an der Seite seiner Gattin erschien und nach beendetem Gottesdienst Arm in Arm mit ihr den Heimweg antrat. Und wenn er dann nach eingenommenem Mahle, welchem Frau Katinka an Sonn- und Feiertagen stets eine Tasse schwarzen Kaffees folgen ließ, eine Zigarre rauchend in dem von Rosen durchdufteten Vorgärtchen saß, das hohe, schöne Schloß in altfranzösischem Stil vor Augen, da mochte er, der einst barfüßig und in geflicktem Jäckchen durch das Portal des Vorhofes hier eingezogen war, mit dem erhebenden Bewußtsein dessen, was er erreicht und errungen, auch das Vollgefühl haben, ein Glücklicher zu sein.

II.

Dennoch — es muß leider gesagt werden — würde der Skeptizismus Schopenhauers auch hier ein Haar in der Suppe gefunden und auf den Ausspruch des Horaz hingewiesen haben, der da lautet: nemo ab omni parte beatus. Und wirklich: es gab eine Seite, von welcher aus sich das Dasein des altgräflichen Zimmerwärters weniger beneidenswert darstellte. Auch an *seinem* Glücke war ein wunder Punkt; freilich nur ein ganz kleiner, verschwindend kleiner — aber er machte sich um so empfindlicher geltend, als er allwöchentlich, und zwar jeden Donnerstag berührt wurde. Aus welchem Anlasse und in welcher Art, wird aus folgendem klar werden.

Herr Fridolin hatte nämlich eine entschiedene Vorliebe für Pilsener Bier. Nun soll damit nicht etwa gesagt sein, daß er ein Trinker gewesen. Welcher Freund und Verehrer jenes hellen, durchsichtigen, stark hopfenhältigen Gebräues könnte überhaupt ein Trinker genannt werden? Nein: Fridolin brachte diesem ersten der Biere jene würdevolle Bedächtigkeit entgegen,

die ihn nach allen Richtungen hin auszeichnete. Er zog es eben jedem anderen Getränke vor, ja es war gewissermaßen das einzige, das er zu sich nahm. Im übrigen erwies er sich, wie alle bedeutenden Menschen, nicht abhängig von seinen leiblichen Bedürfnissen, die er auf das allereinfachste zu befriedigen liebte. Möglich, daß er sich seinerzeit in den Leckerbissen übernommen hatte, die auf der Tafel erschienen waren und deren schönste Reste sehr oft der Dienerschaft anheim zu fallen pflegten. Gewiß ist, daß ihm jetzt der Anblick von Austern, Hummern oder Gänseleberpasteten Widerwillen erregte, und daß er auf Fasane und Schnepfen mit Geringschätzung hinabsah. Auch aus anderem Geflügel machte er sich nichts, und Frau Katinka konnte das, welches sie aufzog, ruhig den Händlern überlassen, wenn sie ihm nur oft genug Rauchfleisch mit Knödeln oder jene mit Quark und Rosinen belegten Kolatschen vorsetzte, die sie so ausgezeichnet zu bereiten verstand. Und was sollten ihm all die Weine, welche in bestäubten Flaschen in der Tiefe des Kellers lagerten? Was dieser nach Tinte schmeckende Bordeaux, dieser parfümierte Johannisberger — oder gar dieser süßlich prickelnde Weiberschleck, der Champagner? Höchstens, daß er gelegentlich ein Glas alten Österreichers zu sich nahm, wiewohl er auch da nach dem ersten prüfenden Schluck die Mundwinkel, mißvergnügt schmatzend, herabzog. Ja, nur dem „Pilsener" wohnte gediegene, ausgeglichene Kraft inne — und eine herbe Fülle von Wohlgeschmack, dem kein anderer zu vergleichen war. Aber es hatte, wie alle Biere, die Eigentümlichkeit, daß es nur dann voll mundete, wenn es frisch verzapft war. Pilsener, das auch nur einen Tag — geschweige denn mehrere — lief, verdiente den Namen nicht; auf Flaschen gezogen, konnte es nur als jämmerlicher Notbehelf gelten. Also frisch vom Fasse weg mußte es getrunken werden! Das jedoch konnte, wie an allen kleinen Orten, wo die wenigsten imstande waren, sich diesen Genuß zu gönnen, nur an jedem Donnerstag und Sams-

tag geschehen — und zwar in dem nicht weit vom Schlosse entfernten Gasthause des Herrn Wenzel Sykora. Dort also rann es zweimal die Woche vom Nachmittag bis tief in die Nacht hinein vom Zapfen ins Glas. O, wie gemütlich ging es dabei zu! Besonders an Samstagen, wo man sich, den geschäftelosen Sonntag vor Augen, dem wohligsten Behagen hingeben konnte. An einer langen Tafel in der Mitte der niederen, verräucherten Wirtsstube, sowie an kleineren, von Hängelampen überqualmten Seitentischen, wo sich lebhafte Tarokpartien entwickelten, saßen im Vereine mit den angesehensten Bürgern und Grundbesitzern: der Gutsverwalter, der Rentmeister, der Forstkontrollor, sämtliche Adjunkten und Schreiber, der Schloßgärtner und — last, not least — in seiner ganzen unvergleichlichen, unterwürfig stolzen Würde Herr Fridolin. Da flossen die Stunden nur so mit dem köstlichen Naß dahin, das Herr Sykora, verständnisvoll schmunzelnd, in den blinkenden Gläsern von Mann zu Mann umhertrug. So wies denn der Zeiger stets weit über Mitternacht, wenn Herr Fridolin, die Mütze aufs Ohr gesetzt, sich auf den Heimweg machte und mit etwas wankenden Beinen in das eheliche Schlafgemach trat, wo ihn Frau Katinka aufs liebevollste erwartete und empfing. Sie lächelte ihm in einem koketten Nachthäubchen vom flaumigen Pfühl aus entgegen, und keine Gardinenpredigt weckte die Kinder, die in der Nebenstube den Schlaf der Unschuld schliefen. Nur zärtliches Geflüster wurde vernehmbar, das noch einige Zeit fortdauerte, wenn das Licht gelöscht war. Aber so nachsichtig und duldsam die liebende Gattin sich an Samstagen erwies: so unerschütterlich, ja grausam streng verhielt sie sich an Donnerstagen. Da durfte Fridolin an ein längeres Verweilen bei Herrn Sykora nicht denken; es war ihm nur gestattet, zur „Jause" sich dorthin zu begeben: Schlag sieben, um welche Zeit das gemeinsame Familiennachtmahl eingenommen wurde, mußte er wieder zu Hause sein. Also kaum zwei Stunden, zwei kurze Stunden waren ihm gegönnt. Und was ließ sich in einer

solchen Spanne Zeit leisten — in einem Getränke leisten, das nicht rasch und unbedacht hinter die Binde gegossen werden konnte, sondern gewissermaßen mit Andacht ausgekostet werden mußte? Allerdings hätte er sich wohl — Frau Katinka würde es gestattet haben — das fehlende Quantum nach Hause bringen lassen können. Aber Pilsener über die Gasse tragen! In einem Kruge oder einer Flasche! Ging da nicht schon durch das mehrmalige Umgießen die beste Kraft, das feinste Arom verloren! Nein: nur in der richtigen Faßnähe konnte es wirklich genossen werden. Und gerade dann, wenn man so recht eigentlich anfing, auf den Geschmack zu kommen — zu einer Zeit, wo sich die Tür öffnete, die freizügigen Gäste einer nach dem anderen eintraten, um sich mit vertraulichem Gruße hinter die Gläser zu setzen: aufbrechen und der Gesellschaft Valet sagen! Es war, wie gesagt, ein furchtbares, grausames Gebot — aber er mußte sich ihm fügen. Denn wenn er sich auch beikommen lassen wollte, den Schlag der siebenten Stunde zu überhören: er konnte gewiß sein, daß in kürzester Frist ein plumper Finger draußen an eine Fensterscheibe pochte; und wenn er auch dieses Pochen überhörte, dann ging alsbald die Tür auf, und durch die Spalte hinein rief die schrille Stimme seiner Hausmagd: „Pane Kohout!“ Und blieb er auch dann taub, so erschien nach einer Weile eines der stumpfnasigen Kinder, um dem Vater zu melden, daß das Essen auf dem Tisch stehe. Raffte er sich, den kleinen Boten abweisend, mit äußerster Kraftanstrengung zu dem Bescheid auf: man solle nur ohne ihn zum Nachtmahl gehen, da konnte es sich ereignen — einmal geschah es und durfte nicht wieder geschehen! — daß plötzlich die Tür weit aufgestoßen wurde und Frau Katinka, Haupt und Brust malerisch mit einem dunklen Tuche umhüllt, auf der Schwelle erschien, ein zorniges und gebieterisches „Fridolin!“ erschallen lassend. Nein: besser, als dann kreidebleich aufspringen und, ohne die Zeche zu bezahlen, unter dem Zischeln und verhaltenen Lachen der Mitgäste wie begossen abeilen — besser

war es, noch vor der entsetzlichen Stunde aufzubrechen. Und wenn er das nun mit einem wehmütigen Scheideblick auf das letzte geleerte Glas jeden Donnerstag tat und, von dem halb mitleidigen, halb spöttischen Abschiedsgruße des Herrn Sykora geleitet, den Weg nach dem Schlosse antrat, da waltete ein bitteres Gefühl in seiner Brust, und er würde, wenn er sie gekannt hätte, mit eingestimmt haben in die Worte des römischen Dichters: nemo ab omni parte beatus.

III.

Das alles hatte ich so nach und nach in Erfahrung gebracht, da ich oft genug als Gast in dem Schlosse verweilte, wo mir in einem kleinen Seitenflügel selbst dann noch zwei Zimmer zur Verfügung standen, als Herr Fridolin bereits die alleinige Schlüssel-Oberhoheit führte. Während eines solchen einsamen Aufenthaltes aber sollte mir ein noch tieferer Einblick in das Wesen des merkwürdigen Mannes vergönnt werden.

Es war im Winter und an einem jener Donnerstage, welche für ihn stets so peinvoll verliefen. Ich hatte wie gewöhnlich bei Herrn Sykora ziemlich spät Mittag gehalten und mich dann beim Kaffee in ein Buch vertieft, das ich, weil es mich sehr interessierte, zu mir gesteckt. Draußen heulte ein wilder Schneesturm, rüttelte an den Fenstern und pfiff durch die Röhre des eisernen Ofens, in welchem ein ausgiebiges Steinkohlenfeuer pustete. Es begann allmählich zu dämmern, und ich mußte das Buch weglegen. Aber ich fühlte mich, allein, wie ich war, so behaglich in der stillen, durchwärmten Gaststube, daß ich im Angesicht des Gestöbers ruhig sitzen blieb und eine zweite Zigarre anzündete, deren Rauch sich bläulich durch das Halbdunkel hinzog.

Da vernahm ich, wie draußen im Flur jemand wiederholt mit den Füßen aufstampfte — und weiße Flocken von Mütze und Mantel schüttelnd, trat Herr Fridolin herein. Bei meinem

Anblick stutzte er und betrachtete mich forschend; als er mich erkannt hatte, machte er die gewohnte herablassend ehrerbietige Verbeugung. Dann schickte er sich an, an einem Nebentische Platz zu nehmen.

„Guten Abend, Herr Kohout“, sagte ich. „Aber warum setzen Sie sich nicht zu mir?“

Er zog die Brauen empor und krümmte leicht den Rücken. „Wenn Sie erlauben,“ erwiderte er, und ließ sich sachte, die beiden Handflächen aneinander reibend, mir gegenüber nieder. „Ein elendes Wetter“, fuhr er fort, indem er sich das Haar über der Stirne glattstrich. „Man sollte eigentlich keinen Hund hinausjagen.“

„Nun, es ist ja nicht so weit bis hierher“, sagte ich.

„Zum Glück nicht. — Aber wo bleibt denn der Wirt?“ Er kehrte sich nach der Tür.

„Der wird wohl ein Nachmittagsschläfchen halten.“

„Ach was, er kümmert sich nicht, weil um diese Zeit gewöhnlich keine Gäste da sind. Ich pflege sonst auch erst später zu kommen. Heute aber muß ich schon um sechs Uhr wieder zu Hause sein. Wir haben nämlich ein Schweinchen geschlachtet, das nicht mehr fressen wollte. Da hat man die Hände voll zu tun — und zum Nachtmahl gibt es gleich die ersten Würste. Aber ich muß doch den Sykora herbeiläuten.“ Und er begann die Schlagschelle, die auf dem Tische stand, kräftig zu bearbeiten.

Es dauerte nicht lange, so erschien auch der Ersehnte im Eiltritt und machte beim Anblick Fridolins eine Gebärde der Überraschung. „Schon so früh hier, Herr Schloßverwalter?!“ rief er.

„Ausnahmsweise, ausnahmsweise“, erwiderte Herr Kohout, sichtlich verlegen, daß man ihn in meiner Gegenwart „Schloßverwalter“ genannt hatte. „Aber es ist doch schon angezapft?“

„Gewiß, soeben, Herr Schloßverwalter. Es scheint heute ganz ausgezeichnet zu sein. Wird gleich erscheinen.“ Damit ging Herr Sykora, der inzwischen die Hängelampe in der Mitte

des Zimmers lichtspendend gemacht hatte, was einen scharfen Petroleumgeruch nach sich zog.

Als wir jetzt allein waren, rückte Fridolin an seinem Stuhl und räusperte sich. „Sie müssen schon entschuldigen, daß man mir einen Titel gibt, der mir eigentlich —"

„Nun," unterbrach ich ihn, „was nicht ist, kann noch werden."

„Vielleicht, vielleicht", erwiderte er, halb verschämt, halb stolz abwehrend. „Und die Leute lassen es sich nun einmal nicht nehmen —"

Jetzt hatte Herr Sykora auch das funkelnde Glas gebracht, an dessen Rande der Schaum weiß und dicht wie Schlagsahne stand. Fridolin faßte den Henkel und hielt es prüfend gegen das Licht. Dann tat er einen kurzen, aber kräftigen Zug. „Wirklich ganz ausgezeichnet!" versicherte er, mit der Zunge schnalzend. „Aber Sie trinken das Bier nicht?" wendete er sich an mich und warf einen Blick auf die Kaffeetasse, die noch vor mir stand.

„O ja. Aber es ist mir noch zu früh."

„Zu früh? Dieses Bier kann man zu jeder Zeit genießen — vorausgesetzt, daß es frisch ist. Es ist das gesündeste Getränk. Ich meinerseits betrachte es als eine Art Medizin."

„Aber Sie sind ja doch ganz gesund, lieber Herr Kohout", sagte ich, indem ich sein breites, glatt rasiertes Gesicht betrachtete, das ein stattliches Doppelkinn aufwies.

„Nun, eigentlich ja. Gott sei Dank! Aber an gewissen Übelständen fehlt es nicht. Die kommen so mit den Jahren. Das Dienen greift den Menschen an."

„Gewiß. Und Sie haben es nicht leicht genommen."

„Das darf man auch nicht," sagte er, feierlich die Hand erhebend, „wenn man in seinem Berufe etwas leisten will. Und ich habe seit jeher den Beruf in mir gefühlt, Diener zu sein."

„Ein seltenes Wort, Herr Kohout. Ein seltenes Wort in einer Zeit, wo jeder nur Herr sein will."

„Das ist es. Man will sich nicht mehr unterordnen, und

es wird sich bald kein Mensch finden lassen, der sich zu sogenannten niederen Verrichtungen herbeiläßt, obgleich dazu Eigenschaften erforderlich sind, von denen so irgend ein hochnasiger Bursche keine Ahnung hat. Nehmen sie zum Beispiel das Amt eines Hausknechtes. Sie wissen, daß ich als solcher gedient habe. Nun, das Reinigen der Treppen und Gänge ist wohl keine Kunst, und der Nächstbeste kann es treffen. Aber die Lampen! Um die in Stand zu halten, ist nicht bloß ein stark entwickelter Reinlichkeitssinn, sondern auch eine gelehrige, schmieg- und biegsame Hand notwendig." (Er ließ seine fleischigen Finger in der Luft spielen.) „Und dann das Heizen! Da darf man nicht bloß das Holz in den Ofen schieben und den Span darunter, man muß sich auch überzeugen, ob es wirklich brennt. Denn jeder Ofen hat seine besonderen Mucken, die studiert werden müssen — gerade so, wie hinsichtlich der Temperatur die Empfindlichkeit der Zimmerbewohner studiert werden muß. Der Herr Graf, Erlaucht selig, zum Beispiel wollte es warm haben — aber nicht zu warm; Erlaucht die Frau Gräfin hingegen kühl — aber nicht zu kühl. Nun können sie sich vorstellen, wie schwer das zu machen war. Und dann im Kinderzimmer! Da wachte der Doktor wie der Teufel darüber, daß immer auf einen bestimmten Grad geheizt sei — nicht eine Linie darüber, und keine darunter. Da mußte man also das feinste Auge für das Thermometer besitzen. Aber auch die vielen und verschiedenartigen Gäste stellte ich zufrieden; sogar die Hofmeister und Gouvernanten. Unsere alte, lustige Französin behauptete immer, daß ich ein wahrer bijou sei, und die schöne Engländerin, die Miß Roberts, nannte mich nie anders, als my dear Fridolin."

Diese Fremdwörter, mit welchen Herr Fridolin offenbar seine ausgebreiteten Sprachkenntnisse erhärten wollte, wurden so eigentümlich vorgebracht, daß ich alle Mühe hatte, mein Lachen zu einem Lächeln herabzudrücken. „Ich weiß, ich weiß," sagte ich, „Sie waren ein Liebling der Damen".

„Nun ja. Aber ich habe mich auch rechtschaffen geplagt

und nebenbei manches Unangenehme erdulden müssen. Und insofern begreif' ich es wohl, daß das Dienen nicht jedermanns Sache ist. Nun gar bei hohen Herrschaften. Die sind nicht gewohnt, Rücksicht zu nehmen. Zu jeder Stunde des Tages und der Nacht muß man zur Verfügung stehen. Empfindlich darf man schon gar nicht sein; denn die Worte werden nicht auf die Wagschale gelegt — und manchmal kommt es auch zu gewissen Handgreiflichkeiten. Auch muß man Spaß verstehen, wenn einen die jungen Herren unversehens überreiten — oder einem eine Ladung Vogeldunst nach hinten versetzen. Manchmal beliebt es ihnen sogar, einem, wenn man gerade im besten Schlafe liegt, den Strohsack unter dem Leibe anzuzünden und im entscheidenden Augenblicke einen Kübel Wasser über das Ganze auszugießen. Da heißt es, gute Miene zum bösen Spiel machen — und mitlachen; denn merken sie, daß es einen verdrießt, treiben sie's noch ärger. Nun, jeder Stand hat seine Schattenseiten, und überall gibt es irgend etwas hinunterzuschlucken. Manchmal noch weit Ärgeres — wenn es auch nicht darnach aussieht. Und schließlich wird unsereins für seine Ausdauer belohnt. Ich selbst zum Beispiel verdanke alles, was ich jetzt bin und habe, eigentlich doch nur einem solchen Spaß — wenn er mir auch bald das Leben gekostet hätte."

„Wieso?"

„Nun hören Sie. Es war in einem sehr strengen Winter, und der Eissport auf dem großen Teiche im Park wurde eifrig betrieben. Eines Sonntags ging es dort besonders lebhaft zu; denn aus der Nachbarschaft hatte sich von allen Seiten Besuch eingefunden. Ich stand damals schon im Dienste meines Herrn und mußte mich gleichfalls auf dem Eise halten, um Schlittschuhe zu schnallen, Zigaretten und Kognak herumzureichen. In der Mitte des Teiches war der Fische wegen eine viereckige Öffnung ausgehackt, gerade so groß, daß ein Mensch hindurch konnte. Anfänglich bewegte man sich auf Distanz

daran vorbei; dann aber wurden die jungen Kavaliere immer übermütiger und suchten sich gegenseitig dem Loche zuzudrängen, damit irgend einer zum Vergnügen der anwesenden Komtessen, die nur darauf zu warten schienen, hineinplumpse; was jedoch nicht so leicht angehen wollte, denn sie waren alle fix und gewandt wie die Teufel. Ich mußte mich entfernen, um schwere Zigarren zu holen, die verlangt wurden, und süßen Likör für die Damen. Wie ich nun, das Kistchen in der einen, die Flasche in der anderen Hand, eiligst zurückkehrte, ruft einer — der junge Graf von Ostrov war's — ‚Holla! Der Fridolin! Den sollte man untertauchen!' ‚Ja, ja, untertauchen! Den Fridolin untertauchen!' schrieen alle durcheinander, die Komtessen nicht am wenigsten. Nun stellen Sie sich meine Situation vor. Ich war durch das Hin- und Herrennen ganz in Schweiß gekommen — und nun sollte ich ins Eiswasser hinein! Das Herz stand mir still vor Angst. Aber ich ließ es nicht merken, sondern suchte eine lächelnde Miene anzunehmen, als wäre mir die Sache ganz egal. Damit hatte ich schon manchmal Ähnliches von mir abgewendet. Aber diesmal half's nicht. Man stürzte auf mich los, packte mich bei den Füßen und schob mich kopfüber durch das verdammte Loch. Mir vergingen sofort die Sinne, und halb tot zogen sie mich heraus. Nun wurde ich freilich gleich zu Bett gebracht, frottiert, und als ich wieder zu mir selber kam, mußte ich siedend heißen Grog literweise in mich hineintrinken. Aber es nützte nichts. Schon nach einer halben Stunde brach hitziges Fieber — und im Laufe der Nacht eine Lungen- und Rippenfellentzündung aus. Da hätten Sie aber meinen jungen Herrn sehen sollen! Er hatte mehr Angst, daß ich stürbe, als ich selbst. Der Hausarzt genügte ihm nicht; es mußte um einen Professor nach Wien telegraphiert werden, und stundenlang saß er an meinem Bette, mir in einem fort Trost zusprechend, wie die Mutter dem kranken Kinde. Und sehen Sie —" er schlug auf seinen breiten Brustkasten — „ich bin wieder gesund geworden. Erlaucht aber behütete mich seit jener Zeit wie seinen Aug-

apfel. Kein unliebsames Wort hat er mir mehr gegeben, weder im Scherz, noch im Ernst — und ist mir bis heute ein gnädiger, fürsorgender Herr geblieben. Und nun kann ich es ihnen ja anvertrauen, daß ich die Hoffnung, ja die Gewißheit habe, bei Geburt seines nächsten Sprößlings, der bereits auf dem Wege ist und voraussichtlich der erwartete Sohn und Stammhalter sein wird, zum Schloßverwalter ernannt zu werden."

„Ich gratuliere. Dann haben Sie ja auch den Gipfel Ihrer Wünsche erreicht. Sie sind in der Tat ein glücklicher Mann!"

„Ja," sagte er, den Kopf zurückwerfend, „ich habe alle Ursache, Gott zu danken, und möchte, offen gestanden, mit niemandem auf Erden tauschen — nicht einmal mit einem Hofrat. Aber werden Sie es glauben," fuhr er nach einer Pause, mehr zu sich selbst sprechend, fort, „werden Sie es glauben, daß ich einmal auf dem Punkte stand, meine ganze Zukunft in den Wind zu schlagen — daß ich nahe daran war, einen der tollsten, wahnsinnigsten Streiche zu begehen, die jemals —" Er unterbrach sich, wie von einem innerlichen Grauen überwältigt.

„Was? Sie? — und einen tollen, wahnsinnigen Streich? Ein so bedächtiger, vernünftiger Mann —."

„Und doch war es so."

„Und was könnte Sie bewogen haben?"

„Die Liebe!" sagte er emphatisch, mit erhobener Hand gegen die Stubendecke blickend.

„Die Liebe? Ja, sollte denn Ihre Frau —?"

„Wer spricht von meiner Frau!" rief er abwehrend. „Die habe ich ja gar nicht geliebt — das heißt, damals nicht, obgleich ich sie bereits kannte. Ich habe sie erst später lieben gelernt. Und dann — es war auch nicht, was man so für gewöhnlich Liebe nennt: es war eine Leidenschaft."

„Eine Leidenschaft? Wahrlich, Herr Kohout, wenn ich Sie so betrachte und mir Ihr ganzes Wesen vergegenwärtige, scheint es mir fast unmöglich, daß Sie jemals —."

„Es ist mir eigentlich selbst ein Rätsel. Und doch — wenn

Sie die Person gekannt hätten, die mich so weit gebracht —" Er schwieg, in Erinnerungen versinkend.

„Aber das ist ja höchst interessant!" rief ich aus. „Möchten Sie mir denn nicht Näheres mitteilen?"

Er hob den Kopf und überlegte. „Nun, wenn es Sie wirklich interessiert, in Gottes Namen. Obgleich ich mich vor Ihnen bloßstelle. Aber Sie sind Schriftsteller und können einen Roman daraus machen. Der Teufel weiß, wie mir die ganze Geschichte gerade jetzt wieder in den Sinn gekommen ist." Er schlug wuchtig auf die Tischglocke, denn sein Glas war längst geleert. „Ein Stündchen haben wir noch Zeit", sagte er dann, nach der Wanduhr blickend, die eben fünf wies.

Herr Sykora hatte wieder das Glas gefüllt. Fridolin tat, wie um sich zu stärken, einen langen Zug. Hierauf setzte er die Zigarre in Brand, die ich ihm angeboten, und begann zu erzählen, was ich da niederschreibe. Freilich nicht ganz so, wie er es vorgebracht, nicht mit seinen höchsteigenen Worten — wie wäre dies auch möglich? Aber doch in seinem Sinne — und wie es mir eben im Gedächtnisse haften geblieben ist.

IV.

„Zur Zeit, da ich noch als Hausknecht diente, befand sich unter den vielen Frauenzimmern, die in der herrschaftlichen Waschküche beschäftigt waren, auch ein Mädchen, das Milada hieß. Ein noch blutjunges Ding, nicht viel über fünfzehn, mager und aufgeschossen wie eine Bohnenstange. Aus dem schmalen blassen Gesicht, das noch dazu immer von einem verblichenen Kopftuche halb verhüllt war, blickten zwei große Augen, schwarz und glänzend wie Steinkohle. Sie war die jüngste Tochter eines Maschinenschlossers, der bei den Eisenwerken in Arbeit stand. Frühzeitig Witwer geworden, besaß er vier heranwachsende Kinder, davon jedes, sobald es nur anging, in seiner Art Geld verdienen mußte. Der mürrische, hartherzige Vater sprach

mit ihnen die ganze Woche hindurch kaum ein Wort; nur an den Sonnabenden, wo sie ihm das Erworbene ablieferten, brummte und schalt er, wenn er sah, daß das eine oder das andere ein paar Kreuzer für sich selbst verwendet hatte. Was nun Milada betrifft, so wurde sie im Schlosse fast gar nicht beachtet, denn sie nahm sich, wie gesagt, sehr unscheinbar und unfertig aus. Selbst die Stallburschen, die in der Nähe der Waschküche hausten und gern allerlei Unfug trieben, fühlten sich nicht versucht, mit ihr zu schäkern; höchstens, daß sie ihr, wenn sie gerade vorüberkam, einige höhnische Worte nachriefen. Mir aber gefiel sie, weil sie immer still vor sich hinblickte und unverdrossen ihrer Hantierung nachging, die ihrem schmächtigen Körper große Anstrengungen auferlegte. Mir tat das Herz weh, wenn ich sah, wie sie keuchend schwere Körbe mit Wäsche oder gefüllte Eimer trug, die ihr fast die Arme aus den Schultern renkten. Und wenn ich gerade Zeit hatte, war ich ihr in der einen oder andern Weise behilflich, so weit dies, ohne daß es auffiel, geschehen konnte. Denn ich wollte mir vor den anderen nichts vergeben; auch befolgte ich den Grundsatz, daß ich mich von Weibsleuten so fern wie möglich halten müsse. Denn Liebschaften — und nun gar solche mit Nebenbediensteten, machen zerstreut, lenken von der Arbeit ab und können, da ja Gelegenheit geboten ist, leicht zu den ärgsten Unzukömmlichkeiten führen."

„Das war sehr wohl überlegt, Herr Kohout", unterbrach ich ihn. „Daran erkenne ich Sie."

„Ja, ich habe sehr früh begonnen, zu überlegen und alle Verhältnisse in Betracht zu ziehen. So blieb es auch dabei, daß ich mich der Milada nicht weiter näherte, obgleich sie, wie es wir schien, nichts dagegen gehabt hätte. Nur einmal, als gerade Jahrmarkt war, kaufte ich ein hübsches blaues Tuch mit weißen Tupfen und steckte es ihr heimlich zu. Ich sah, wie sie vor Freude ganz rot wurde. Dann sagte sie mit ihrer hellen, aber sanften Stimme, die sie selten genug vernehmen ließ:

‚Ich danke dir, Bedřich,‘ — ich hörte es gern, daß sie mich nicht wie die anderen Fridolin nannte. — ‚ich danke dir. Das Tuch gefällt mir sehr.‘ Ich gestehe, daß es mich nun anwandelte, sie zu umarmen und zu küssen, denn wir befanden uns ganz allein in dem schmalen Hinterhofe, wo sie eben einige Stücke seiner Putzwäsche an die Trockenleine hängte. Aber ich beherrschte mich und eilte fort — und von dem Tag an wich ich ihr absichtlich aus, denn ich fühlte, daß jetzt die größte Gefahr drohe. Zudem verlor ich sie ohnehin bald gänzlich aus den Augen. Ihre ältere Schwester, die dem Vater die Wirtschaft führte, war erkrankt — und da mußte sie nun selbst einspringen. Dann kam ein Winter, den die Herrschaft in Wien zubrachte. Im nächsten Sommer jedoch war Milada wieder bei der Arbeit in der Waschküche, und da konnte man wahrnehmen, daß sie sich inzwischen schon sehr entwickelt hatte; auch ihr Gesicht war um vieles schöner und lieblicher geworden. Aber so sehr es mich zu ihr hinzog, hielt ich mich doch zurück; denn ich war damals gerade in die Dienste meines jungen Herrn getreten, und da war, wie Sie begreifen, doppelte Vorsicht geboten."

„Ich bewundere Ihre Selbstbeherrschung."

„Ja, damals beherrschte ich mich. — Nun traf es sich, daß die Herrschaft einen Maler zu Gast hatte. Einen Professor an der Kunstakademie — vielleicht kennen Sie ihn — der die Ferien hier zubringen wollte. Er war schon ein älterer Mann — an die Fünfzig, aber noch sehr frisch und lebenslustig — und dabei von so ungezwungenem Benehmen, daß es schon einigermaßen ans Unanständige grenzte. Kein Mädchen im Schlosse war vor ihm sicher — meine Frau, die damals bei den Komtessen war, hat mir noch später davon erzählt. Aber auch sonst trieb er sich überall herum, wo er bunte Röcke vermutete: im Wirtschaftshofe, bei der Dreschscheune — ja selbst im Kuhstall. Und dabei hatte er nicht einmal die Ausrede, daß er nach Modellen suche, denn er malte bloß Landschaften, in welchen kein lebendes Geschöpf zu sehen war. So trat er denn auch

eines Tages seinem vollen Umfange nach — er war nämlich sehr dick — ganz plötzlich in die Waschküche, zum Entsetzen der Weiber, die sämtlich, der Augusthitze wegen, so wenig wie möglich am Leibe hatten. Alle schrien und kreischten durcheinander und suchten ihre Blößen so gut es anging zu verbergen. Das aber machte ihm den größten Spaß, und lachend schritt er von der einen zur anderen, unbekümmert um das Seifenwasser, das man ihm von allen Seiten zur Abwehr entgegenspritzte. So war er durch das Getümmel und den Qualm, der in der Küche herrschte, bis in die Plättkammer vorgedrungen, wo einige Mädchen bei ihrer Arbeit am Laden standen, darunter auch Milada. Als der Professor die erblickte, machte er Halt und betrachtete sie mit offenem Munde. Wenigstens fünf Minuten lang hat er sie so angestarrt, den Kopf hin- und herwiegend, ohne ein Wort zu sprechen. Dann drehte er sich auf dem Absatz um und ging.

Bei Tafel aber erzählte er den Herrschaften, die an seiner Weise Gefallen fanden, er sei in der Waschküche gewesen, und habe dort ein Mädchen angetroffen, das er als Schönheit ersten Ranges bezeichnen müsse. Namentlich was ihren Wuchs betreffe; denn in dieser Hinsicht könne sie jedem Bildhauer Modell stehen zu einer Hebba oder Hebbe — eine solche weibliche Gottheit nannte er. Anfangs lachte man ungläubig, besonders die französische Gouvernante; die Frau Gräfin-Mutter jedoch, welche, wie Sie ja wissen, eine sehr kunstsinnige Dame ist und an derlei großes Interesse nimmt, gab nach Tisch ihrer Kammerfrau den Auftrag, die Beschließerin zu rufen. Diese wurde angewiesen, das Mädchen unter einem passenden Vorwande ins Schloß zu bringen. So trat denn Milada, die sich nur rasch das Haar zurecht gestrichen hatte, bald darauf mit einem Korbe voll eben geplätteter Tafelwäsche, die vorgezeigt werden sollte, in den Salon, in welchem sich außer dem Professor nur die Damen befanden; die Herren hatten sich in das Rauchzimmer zurückziehen müssen. Milada wurde nun von allen Seiten betrachtet.

man richtete einige Fragen an sie, und nachdem sie wieder gegangen war, erhob sich ein großer Meinungsstreit. Die Komtessen, sowie die meisten der anwesenden Damen wollten das Urteil des Professors nur mit bedeutenden Einschränkungen gelten lassen; die alte Mamsell soll sogar heftig abwehrend gestikuliert und etwas wie mauvais goût haben verlauten lassen. Aber Ihre Erlaucht legte sich ins Mittel und sagte: ,Nein, nein, der Herr Professor hat sich als sehr feiner Kenner erwiesen. Das Mädchen ist wirklich von ganz besonderer Schönheit. Aber in ihrem Blick ist etwas, das mir nicht gefallen will. Ich halte diese Milada für eine gefährliche Person.'

Begreiflicherweise — denn die Wände haben Ohren — verbreitete sich das alles gleich einem Lauffeuer und erweckte die Eifersucht der übrigen weiblichen Bediensteten im höchsten Grade. Man ließ nicht ab, Milada zu begaffen, zu belauern, zu kritisieren, und zerbrach sich den Kopf darüber, wie der Ausspruch Ihrer Erlaucht, daß sie das Mädchen für eine gefährliche Person halte, eigentlich zu verstehen sei. Einige meinten, die Herrin habe Anlagen zum Diebstahl oder zu sonstigen Verbrechen bei ihr wahrgenommen. Die Kammerfrau aber, welche auf ihre eigene, freilich schon etwas schadhafte Schönheit sehr stolz war, lächelte überlegen und sagte, es wäre wohl möglich, daß auch solche Anlagen vorhanden seien, Ihre Erlaucht jedoch habe den Ausspruch lediglich mit Beziehung auf das männliche Geschlecht getan, und da könne sie (die Kammerfrau) nicht einsehen, weshalb gerade diese Wäscherin gefährlicher sein sollte, als andere.

Mir aber war bei dem Gerede und Gezischel recht übel zu Mute. Denn obgleich ich, wie Sie wissen, jede Annäherung an Milada vermied, so hatte ich sie doch sozusagen ins Herz geschlossen — und wer weiß, was im Laufe der Zeit geschehen wäre, wenn die Frau Gräfin jene Bemerkung nicht gemacht hätte, die mich nun vollends abschreckte."

„Sehr begreiflich!" stimmte ich bei. „Und hat sich in der Folge irgendwie herausgestellt —"

„Nur zu bald. Denn schon in nächster Zeit traf hier zu Besuch ein polnischer Fürst ein, der allerlei Dienerschaft mitbrachte, darunter auch einen sogenannten valet de chambre, der sich auf den Franzosen hinausspielte, in Wirklichkeit aber nichts anderes war, als ein Coiffeur oder Barbiergeselle aus irgend einer polnischen Stadt. Er hatte auch nichts weiter zu tun, als seinen Herrn drei- oder viermal des Tages zu frisieren und ihm den feinen rötlichen Bart zu kräuseln. Alles übrige besorgte ein Leibjäger in verschnürtem Kaftan, und so konnte der Schwengel die Zeit mit Flanieren hinbringen, gewöhnlich von Kopf bis zu Fuß weiß angezogen, eine bunte Kravatte vorgesteckt, die Hände in den Hosentaschen und eine kaum sichtbare Zigarette zwischen den Lippen. Dabei behandelte er uns herrschaftliche Diener so von oben herab; selbst die Frauenzimmer übersah er — bis er endlich eine ausgeschnüffelt hatte, die nach seinem Geschmack war. Als ich eines Morgens an dem Hinterhofe vorbeiging und, ohne an etwas zu denken, durch das offene Tor blickte, sah ich, wie er bei Milada an der Trockenleine stand und zärtlich in sie hineinredete. Ich gestehe, daß mich eine wahnsinnige Eifersucht befiel. Es trieb mich, auf den windigen Kerl loszustürzen und ihn an der Kehle zu packen. Aber ich beherrschte mich und unbemerkt ging ich wieder, obgleich es mir fast das Herz abdrückte. Bald darauf war Milada nicht mehr im Schlosse zu sehen, denn ihre Schwester hatte geheiratet und mußte im Hause des Vaters ersetzt werden; auch der Fürst blieb nicht mehr lange und reiste mit seinen Leuten ab. Ich aber konnte die Geschichte nicht aus dem Sinn bringen, sie ließ mir bei Tag und Nacht keine Ruhe; ich war steinunglücklich. Erst im Verlauf des Winters, nachdem ich mit meinem jungen Herrn nach Italien gegangen war, wurde mir leichter. Vergessen konnte ich freilich nicht; denn noch in Neapel habe ich des Nachts einen bösen Traum gehabt, der mich an alles wieder erinnerte. Als es aber gegen Ende Mai an die Heimkehr ging, da nahmen meine Gedanken eine andere Wendung und be-

schäftigten sich ganz angenehm mit Milada. Wie es ihr während der ganzen Zeit ergangen sein möchte? Wie sie zu mir reden würde, wenn ich sie aufsuchte? Und dergleichen mehr. Freilich drängte sich auch immer das Bild des verdammten polnischen Haarkräuslers dazwischen. Aber der war fort — und das Ganze brauchte ja nicht mehr gewesen zu sein, als so eine kleine Liebelei, an die sie vielleicht gar nicht mehr dachte. Kurz, ich empfand eine große Sehnsucht nach ihr und konnte es kaum erwarten, wieder an den Ort zu gelangen, wo ich in ihrer Nähe war. So geschah es auch, daß mein erster Gang im Schlosse der Waschküche galt. Ich wußte wohl, daß ich sie dort nicht finden würde; aber ich konnte etwas über sie erfahren von den anderen Weibern.

Die standen, als ich eintrat, von ihren Trögen entfernt, in einem Haufen beisammen und bemerkten mich gar nicht. Denn sie sprachen, mit den Armen in der Luft herumfuchtelnd, über etwas, das sie offenbar in große Aufregung versetzte. Da sie aber alle durcheinander schrien, konnte ich nicht verstehen, um was es sich eigentlich handelte; nur den Namen Milada glaubte ich wiederholt zu vernehmen.

Endlich gewahrte mich eine. ‚Je, der Kohout!‘ rief sie. Und die anderen darauf, sich mir zuwendend: ‚Der Kohout! Der Bedřich! Der Fridolin! Der wird sich auch wundern!‘

‚Was gibt es nur?‘ schrie ich sie an. ‚Was habt ihr denn?‘

‚Die Milada! Die Milada!‘

‚Was ist's mit der Milada?‘

Und nun alle wie mit einer Stimme: ‚Ihr Kind hat sie umgebracht! Das Kind, das sie von dem französischen Kammerdiener gehabt hat! Vor einer halben Stunde hat sie der Gendarm vom Hause weggeholt!‘

Mir war's, als hätte ich einen Schlag vor den Kopf und einen Messerstich ins Herz bekommen. Was ich darauf erwiderte und wie ich aus der Waschküche herauskam, weiß ich heute nicht mehr ....“

Er sank erschöpft in sich zusammen und trank langsam die Neige seines Bieres aus. „Drei Jahre hat man ihr gegeben," schloß er jetzt mit dumpfer Stimme.

Eine Pause trat ein.

„Lieber Herr Kohout," sagte ich endlich, „das ist allerdings eine Geschichte, die Ihnen sehr nahe gegangen. Aber von einer so besonderen Leidenschaft Ihrerseits habe ich, offen gestanden, bis jetzt nicht viel bemerken können."

„Warten Sie nur!" erwiderte er, die Hand erhebend. „Ich muß mir erst ein frisches Glas bestellen. Sie sehen ja, daß ich noch jetzt ganz angegriffen bin."

Nachdem das Glas erschienen war, und Herr Fridolin sich gelabt hatte, fuhr er folgendermaßen fort:

V.

„So schwer mich, wie gesagt, dieses Ereignis traf, so war es doch ein solches, das gewissermaßen ein Heilmittel in sich selbst trug: es war eben zu arg. Wie konnte, wie durfte ein Mensch, wie ich, fernerhin an eine Zuchthäuslerin — an eine Kindesmörderin auch nur denken! Abscheu und Verachtung mußten da jedes andere Gefühl ersticken. Auch trat ich nicht lange darauf mit meinem Herrn die große Reise nach Paris, London und übers Meer an. Da lernte ich die Welt kennen, von der ich bis jetzt nur ein winziges Stückchen gesehen hatte; läßt sich doch Italien, so sehr kunstverständige Leute dafür schwärmen, mit Frankreich und England nicht vergleichen — geschweige mit Amerika, das die Großartigkeit selbst ist. Ich konnte bei unserer Rückkehr sagen, daß ich mich in jeder Hinsicht ausgebildet hatte, und so durfte ich mich auch der Hoffnung hingeben, mit der Zeit Kammerdiener im gräflichen Hause zu werden. Dies war damals das höchste Ziel, welches mir vor Augen schwebte; denn daß ich einmal eine Stellung, wie meine jetzige, erreichen würde, ließ ich mir ja nicht träumen.

So vergingen zwei Jahre. Da traf es sich, daß mein Herr wieder einmal für ein paar Tage zur Hühnerjagd nach Ostrov ging. Das dortige Schloß hat keinen Überfluß an Räumlichkeiten, daher auch die Jagdgäste ihre Diener nicht mitzunehmen pflegten. Somit hatte ich Ferien, die ich vergnüglich ausnützen wollte. Vor allem dachte ich daran, den Förster Brodsky im Tiergarten-Revier zu besuchen. Der alte Mann, der inzwischen gestorben ist, sah es gerne und war sehr stolz darauf, wenn jemand aus dem Schlosse, der der Herrschaft näher stand, in seine Waldeinsamkeit kam; auch hatte er gutes Bier eingelagert; freilich nur Landbier; aber damals war ich durch das Pilsener noch nicht verwöhnt.

Sie wissen, um zu dem Forsthause zu gelangen, muß man an dem sogenannten Feenteich vorüber. Dorthin begab sich früher, als die erlauchten Kinder erst heranwuchsen, die Herrschaft an schönen Nachmittagen sehr oft. Man nahm allerlei Erfrischungen mit, lagerte sich unter den hohen Fichten am Ufer, fischte, oder trieb sich in kleinen Booten auf dem spiegelhellen Wasser umher. Aber schon zu jener Zeit war es dort sehr öde. Die Kähne lagen umgekippt auf der Böschung und vermorschten zusamt der Badehütte, die kaum mehr ein Mensch benützte.

Als ich mich so gegen abend dem Teiche zu bewegte, sah, ich jenseits auf dem brüchigen Stieglein der Hütte eine Frauensperson sitzen, die sich sonderbar ausnahm. Ihr Haar war gelöst, so daß es in langen schwarzen Strähnen Schultern und Rücken bedeckte; das Kleid hatte sie teilweise aufgeschürzt, und einer ihrer Füße hing nackt und bloß ins Wasser hinein. Das Gesicht konnte ich nicht sehen; denn sie saß mit gesenktem Kopfe von mir abgewandt. Als ich näher kam, blickte sie mit einer halben Wendung auf — und nun erkannte ich Milada. Ja, sie war es, die jetzt mit einem Schrei empor fuhr, das Stieglein hinan und längs der Uferwandung mit fliegenden Haaren herbeieilte. ‚Bedřich!‘ rief sie, die Arme ausbreitend, ‚Bedřich!“

Mir war, als hätte mich der Blitz getroffen. Ich fühlte es wie Blei in den Beinen; aber ich trachtete, so rasch wie möglich fortzukommen, ohne mehr einen Blick auf sie zu werfen.

‚Aber Bedřich, so warte doch!‘ rief sie. Ich blieb jetzt stehen, denn sie war schon dicht hinter mir her, und geradezu davonlaufen wollt' ich nicht; das hielt ich unter meiner Würde. ‚Na, was gibt's?‘ rief ich, so barsch ich nur konnte.

Nun stand sie vor mir und warf mit beiden Händen das Haar zurück. ‚Kennst du mich nicht mehr?‘ fragte sie, schwer atmend.

Ich hatte mich inzwischen gefaßt. ‚O ja, ich kenne dich schon,‘ erwiderte ich, ‚aber gerade deswegen —‘

‚Verachtest du mich,‘ sagte sie mit einem bösen Blick. ‚Verachtest du mich, weil ich ins Unglück gekommen bin. Aber wer war schuld daran? Du!‘

‚Ich!?‘

‚Ja, du!‘ wiederholte sie und sah mich mit den schwarzen Augen fest und eindringlich an. ‚Kannst du's leugnen, daß du mich gern gehabt hast?‘

‚Wer sagt das?‘

‚Du hast mich gern gehabt — sehr gern. Hast mich's auch anfangs merken lassen. Aber du wolltest es vor den andern nicht zeigen — aus Furcht, es könnte dich in Verruf bringen und dir schaden. Und als du beim jungen Herrn Bedienter geworden bist, hast du dich ganz von mir abgekehrt. Das hat mir weh getan; denn ich hab' dich lieb gehabt. Und deshalb hat's auch der Franzos' durchgesetzt.‘

Ich weiß nicht, wie es kam, aber ich ärgerte mich, daß sie den Lumpen so nannte. ‚Das war kein Franzos',‘ rief ich, ‚das war ein Polack!‘

‚Meint'wegen! Mir war ja der Mensch mit seinen angefaulten Zähnen gleich im Anfang zuwider. Aber er ist immer um mich herumgestrichen wie ein spinnender Kater. Auch zu Haus hatt' ich keine Ruh' vor ihm. Brief auf Brief hat er

mir geschrieben und mir goldene Berge versprochen, wenn ich ihn heiraten wollte. Er werde sich selbständig machen und irgendwo in einer großen Stadt ein Geschäft einrichten. Da gab ich zuletzt nach. Und als ich am Kirchtag mit ihm zum Tanz ging — da war's auch geschehen. Am nächsten Morgen ist er mit seinem Herrn abgereist — auf Nimmerwiedersehen. Er hat's gewußt — ich nicht.'

‚Deshalb durftest du doch dein Kind nicht umbringen.'

‚Mein Gott, ich war verzweifelt! Und eigentlich wollt' ich's ja auch nicht umbringen. In meiner Angst vor dem Vater hab' ich's zwischen Tannenreisern versteckt. Die lagen auf einem Haufen in der Ecke des Hofes, wo ich es spät nachts in dem offenen Scheunchen zur Welt gebracht. Als ich beim ersten Dämmern hinging, um nachzusehen, war es schon tot. Und da hab' ich den Kopf verloren und hab's im Nachbargarten verscharrt, wo man's gefunden hat. Aber was weißt du,' fuhr sie aufschluchzend fort, ‚was weißt du, was in einem unerfahrenen Mädel vorgeht, das die längste Zeit gar nicht begreift, wie etwas, das ihm nur Ekel gemacht, solche Folgen haben kann! Auch die Geschworenen wußten's nicht, die mich schuldig gesprochen. Doch nun ist's abgebüßt. Ein Jahr hat man mir sogar geschenkt, weil ich mich brav gehalten da drinnen. Und jetzt darfst du mich nicht verlassen.'

‚Was soll das heißen?'

‚Heiraten mußt du mich, Bedřich!' Und dabei trat sie ganz an mich heran und wollte mir die Arme um den Hals schlingen.

Das war mir zuviel; ich stieß sie unsanft zurück. ‚Du bist närrisch!' sagte ich kurz und wendete mich zum Gehen.

Sie hielt mich am Arm fest. ‚Nein, ich bin nicht närrisch!' rief sie. ‚Ich will dir sagen, weshalb ich vorhin dort am Teich gesessen bin. Hinein wollt' ich. Was blieb mir auch anderes übrig? Beim Vater halt' ich's nicht aus; der wollte mir ohnehin gleich die Tür vor der Nase zuschlagen. Ein Dienst ist auch

jetzt nicht so bald zu bekommen — und eine ganz Schlechte, wie ich sie da drinnen kennen gelernt, möcht' ich nicht werden. Aber ich hab' noch zum letztenmal nachgedacht, ob es nicht doch einen Weg gäbe, der mich aus dem Elend hinausführt, ohne daß ich's notwendig hätte, mich umzubringen. Da erblickte ich dich! Das war mir wie ein Fingerzeig!‘

Mir war bei dem allen ganz wirblig im Kopfe geworden. Ich konnte mich, obgleich ich es wollte, nicht losmachen und blieb halb abgewendet stehen.

‚Du hast mich ja noch immer gern! Nicht wahr, Bedřich? Schau mich nur an!‘ drängte sie.

Ich tat wirklich, was ich vermeiden wollte, und blickte nach ihr hin. Sie stand da, leicht vorgebeugt, die Augen lauernd auf mich gerichtet. Über ihr loses Kleid fielen die Haare bis zur Kniebeuge hinab, und trotz des geheimen Grauens, das ich vor ihr empfand, sah ich, wie schön sie war — eigentlich noch viel schöner als früher, trotz der zwei Jahre, die sie im Zuchthaus gesessen.

‚Und ich hab' dich auch noch gern‘, fuhr sie fort. ‚Darum wirst du mich nicht verlassen!‘

Sie brachte ihr Gesicht dem meinen so nahe, daß ich ihren Atem spürte. Ich fühlte, wie meine Kraft schwand und sagte fast kläglich: ‚Aber was soll ich denn tun? Du mußt doch einsehen, daß es unmöglich ist — ganz unmöglich —‘

‚Warum sollt' es unmöglich sein?‘ unterbrach sie mich rasch. ‚Wenn du nur willst! Das andere wird sich schon finden. — Aber wohin gehst du denn jetzt eigentlich?‘

Diese Frage gab mir die Besinnung wieder.

‚Ich muß zum Förster‘, antwortete ich kurzweg. ‚Und das gleich.‘

‚Nun, geh' nur, geh'‘, sagte sie, ‚ich halte dich nicht länger. Aber morgen kommst du wieder hierher.‘

‚O nein, das werd' ich nicht tun!‘

‚Du wirst schon,‘ erwiderte sie, indem sie mir schmeichelnd das Kinn berührte. ‚Du hast doch Zeit?‘

Ihre Zuversicht brachte mich auf. ‚O ja, Zeit hätt' ich schon,‘ rief ich hochmütig, ‚denn mein Herr ist auf der Jagd in Ostrov. Aber ich werde nicht kommen.‘

Sie beachtete meine Weigerung gar nicht und sagte nachdenklich. ‚Das trifft sich ja gut. Da kann ich dich gleich in der Früh' erwarten. So um acht oder neun. Nicht wahr, du kommst?‘ fügte sie jetzt, mich zärtlich anblickend, hinzu. Und eh' ich mich dessen versah, hatte sie mich mit beiden Armen umfaßt und mir einen Kuß auf den Mund gedrückt.

Ich riß mich mit Gewalt los und eilte fort.

VI.

Ich war aber kaum fünfzig Schritte weit in den Wald hineingegangen, als ich den Kuß gewissermaßen nachzuschmecken begann; es war mir, als spürte ich die weichen, warmen Lippen Miladas noch immer auf den meinen. Auch kam mir alles, was sie da gesprochen und vorgebracht hatte, in den Sinn, und je länger ich darüber nachdachte, je mehr wollte es mir scheinen daß sie eigentlich recht habe. Ja, wenn ich damals mit beiden Händen zugegriffen hätte, es wäre für sie alles anders gekommen! Ich war froh, daß ich endlich das Forsthaus erreicht hatte und so auf andere Gedanken gebracht wurde. Der freudige Empfang, der mir zuteil wurde, die neugierigen Fragen, die der Alte und seine Frau an mich richteten, verscheuchten meine Grillen, so daß ich nach dem Nachtmahl noch ein paar ganz heitere Stunden zubrachte, in dem ich mit dem Förster wacker drauf los trank. Aber während des Heimweges durch den stillen, lautlosen Wald überfiel es mich von neuem. Es war eine helle Mondnacht, und als ich wieder an dem Feenteich vorüberkam, da drehte sich mir das Herz förmlich im Leibe herum. Daß ich zu Hause nicht einschlafen konnte, begreifen Sie wohl; und als es endlich

geschah, hatte ich die verworrensten und schreckhaftesten Träume. Ich sah das tote Kind versteckt zwischen den Reisern liegen; Milada stand dabei und weinte bitterlich. Plötzlich aber befand ich mich selbst neben ihr — und da lachte sie laut auf und klatschte in die Hände. ‚Ach, Bedřich, da bist du! Nun ist alles gut! Du bist ja der Vater!' Und nun kamen zwei Gendarmen, um uns zur Trauung in die Kirche zu führen. So tolles Zeug träumte mir.

Als ich am Morgen wie zerschlagen erwachte, überfiel mich sofort der Gedanke, daß sie mich heute am Teich erwarte. Hingehen darfst du nicht, sagte ich zu mir selbst, um keinen Preis — sonst bist du ein verlorener Mann! Aber da kam mir der marternde Zweifel, ob denn die Sache, wenn ich nicht hinginge, auch wirklich abgetan wäre? Nein: Milada wird nicht nachgeben, wird alles anwenden, deiner habhaft zu werden. Sie wird jede mögliche Gelegenheit benützen, um dich zu umgarnen. Sie wird dir auflauern — wird sich am Ende vielleicht gar ins Schloß einschleichen! Nein, das wäre entsetzlich! Und so überredete ich mich schließlich, daß es am geratensten sei, hinzugehen und mit entschiedenem Ernst das letzte Wort zu sprechen. Nur so war es möglich, sie zur Überzeugung zu bringen, daß zwischen ihr und mir keine Gemeinschaft bestehen könne. Infolgedessen machte ich mich auch um die achte Stunde auf den Weg.

Je näher ich dem Orte kam, desto heftiger pochte mir das Herz. Ich fühlte, daß ich einem schweren Kampfe entgegenging, bei welchem mich der Anblick Miladas wehrlos machen würde. Wiederholt dachte ich daran, umzukehren — aber es zog mich immer wieder vorwärts.

Als ich eintraf, saß sie schon in einiger Entfernung vom Ufer auf einer Schicht abgeholzter Baumstämme. Ich hatte vorausgesetzt, daß sie mir entgegeneilen würde, und mich schon zur Abwehr einer Umarmung bereit gehalten. Ich war also fast enttäuscht, als sie sitzen blieb und mich immer näher an sie herankommen ließ. Endlich erhob sie sich und ging langsam auf mich zu.

‚Grüß dich Gott, Bedřich', sagte sie ganz ruhig.

Ich schwieg und suchte eine strenge Miene anzunehmen, was mir aber nicht gelang, denn ich mußte sie, ob ich nun wollte oder nicht, mit Wohlgefallen betrachten. Sie trug heute ein knappes, lichtes Kattunkleid, das ihr nicht ganz bis zu den Knöcheln reichte und saubere Halbschuhe sehen ließ. In dem sorgfältig aufgesteckten Haar hatte sie ein paar von den gelben Blumen befestigt, die gerade an versumpfenden Uferstellen des Teiches wucherten. Und um Hals und Nacken schimmerte, lose geknüpft, ein blaues Seidentuch, dessen vordere Zipfel sie jetzt mit den Fingern auseinanderzog.

‚Kennst du das Tuch, Bedřich?' sagte sie und sah mich zärtlich an. ‚Es ist dasselbe, das du mir vor fünf Jahren geschenkt. Freut es dich nicht, daß du es noch an mir siehst?'

Mir wurde ganz wehleidig zumute bei der Erinnerung, und unwillkürlich erwiderte ich: ‚Es würde mich schon freuen —'

‚Wenn es anders wäre', ergänzte sie seufzend. ‚Auch mir wär's lieber. Aber da es nicht so ist, so müssen wir trachten, daß es anders wird. Hast du schon darüber nachgedacht?'

Jetzt war der entscheidende Moment da; jetzt galt es, sich unerschütterlich zu zeigen. Ich raffte also meine ganze Kraft zusammen und sagte: ‚O ja, ich habe nachgedacht. Und deshalb bin ich auch gekommen, um dir zu sagen —'

‚Sag's nicht, Bedřich', unterbrach sie mich rasch, indem sie mir die Hand vor den Mund hielt. ‚Sag's nicht! Es kommt dir doch nicht vom Herzen. Aber ich hab' *auch* nachgedacht und herausgefunden, daß alles ganz gut zu machen ist, wenn du nur willst.'

‚Ich will aber nicht!' stieß ich mit Anstrengung hervor.

‚O, du willst schon!' erwiderte sie, sich an mich schmiegend, ‚du willst schon! Du getraust dich nur nicht, es dir einzugestehen — gerade so wie damals. Aber wie's auch sei: anhören mußt du mich.'

Das hätt' ich nun rundweg abschlagen sollen. Aber ich

brachte es nur zu einem kleinlauten: ‚Was nützt's, wenn ich dich anhöre?‘

‚Hör' nur, und du wirst sehen, daß ich recht habe. Aber da unten beim Wasser wollen wir nicht bleiben; es könnte doch irgendwer vorüberkommen. Gehen wir höher in den Wald hinauf.‘ Und sie bewegte sich auch gleich, ohne meine Einwilligung abzuwarten, dem nächsten Pfade zu, der sich steil durch die Fichten emporwand. Ich hätte umkehren sollen. Aber ich tat's nicht, sondern folgte der schlanken Gestalt, die den Saum ihres Kleides aufgenommen hatte und leicht vor mir herschritt.

So gelangten wir höher und höher und kamen endlich zu einer kleinen Felsengruppe, die auf einer freieren Stelle zwischen jungen Schößlingen emporragte.

Milada hielt still und blickte um sich. ‚Da wollen wir sitzen‘, sagte sie und ließ sich, ihr Kleid zusammennehmend, an einem der Felsblöcke in trockenes Moos nieder.

Mir hatte das Herz schon während des Anstieges heftig zu schlagen begonnen, und jetzt, da ich mich in dieser völligen Abgeschiedenheit mit ihr allein sah, faßte mich eine Art Taumel, so daß ich gegen meinen Willen neben ihr hinsank.

‚So, nun wollen wir reden‘, fuhr sie fort, indem sie meine Hand ergriff. ‚Glaub' mir, Bedřich, ich weiß recht gut, wie dir zumut ist, und begreif's auch, daß du dich nicht gleich in alles finden kannst. Aber es wird schon gehen; man muß dir nur den Weg zeigen und dich darauf hinführen.‘

Ich wollte meine Hand zurückziehen; sie aber hielt sie zwischen ihren beiden fest. ‚Schau, Bedřich, dein Herr hält große Stücke auf dich und ist dir sehr gewogen. Wenn du ihn schön bittest, so gibt er dir gewiß irgend einen Posten. Etwa als Aufseher oder Wagmeister in einer der Fabriken — oder auch bei den Kohlenwerken in Schlesien. Dann kannst du mich heiraten.‘

Das war so recht nach Weiberart gedacht und brachte mich wieder zu mir selbst. ‚Da sieht man,‘ versetzte ich ärgerlich,

,wie leicht du alles nimmst! Wahr ist es schon, mein Graf hält große Stücke auf mich. Aber gerade deswegen wird er mich auch nicht von sich lassen wollen. Jedenfalls aber würde er mich fragen, weshalb ich mir eine solche Veränderung wünsche. Und wenn er dann erführe, daß ich dich heiraten will — nun, ich will dir nicht weh' tun. Aber das Weitere kannst du dir denken.'

Sie blickte finster vor sich hin. ,Ja, ich kann es mir denken. Aber du kannst ihm auch sagen, daß du an meinem Unglück schuld bist — und daß du's wieder gut machen willst.'

,Dann würd' er mich für verrückt halten!' fuhr ich auf. ,Und mich vielleicht davon jagen — aber mir gewiß keinen anderen Posten geben.'

,Das wär' auch noch nicht das Ärgste!' rief sie heftig, und ihre Augen blitzten. ,Dann gehst du mit mir in eine Gegend, wo uns niemand kennt. Du hast dir gewiß etwas erspart, und ein Handwerk verstehst du auch. Wir werden uns schon fortbringen. Daher ist es vielleicht das beste, wenn du gleich ohne weiteres den Dienst kündigst.'

,Was? Ich selbst sollte den Dienst kündigen?'

,Warum denn nicht? Bist du etwa bei der Herrschaft angebunden?'

,Ja, ich bin angebunden! Seit fünfzehn Jahren werd' ich dort gehalten wie das Kind im Haus. Der Herrschaft verdank' ich alles. Das sind meine Wohltäter!'

,Dafür aber hast du ihnen auch das Deine geleistet! Mehr als jeder andere!'

,Das war meine Pflicht. — Aber das verstehst du gar nicht.'

Sie merkte wohl, daß sie mich an einer Seite gefaßt hatte, wo mir nicht beizukommen war. Denn sie lenkte plötzlich ein und sagte ganz weichmütig: ,O ja, ich versteh' es schon, ich versteh' es schon. Ich weiß, daß du ein treues Herz hast, und begreif's, daß du an der Herrschaft hängst; ich war ja selbst gern dort. Aber schau, Bedřich, ein wenig mußt du jetzt auch an mich

denken. Und dann: so gut ein Dienst ist — eine eigene Wirtschaft ist besser. Und wenn du ein Weib hast, das dich gern hat —' Sie hatte sich bei diesen Worten mit halbem Leibe über mich gebeugt und blickte mir, den Arm um meine Schultern legend, eigentümlich in die Augen.

‚Ja, ein Weib, das im Zuchthaus gesessen!' wollt' ich ausrufen und sie von mir stoßen. Aber ich vermocht' es nicht. Ihr Blick hatte etwas Lähmendes; ich war wie betäubt.

‚Schau',' fuhr sie fort, ‚ich will dich ja nicht zwingen. Folg' nur dir selber. Ich werde einstweilen für vierzehn Tage nach Lettowitz gehen. Dort lebt ein Geschwisterkind meiner seligen Mutter, die alte Hudetz. Die behält mich gewiß einige Zeit bei sich; denn ein paar Gulden hab' ich mir — du weißt schon, wo — erarbeitet — und in Taglohn kann ich vielleicht auch gehen; der Ort ist groß, und niemand kennt mich. Dort also erwart' ich dich. Du wirst schon kommen, wie du heute gekommen bist. Du würdest sonst keine ruhige Stunde mehr haben, das weiß ich. Da kannst nicht mehr sein ohne mich!'

Sie zog mich plötzlich mit aller Kraft an sich, preßte ihre halb geöffneten Lippen auf die meinen und küßte mich, als wollte sie mir die Seele aussaugen. Die Sinne vergingen mir; ich wußte nicht mehr, was ich tat — und umfing sie jetzt gleichfalls."

VII.

„Ich brauche wohl nicht erst zu sagen," fuhr Herr Fridolin nach einer Pause tiefaufatmend fort, „daß diesem Rausch ein entsetzlicher Katzenjammer folgte. Als ich mich nach ungefähr einer Stunde von Milada getrennt hatte, war es mir, als sollt' ich jetzt gleich in den Feenteich hineingehen, dort, wo er am tiefsten ist. Was ich geahnt, gefürchtet, es hatte sich vollzogen, im Handumdrehen vollzogen: ich war ihr verfallen mit Leib und Seele. Was sollte nun geschehen!? Ratlos irrte ich unten am Waldrand längs der Felder hin und her; wohin ich die Gedanken wendete,

überall eine Mauer, an welcher ich mir, wenn ich wollte, den Schädel blutig stoßen konnte. Ein wahres Glück, daß mein Herr erst morgen zurückkam; denn heute wär' ich außerstande gewesen, meinen Obliegenheiten nachzukommen. Aber es war auch am nächsten Tage nicht viel anders, und mich wundert's heute noch, daß der Graf nichts gemerkt, oder mich doch wenigstens wegen meiner vielen Verstöße und Ungeschicklichkeiten nicht einen Esel über den anderen genannt hatte. Auch im Laufe der Woche blieb es so. Ich rang nach Entschlüssen und wußte nicht, was ich tun sollte. Etwas mußte geschehen — aber was? Den Dienst aufgeben? Ihnen kann ich's ja sagen: so gut die Herrschaft war und ist, sie würde die Kündigung nicht angenommen haben. ‚Was fällt dir ein, Fridolin?' hätt's geheißen. ‚Nein, mein Lieber, wir brauchen dich, du bleibst!' Und wenn ich's auch in irgend einer Weise durchsetzen würde — was dann? Heiraten, die Milada heiraten, auf die man, wenn wir auch an einen anderen Ort gingen, früher oder später mit Fingern weisen konnte? Nein, nie und nimmer! Denn dieser Gedanke war der entsetzlichste und machte mich fast wahnsinnig. Und dabei hatte ich doch das Gefühl, daß ich wirklich nicht mehr ohne sie leben könne. Sehen Sie (Herr Fridolin schlug jetzt verschämt die Augen nieder), ich war bis zu dieser Zeit das gewesen und geblieben, was man so beim weiblichen Geschlecht eine Jungfrau nennt. Ich hatte mich, obgleich mir auf unseren Reisen manche Gelegenheit geboten war, niemals mit irgend einem Frauenzimmer eingelassen — und ich befand mich ganz wohl dabei. Nun aber hatte mit einemmal ein so höllisches Feuer in mir zu brennen angefangen, daß mir beständig zumute war, wie einem Hirsch im September, und daß ich an mich halten mußte, um nicht sofort nach Lettowitz zu laufen. Es war zum Verzweifeln!

Als ich mich so in einer schlaflosen Nacht mit allem Möglichen und Unmöglichen abquälte, durchzuckte es mich plötzlich: ‚Wie, wenn du mit Milada nach Amerika gingest?!' Und kaum

war dieser Gedanke in mir aufgeblitzt, als er mir schon zur überzeugenden Vorstellung, zum weitausgreifenden Vorsatz wurde. Ja, auf diesem Wege war Rettung möglich, ließ sich alles durchsetzen, wovor ich bis jetzt zurückgeschaudert war. Was ich in dem merkwürdigen Lande gesehen und vernommen hatte, bestärkte mich in dem Glauben. Dort, wo sich kein Mensch um die Vergangenheit des andern kümmert, war es mir ganz ohne Scheu möglich, Milada zu heiraten. Und welche Erwerbsquellen standen mir in New York offen, wo die reichsten Leute nicht um schweres Geld die notwendige Dienerschaft auftreiben können — wo gewisse Handleistungen mit Gold aufgewogen werden müssen! Ein Stiefelputzer zum Beispiel kann dort seine zehn Dollars im Tag Einnahme haben. Mir schwindelte der Kopf! Ganz so leicht, wie sie gedacht wurde, ließ sich die Sache freilich nicht ausführen. Das Haupthindernis blieb noch immer bestehen; nämlich der Umstand, daß von der Herrschaft nicht loszukommen war. Es mußte also eine Art Flucht ins Werk gesetzt werden. Und im Nu hatte ich mir auch in dieser Hinsicht mit einer ganz niederträchtigen Findigkeit, von der ich heute gar nicht begreife, wie ich sie haben konnte, alles zurechtgelegt.

Ich besitze eine Schwester, die einen Schuster in der Hanna geheiratet hatte, und mit ihrem Manne und mehreren Kindern noch heute dort lebt. Wir hatten uns, offen gestanden, die ganze Zeit über den Teufel umeinander gekümmert, wie das so bei Geschwistern geht, die schon als Kinder getrennt werden. Jetzt aber wollt' ich vorgeben, daß ich sie nach so vielen Jahren wiedersehen möchte, um bei dieser Gelegenheit mit ihr über eine kleine Erbschaft zu verhandeln, die uns von seiten eines entfernten Verwandten zufallen dürfte. Ich würde also um einen achttägigen Urlaub bitten, den man mir nicht gut versagen konnte. Diese acht Tage genügten doppelt, um Hamburg zu erreichen. Ich hatte dort zufällig einen Auswanderungsagenten kennen gelernt, einen gewissen Swinemann, dem ich mich, da wir uns ja nicht vor dem Arm der Gerechtigkeit flüchteten, vollkommen

anvertrauen konnte. Geld besaß ich in Hülle und Fülle; denn Sie können sich denken, daß ich mir im Laufe der Zeit etwas zurückgelegt hatte. Also würde auch Swinemann mit allem einverstanden sein und uns an Bord bringen, von wo aus ich meinem Herrn ein reumütiges Geständnis ablegen und ihn um Verzeihung bitten wollte. Dieser, wie gesagt, ganz niederträchtige Plan beruhigte mich dermaßen, daß ich nun sofort einschlief.

Am nächsten Tage galt es, einen günstigen Augenblick zu erhaschen, um dem Herrn meine Bitte vorzutragen. Ich fand ihn schon am Morgen, als ich beim Ankleiden behilflich war in guter Laune, was sonst nicht immer der Fall zu sein pflegte; faßte mir also gleich ein Herz. Er schenkte mir, seine erste Zigarette anzündend, wohlwollendes Gehör, und nachdem ich geendet hatte, sagte er: ‚Nun, Fridolin, du hast dich fünfzehn Jahre lang nicht von uns weggerührt — die acht Tage Freiheit kann man dir schon gönnen. Es trifft sich auch insofern gut, als ich mich selbst für einige Zeit zu meiner Schwester in Steiermark begeben will, wohin ich dich ja nicht mitzunehmen brauche. Wenn du Lust hast, kannst du sogar länger ausbleiben — vierzehn Tage. Wann willst du denn schon fort?‘ Ich erlaubte mir zu sagen, je eher, je lieber. ‚Nun, so bring' mir alles in Ordnung, und dann kannst du morgen mit dem Nachtzuge abgehen.‘ Ich war miserabel genug, ihm mit Zeichen tiefer Rührung und Dankbarkeit die Hand zu küssen.

Jetzt aber mußte Milada in Kenntnis gesetzt werden, die mich gewiß schon erwartete; denn es waren an die zehn Tage vergangen, seit ich sie in Lettowitz wußte. Dieser Ort ist von hier drei Bahnstationen entfernt, die sich allerdings einander ganz nahe befinden; man muß aber doch eine gute Stunde fahren. Eine Stunde Aufenthalt, eine andere zur Rückfahrt; also im ganzen drei Stunden. Das stimmte zu den beiden Postzügen, die, sich kreuzend, auf der Strecke verkehren. Aber woher die Zeit nehmen? Der Satan half mir auch da. Denn der Graf kündigte mir an, daß er sich in Geschäften mit dem Eil-

zuge nach Brünn begeben und bis zum Diner ausbleiben werde. Der Eilzug ging um elf; ich konnte also um Mittag an die Bahn zum Postzug zurechtkommen.

Milada hatte mir das Haus, wo sie ihren Aufenthalt genommen, sehr kenntlich bezeichnet. Eine kleine Kalupe an der waldigen Hügellehne oberhalb der großen Mühle, die gleich am Eingang des Ortes steht. Ich sah die Hütte schon vom Bahnhof aus und ging ohne weiteres darauf los. Als ich mich der Tür näherte, kam hinten herum ein altes Weib mit einem Reisigbündel zum Vorschein und sah mich mit kleinen Triefaugen verschmitzt an. ‚Was ich da wolle?‘ ‚Zur Milada will ich.‘ ‚Die ist jetzt nicht da.‘ ‚Wo ist sie denn?‘ ‚In der Mühl’ unten.‘ ‚Was tut sie denn dort?‘ ‚Sie hilft mit im Schüttkasten.‘ ‚Aber ich muß mit ihr reden.‘ Die Alte zögerte. ‚Seid Ihr vielleicht der Herr Kammerdiener?‘ ‚Ja.‘ ‚Na, ich werd’ sie holen. Geht einstweilen hinein.‘ Sie warf das Bündel weg und humpelte, während ich ins Haus trat, den Abhang hinunter.

In der niederen Stube, der einzigen, die es neben der kleinen Küche gab, zeigte sich alles sauber und ordentlich gehalten; nur die Luft war dumpf und modrig, obgleich das Fenster offen stand. An der einen Wand erblickte ich ein kurzes, schmales Bett mit hochgeschichteten Federpfühlen; ein bunter Frauenrock war neben einem Strumpfpaare darüber ausgelegt; unter dem Bett sahen zwei kleine Schuhe hervor. Das also war Miladas Lager; die Alte mochte sich auf der Bank in der Nähe des Ofens behelfen. Auf die setzte ich mich jetzt und wartete, während an der Decke die Fliegen surrten. Eine Viertelstunde verstrich, und niemand kam. Ich sah auf die Uhr. Schon fünfundzwanzig Minuten über eins — und um zwei mußte ich zur Rückfahrt wieder an der Bahn sein!

Endlich wurde die Tür aufgestoßen, und Milada, mit erhitztem Antlitz und flatterndem Kopftuche, stürzte herein und auf mich zu. ‚D u bist da, Bedřich!‘ rief sie wie überrascht.

‚Ja, ich bin da. Hast du mich denn nicht erwartet?‘

‚Freilich hab' ich dich erwartet! Längst schon erwartet! Und was bringst du mir?' fuhr sie fort, indem sie mir forschend in die Augen blickte.

‚Großes und Wichtiges habe ich für dich', erwiderte ich. ‚Setz' dich zu mir und hör' mich an.'

Wir ließen uns auf die Bank nieder, und nun begann ich, ihr alles auseinanderzusetzen. Ihre Züge wurden dabei immer ernster, und ihr Blick senkte sich zu Boden. Als ich geschlossen hatte, trat eine Pause ein. Endlich sagte sie: ‚So weit, Bedřich, so weit — gar übers Meer.'

Ich hatte Jubel erwartet und war daher sehr enttäuscht. ‚Es ist der einzige Weg!' rief ich zornig. ‚Es gibt keinen anderen — und wenn du ihn nicht mit mir gehen willst, so ist auch alles aus. Denn hier im Lande gibt es nun einmal keine Gemeinschaft zwischen uns!'

Sie war ganz blaß geworden. ‚Nun, nun, sei nur nicht gleich so bös', entgegnete sie finster. ‚Ich habe nur darüber nachgedacht.'

Es reute mich, daß ich sie so hart angelassen. ‚Verzeih' mir, Milada', sagte ich. ‚Aber siehst du, ich hatte geglaubt, es würde dich freuen —'

‚Es freut mich ja auch', erwiderte sie einlenkend. ‚Und ich gehe mit dir, wohin du willst — bis ans Ende der Welt. Aber wie werden wir's denn anfangen?'

‚Ganz einfach. Ich für meine Person reise morgen nachts ab.'

‚Schon morgen?'

‚Es muß sein. Und du übermorgen. In Wischau treffen wir zusammen.'

‚Wischau? Wo ist das?'

‚Nicht weit von Brünn. Aber ich habe dir hier alles Nötige aufgeschrieben; du kannst nicht fehlgehen.' Damit reichte ich ihr ein Blatt aus meiner Brieftasche, das ich während der Fahrt hierher vorbereitet hatte.

Sie sah auf den Zettel nieder, dann hob sie die Augen. ‚Bedřich,‘ sagte sie, ‚das hätte ich dir nicht zugetraut.‘

‚Ich mir selbst nicht. Aber jetzt sollst du mich kennen lernen. Jetzt sollst du sehen, wie ich bin, wenn ich etwas durchsetzen will.‘ Und während ich dies ausrief, umschlang ich sie; denn ihre Nähe hatte schon längst auf mich gewirkt wie der Funke auf den Zunder.

Es war, als wollte sie mich abwehren, aber schon im nächsten Augenblick erwiderte sie meine Umarmung mit leidenschaftlichen Küssen. Dabei glitt ihr das lose Kopftuch in den Nacken, und mein Blick fiel auf eine frische, halb aufgeblühte Rose, die sie im Haar trug.

‚Woher hast du die Rose?‘ fragte ich, während mich ein eigentümliches Gefühl überkam.

‚Die Rose?‘ entgegnete sie unbefangen, aber doch errötend, und langte mit der Hand danach. ‚Die ist aus dem Mühlgarten.‘

‚Aus dem Mühlgarten? Wie kommst du denn da hinein? Und kann man dort gleich alles abreißen?‘

‚Ach was,‘ sagte sie kurz, ‚der Müller hat sie mir gegeben.‘

‚Der Müller?‘ Und nun fiel mir ein, daß ich von dem schon reden gehört.

‚Ich glaube gar, du bist eifersüchtig‘, lachte sie. ‚Das ist ja ein alter Mann.‘

‚Das tut nichts‘, erwiderte ich. ‚Es ist in der Gegend bekannt, daß er noch immer den Frauenzimmern nachstellt — ärger als ein Junger.‘

Sie zog die Brauen zusammen. ‚Was kümmert das mich. Er hat mir die Rose über den Zaun geworfen — und ich hab' sie nicht liegen lassen. Aber nimm du sie jetzt.‘ Sie zog die Rose aus dem Haar und steckte sie mir ins Knopfloch. ‚Da, du Kindskopf! Aber weißt du, es freut mich doch, daß du eifersüchtig bist, denn das zeigt mir, daß du mich gern hast.‘ Und dabei zog sie mich wieder an sich und küßte mich, daß ich vor Seligkeit fast verging. Aber plötzlich durchzuckte es mich und ich riß mich los.

‚Ich muß fort!‘ sagte ich.

‚Jetzt schon?‘

‚Ja, sonst versäum' ich den Zug, und ich darf nachmittags im Schloß nicht fehlen. Also gib auf den Zettel wohl acht. Es ist alles genau aufgeschrieben. Nimm so wenig mit, wie möglich. Ich kauf' dir schon, was du brauchst. Hast du Geld zur Fahrt?‘ Ich griff in die Tasche.

‚Laß nur. Wenn's nicht weit ist — ein paar Gulden hab' ich schon, das weißt du ja.‘

‚Nun also. Heut' ist Samstag; morgen, Sonntag, reise i ch — Montag, oder längstens Dienstag d u. Laß' mich nicht unnötigerweise in Wischau warten.‘

‚Gewiß nicht! Ach, Bedřich, wenn du wüßtest, wie mir ist!‘ Sie barg ihr Haupt an meiner Brust.

‚Froh sollst du sein!‘ sagte ich mit einem letzten Kusse. ‚Aber da hör' ich den Zug pfeifen!‘

Damit riß ich mich los und lief den Abhang hinunter. In der Nähe des Bahnhofes, wo bereits das Glockenzeichen ertönte, sah ich zurück. Sie stand vor dem Hause und winkte mit dem Tuche. Ich hatte gerade noch Zeit, auf den Tritt des letzten Waggons zu springen.“

VIII.

Herr Fridolin hatte hier seine Erzählung abgebrochen und einen ängstlichen Blick nach der Uhr getan. „Die Zeit drängt,“ sagte er, „und so will ich ohne weitere Auseinandersetzungen gleich daran anknüpfen, daß ich an einem regnerischen Morgen in Wischau eingetroffen war. Ich hatte diesen Ort, in dessen Umgebung meine Schwester lebte, als erste Station gewählt, obgleich damit ein Umweg eingeschlagen wurde. Denn ich mußte zum Schein den vorgeblichen Zweck meiner Reise verfolgen, der im Schlosse allgemein bekannt geworden war. Wischau ist ein kleines Städtchen mit einem geräumigen Haupt-

platze, wo ich, als ich dort im Gasthof zur Krone abstieg, rings im Kreise hölzerne Buden aufgeschlagen fand; ein Zeichen, daß heute Jahrmarkt abgehalten wurde. Das war mir ganz recht. Denn Sie begreifen, daß mir jetzt, da der erste Schritt getan war, mein Vorhaben in seiner ganzen Tragweite aufs Herz fiel, und daß mich schwere Gewissensbisse, sowie bängliche Gedanken hinsichtlich der Zukunft zu quälen begannen; einige Zerstreuung konnte mir also nur willkommen sein. Nachdem ich ordentlich gefrühstückt hatte, legte ich mich in meinem Zimmer zu Bett und schlief nach einer durchwachten Nacht bis in den Mittag hinein. Als ich ans Fenster trat, sah es unten auf dem Platze ziemlich leer aus; aber eine Stunde später wimmelte es bereits von Menschen, die sich trotz des schlechten Wetters unter ausgespannten Regenschirmen an den Buden vorbeidrängten. Ich mischte mich nun auch in das Gewimmel, nahm alles in Augenschein und erstand nebst anderen Gegenständen für Milada einen karrierten Plaid mit Tragriemen, eine geräumige Ledertasche, einen halbseidenen Schirm — und schließlich einen kleinen Hut von feinem Filz, wie ihn die Damen auf der Reise zu tragen pflegen. Nachdem ich das alles in mein Zimmer geschafft hatte, flanierte ich so herum; denn es gab allerlei zu sehen, sogar ein Theater in dem Saale eines anderen Gasthofes, wo obendrein die Nacht durch getanzt wurde.

Am anderen Morgen trat ich vor das Haustor. Denn es war festgesetzt, daß sich Milada gleich von der Bahn weg in den Gasthof begeben sollte. Doch wer nicht kam, war sie. Es ärgerte mich, denn ich hatte trotz allem schon große Sehnsucht nach ihr empfunden und konnte es kaum mehr erwarten, sie bei mir zu haben. Aber ich dachte mir: nun, vielleicht wollte sie nicht bei Nacht fort, und macht sich erst jetzt auf den Weg. Der Tag schlich so dahin; der Abend kam, Milada nicht. Nun wachte ich dem nächsten Morgen wie im Fieber entgegen — aber Milada blieb aus. Wie war das zu deuten? Sollte sie gar nicht die Absicht gehabt haben, zu kommen, und mich hier ohne

weiteres sitzen lassen? Das wäre niederträchtig! Und doch empfand ich bei diesem Gedanken fast eine wohltuende Erleichterung. Oder sollte sie etwa gar mit dem alten Kerl, dem Müller?—Mein Herz zog sich zusammen. Aber nein! Nein! Sie kann ja krank geworden sein — kann, ungenau und unbeholfen, wie Weibsleute in solchen Dingen sind, die rechte Strecke verfehlt haben und Gott weiß wohin gefahren sein! Unter solchen ratlosen Vermutungen, davon eine die andere kreuzte, brachte ich den Tag hin — auch den nächsten. Endlich, am vierten, erhielt ich einen Brief, den ich heute noch auswendig weiß, da er nur aus ein paar Zeilen bestand: ‚Lieber Bedřich! Ich kann mit Dir nicht nach Amerika gehen, denn ich heirate den Müller. Sei mir nicht bös. Es wäre Dir doch ein Opfer gewesen, das Du früher oder später bereut hättest. Deine Milada.'

Das Papier glitt mir aus der Hand, und einen Augenblick hatte ich das Gefühl, als wäre mit ihm ein Stein von meiner Brust gefallen. Doch gleich darauf packte mich die Eifersucht und ein grimmiger Haß gegen den Müller, den ich niemals im Leben gesehen hatte. Wie toll rannte ich im Zimmer umher und entwarf die schrecklichsten Rachepläne, die alle auf eine Mordgeschichte hinausliefen, wie man sie jetzt fast täglich in den Zeitungen zu lesen bekommt. Aber nach und nach wurde mir immer deutlicher, daß es ja für mich das größte Glück wäre, wenn die Ehe mit dem Müller zustande käme. Aber wird dies auch wirklich geschehen? Konnte das Ganze nicht bloß ein Vorwand sein, auf daß ich wieder zurückkehrte und alles so bliebe, wie es war? Das ließ sich eben nicht herausbringen, und so erübrigte mir nichts, als abzuwarten, wie sich die Dinge gestalten würden. Indessen galt es doch, zu überlegen, was vorderhand zu tun sei. Sofort zur Herrschaft zurückkehren wollte ich nicht; denn es hätte den anderen Dienstleuten seltsam erscheinen müssen, wenn ich nicht einmal die verlangten acht Tage fortgeblieben wäre. Ich beschloß also, aus der Not eine Tugend zu machen und nun wirklich meine Schwester in dem Dorfe Nemo-

jan aufzusuchen, das anderthalb Stunden von Wischau entfernt liegt. Da das Wetter gut war, machte ich mich gleich zu Fuß auf den Weg, fand aber nicht den freundlichsten Empfang. Meine Schwester wollte mich die längste Zeit gar nicht wiedererkennen und tat sehr zurückhaltend; mein Schwager Schuster desgleichen. Schließlich bedauerte man, daß gar nichts im Hause sei, um mir einen Imbiß vorsetzen zu können, wofür ich auch bestens dankte. Erst am nächsten Tage, als ich mit einem leichten Fuhrwerk kam, meiner Schwester die Sachen mitbrachte, die ich für Milada gekauft hatte, und jedem der fünf Kinder einen Silbergulden in die ungewaschene Patschhand drückte, tauten die Leute auf und flossen zuletzt so von Zärtlichkeit über, daß sie mich noch ein paar Tage in Nemojan festhielten, wo sich im Wirtshause ein nicht ganz unbewohnbares Zimmerchen für mich vorfand. Dort zechte ich auch tüchtig mit meinem Schwager, dem jetzt die Zeit ein einziger blauer Montag war; aber ich konnte doch meine innere Unruhe nicht übertäuben, die mich endlich zur Heimkehr trieb. Jetzt sollte sich mein Schicksal entscheiden!

Als ich an einem schönen Herbstnachmittage mit meinem Handkoffer durch das Schloßportal trat, war die erste Person, die ich erblickte, Katinka, meine jetzige Frau. Sie saß im Vorhof unter der breiten Esche, die schon ganz gelb gefärbt war, und strickte an einem langen weißen Strumpfe. Als sie mich sah, öffnete sie den Mund vor Überraschung und wurde blutrot im Gesicht. ‚Je, du bist schon da, Fridolin!‘ rief sie.

‚Wie du siehst.‘

‚Nun, das freut mich.‘

‚Auch soviel.‘

‚Ich hatte gedacht, du würdest länger ausbleiben. Wie ist's dir denn ergangen? Deine Schwester wird sich wohl auch recht gefreut haben, dich wiederzusehen.‘

‚Na, so so. Gibt's was Neues im Schlosse?‘

‚Gar nichts. Dein Herr ist noch in Steiermark. Über etwas aber wirst du dich doch wundern.‘

‚Über was denn?‘

‚Erinnerst du dich an die Milada?‘

Mir gab es einen Riß durch den ganzen Leib. Aber ich erwiderte so unbefangen wie möglich: ‚Warum sollt' ich mich nicht an die erinnern? Sie war ja lang genug im Schloß.‘

‚Und daß sie ihr Kind umgebracht hat, weißt du auch. Vor ein paar Wochen ist sie aus dem Zuchthaus gekommen — und jetzt heiratet sie der Müller Mussil in Lettowitz.‘

‚Den kenn' ich nicht‘, sagte ich, mich zusammennehmend.

‚Ein alter Mann, schon an die siebzig, der aber noch immer den Teufel im Leib hat. Nächsten Sonntag werden sie aufgeboten, ein für allemal.‘

‚Nächsten Sonntag schon!‘ schrie ich, mich vergessend.

‚Sie haben Eile not,‘ fuhr Katinka trotzdem ahnungslos fort, ‚der Kinder des Müllers wegen, die freilich längst selbst verheiratet sind und schon vor Jahren ihr Erbteil voll ausgezahlt erhalten haben. Aber sie könnten doch noch allerlei dagegen tun. Er hat dem ältesten Sohn, der in Brünn einen großen Mehlhandel betreibt, auch noch die Mühle abtreten müssen, um ihn ganz herum zu kriegen. Er selbst behält sich nur einen Wirtschaftshof in der Nähe von Trübau, der freilich groß genug und an die Zehntausend wert sein soll. Dort will er mit der Milada leben, der er, wie es heißt, den Hof für den Fall seines Todes verschrieben hat.‘

In diesem Augenblick kam vom Schloß aus ein Wagen herangerollt; die Frau Gräfin machte ihre gewohnte Spazierfahrt. Wir nahmen Stellung und verneigten uns ehrerbietig.

‚Siehst du,‘ sagte Katinka, als der Wagen draußen war, ‚siehst du, wie recht Ihre Erlaucht damals gehabt hat. Wer weiß, was noch alles geschieht. Gar zu gut wird sie's bei dem Müller nicht haben. Der hat schon drei Weiber ins Grab gebracht. Nun, sie wird wohl glauben, daß er bald stirbt; aber das ist einer von denen, die hundert Jahre alt werden.‘

Ich hatte genug und ließ Katinka allein, die an ihrem Strumpfe

weiter strickte. Als mir jetzt das Schloß in seiner ganzen Ausdehnung vor Augen kam, als ich alles Bekannte und Gewohnte wiederfand — da übermannte es mich, und in meinem Zimmer, das ich für immer hatte verlassen wollen, brach ich in Tränen aus. Aber sie flossen auch um Milada. Das Gespräch mit Katinka hatte alle Erinnungen in mir aufgewühlt, und ich empfand, wie sehr ich diese falsche Schlange noch liebte.

Nach einer gewissen Zeit hörte ich den Wagen zurückkommen, und gleich darauf erschien der Bediente, der auf dem Bock gesessen, an meiner Tür. ‚Fridolin, du sollst sofort zur Frau Gräfin kommen!‘ rief er herein und entfernte sich wieder schleunigst.

Ich erschrak. Sollte man etwas erfahren haben? Und will man mich jetzt zur Rede stellen? Aber was war zu tun? Ich wusch und kämte mich rasch, dann ging ich mit klopfendem Herzen hinauf.

Ihre Erlaucht befand sich in dem Balkonzimmer, wo sie sich des abends gewöhnlich vorlesen ließ. Aber sie war noch allein, empfing mich freundlich und stellte, während ich aufatmete, einige wohlwollende Fragen, die den Aufenthalt bei meiner Schwester betrafen. Nachdem ich dieselben untertänigst beantwortet hatte, schwieg sie eine Zeitlang, dann fragte sie plötzlich: ‚Wie gefällt dir denn die Katinka?‘

Ich war ganz betroffen und wußte nicht, was ich erwidern sollte. ‚Nun,‘ sagte ich endlich, ‚die Katinka — die Katinka ist ein recht angenehmes Mädchen.‘

‚Nicht wahr? Und auch ein braves Mädchen ist sie. Möchtest du sie heiraten, Fridolin?‘

Jetzt war ich vollständig paff und wußte schon gar nicht, was ich sagen sollte. ‚Heiraten — ja — heiraten — daran hab' ich bis jetzt nicht gedacht, Erlaucht.‘

‚Dann kannst du jetzt daran denken. Offen gesagt: es wär' uns erwünscht, wenn Ihr beide ein Paar würdet. Unter dieser Bedingung steht dir für deine langjährigen treuen Dienste eine

Belohnung in Aussicht. Wir wollen nämlich den Zimmerwärter pensionieren und dir den Posten geben.‘

Um mich her drehte sich alles und mühsam stammelte ich einige mir selbst unverständliche Worte.

‚Nun, nun,‘ sagte die Gräfin, ‚ich begreife, daß du dich nicht so ohne weiteres entschließen kannst. Denk' darüber nach. Beschlaf' die Sache — und morgen meldest du mir, was du zu tun gesonnen bist.‘ Damit reichte sie mir die Hand zum Kusse und entließ mich sehr gnädig.

* * *

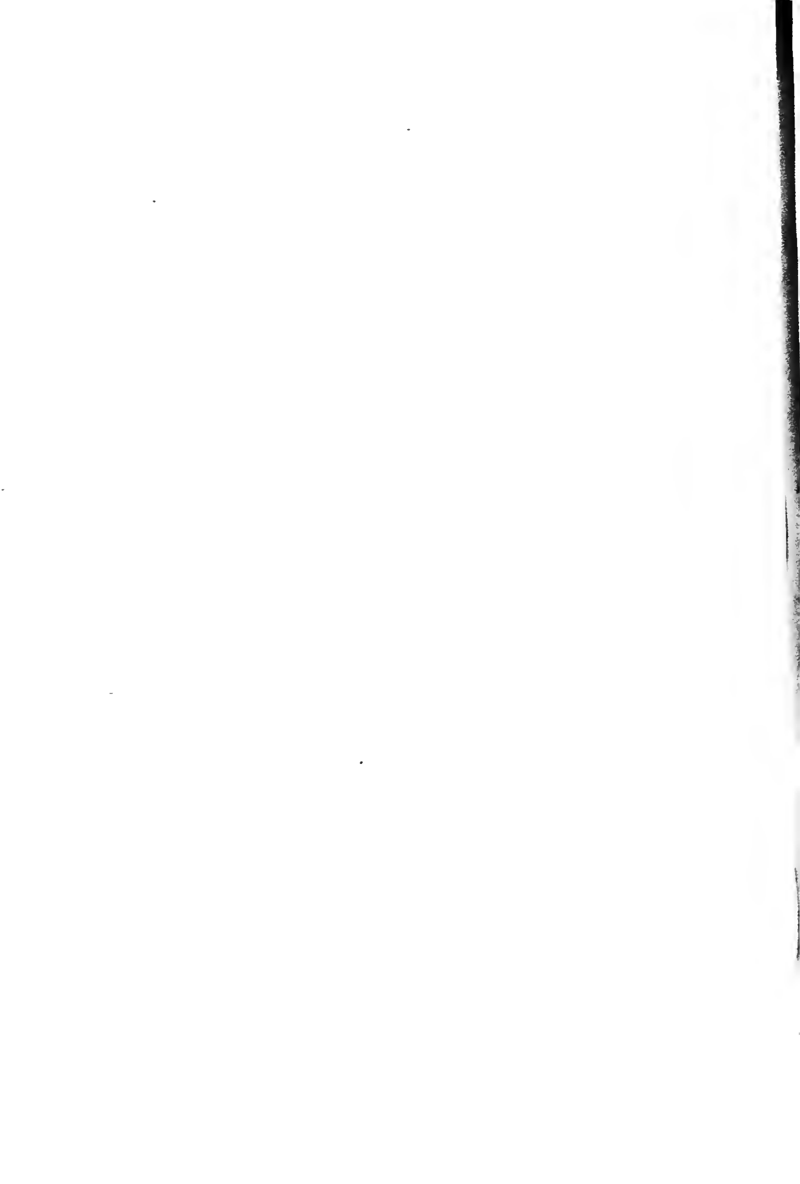
Hier hielt Herr Fridolin inne und blickte wieder nach der Uhr, deren Zeiger fünf Minuten vor sechs wies. „Bis hierher und nicht weiter“, sagte er jetzt. „Alles übrige wissen Sie ohnehin.“ Damit stand er auf und näherte sich dem Kleiderrechen an der Wand.

„Nein,“ rief ich, „ich weiß nicht alles! Wie war es mit Milada? Hat sie den Müller wirklich geheiratet?“

Er hatte inzwischen seinen Mantel umgeworfen und kehrte, die Mütze in der Hand, an den Tisch zurück. „Ja, sie hat ihn geheiratet und ist nach zwei Jahren Witwe geworden. Eine Zeitlang hieß es, sie habe den Alten mit Gift ins Jenseits befördert. Aber das wird wohl bloßes Gerede gewesen sein; es wären ja sonst die Gerichte eingeschritten. Nicht lange darauf hat sie ihren Schaffer zum Mann genommen, dem sie auch ein Kind geboren. Sie selbst aber ist im Wochenbett gestorben.“

Die Uhr hob schnarrend an, sechs zu schlagen. Fridolin zuckte zusammen. „Gute Nacht!“ Und damit stürzte er aus dem Zimmer, mich der ungestörten Nachwirkung seiner Erzählung überlassend. Diese bewies zwar nicht ganz die Stärke seiner Leidenschaft — aber sie sprach für sein Glück.

Ninon.



Vorwort des Herausgebers.

Die Handschrift ist „Raitz, im Mai und November 1892" datiert. Sie stellt die erste Niederschrift vor und hat, wie schon die kreuzweise über alle Seiten gezogenen roten Striche andeuten, nur als Vorlage für eine Reinschrift, nicht aber für den Druck gedient. Für diesen hat sie der Dichter einer stark eingreifenden Überarbeitung unterzogen, die das Bestreben zeigt zu kürzen und zu mildern. Leise gemildert ist zunächst die Figur der Heldin, die nicht gleich als eine verblühte, sondern als eine erst verblühende Frau eingeführt wird; deren Witz und Geist (Seite 69) gleich bei ihrem ersten Auftreten hervorgehoben werden; und die auch in ihrem Äußeren von manchem entstellenden Zug befreit wird. Gekürzt wurde namentlich alles auf die Literatur Bezügliche, und die Persönlichkeiten der Literaten, Schauspieler und Künstler, auf die Saar anspielt, sind in der handschriftlichen Fassung noch viel deutlicher zu erkennen, als in der gedruckten; wie sich der Dichter auch über sein eigenes Leben und seine Dichtung wortreicher ausläßt. Geändert sind ferner fast alle Namen und Chiffren. Der Rahlschüler, der in der letzten Fassung unbenannt bleibt, heißt in der Handschrift O . .; der Offizier nicht Rudi, sondern Edi; Ninons Gatte, der Schriftsteller, nicht Z., sondern X.; und der Bühnenlöwe vom Josephstädter Theater (das hier ausdrücklich genannt wird) nicht der schöne Peppi, sondern der schöne Toni. Der Beiname der Heldin „Krawall-Ninerl" wird erst in der gedruckten Fassung (unten S. 69) aus ihren anarchistischen Anwandlungen im Jahre 1848 erklärt und ihr angeblicher Gatte nennt sie nicht mit dem Kosenamen „Ninoche", sondern „Ninuschka". Auch Ort und Zeit haben sich Änderungen gefallen lassen müssen: die Szene auf dem Bahnhofe spielt nicht in P . . .,

sondern in „S . . . in der südlichen Steiermark"; und die Ballszene am Eingang nicht acht, sondern zehn Jahre nach der ersten Bekanntschaft, wobei der Dichter mit der ohnedies bedenklichen Chronologie seiner Heldin zu stark in Konflikt geraten war, die sich 1848 als halbwüchsiges Mädchen auf den Barrikaden von Wien zuerst hingegeben hat und in den siebziger Jahren doch erst fünf- oder sechsunddreißig Jahre alt ist. Endlich hat Saar die Handschrift einer peinlichen stilistischen Überarbeitung unterzogen, ehe er sie in den Druck gab. Dieser ist, nachdem die Redaktion von Reclams Universum die Erzählung unter anerkennenden Worten als für ein Familienblatt nicht passend abgelehnt hatte, aller Wahrscheinlichkeit nach sogleich in Buchform zustande gekommen. Die Novelle erschien 1896 in der fünften Sammlung: „Herbstreigen" (1897, Seite 93—167). Dieser Druck ist, soviel ich weiß, bis auf unsere Ausgabe auch der einzige geblieben.

I.

Die Maskenbälle, welche im Karneval des Jahres 186* im Theater an der Wien stattfanden, gehörten zu den glänzendsten und besuchtesten der Saison. Ein unternehmender Direktor, der die Leitung der Bühne erst vor kurzem übernommen, hatte sie nach Art der Pariser Opernbälle ins Werk gesetzt und damit den Wienern, welche zu derlei Vergnügungen bis jetzt nur die Redoutensäle und einzelne größere öffentliche Lokale gekannt, etwas ganz neues geboten. Mehr als einmal war ich, in jener Gegend wohnend, des nachts an dem strahlend erleuchteten Portal vorübergeschritten, hatte rasche Wagen anfahren und halbverhüllte Frauengestalten in reizenden Kostümen oder Balltoiletten aussteigen sehen, ohne daß mich die Lust angewandelt hätte, das bunte Treiben, von dem man sich Wunderdinge erzählte, näher in Augenschein zu nehmen. Endlich jedoch, als ich gerade in vorgerückter Nachtstunde aus einer Gesellschaft nach Hause ging und also schon im Frack steckte, faßte ich plötzlich den Entschluß, eine Karte zu lösen.

Den hellen, reich ausgeschmückten Raum betretend, fand ich, daß derselbe keineswegs überfüllt, sondern weit weniger belebt war, als ich erwartet hatte. Die Logenreihen wiesen viele Lücken auf, und die nicht sehr zahlreichen Insassen blickten, wie es schien, etwas gelangweilt auf die Maskenschwärme hinab, die sich unten ziemlich durchsichtig hin und her bewegten. Indessen erkannte ich bald, daß ich während einer längeren Ruhepause gekommen war; ein großer Teil des Publikums mochte den Saal verlassen und die angrenzenden Speise- und Er-

frischungsräume aufgesucht haben. Als jetzt das Orchester plötzlich eine rasche Tanzweise erklingen ließ, strömte es auch wirklich von allen Seiten zu, so daß endlich eine dichte Menge in lustigem Walzer durcheinander wogte. Nun zeigten sich auch mehr oder minder interessante Erscheinungen. Stadtbekannte Persönlichkeiten der Aristokratie und der Finanzwelt, hervorragende Mitglieder des Parlaments, Schriftsteller und Künstler. Unter den letzteren ein damals vielgenannter polnischer Maler in Nationaltracht, der seine bezaubernd schöne Schwester in gleicher Kleidung am Arm führte. Sehr zahlreich war die Schauspielkunst vertreten. Neben einer ebenso berühmten wie berüchtigten Lokalsängerin fiel ein neugewonnenes weibliches Mitglied des Burgtheaters durch vornehme Haltung und klassischen Adel des Profils ganz besonders auf. Die Dame ließ sich von einem zur Zeit bühnenbeherrschenden Autor begleiten und zog einen langen Schweif neugieriger Bewunderer nach sich. Dennoch fühlte ich mich gewissermaßen enttäuscht; ich hatte mehr Fülle und Triebkraft im ganzen, mehr lebensfreudige Hingabe im einzelnen erwartet. Es war doch eigentlich nur eine Zurschaustellung, welche trotz allen äußeren Glanzes etwas innerlich Beengtes und Frostiges hatte.

So schritt denn auch ich ohne rechten Anteil in dem Gewoge einher, das sich jetzt, da wieder eine Tanzpause eingetreten war, in weitem Rundgang durch den Saal bewegte. Mit einemmale fühlte ich, wie sich von rückwärts ein Arm unter den meinen schob, und hörte eine künstlich fistelnde Stimme fragen: „Bist du auch da?“

Ich blickte erstaunt und forschend auf die weibliche Maske, die jetzt an meine Seite getreten war und sich sehr zutraulich an mich schmiegte. Eine nicht allzu große, volle Gestalt in einem blaßblauen, mit schwarzen Spitzen verbrämten Domino.

„Wie du siehst, bin ich da,“ erwiderte ich endlich. „Ich kann dir jedoch deine geistreiche Frage nicht zurückgeben; denn ich vermag schlechterdings nicht zu erraten — —“

„Das glaub' ich," versetzte sie. „Aber betrachte meine Hand; vielleicht bringt sie dich auf die Spur."

Ich blickte auf die entblößte Hand nieder, die auf meinem Arm ruhte. Es war eine sehr schöne Hand; etwas fleischig zwar, aber doch lang und edel gestreckt, die Fingerspitzen leicht nach aufwärts gebogen. Keine Überladung mit Ringen; ein einziger flacher Goldreif, an welchem eine feine, nicht allzu kostbare Perle schimmerte, hob sich geschmackvoll von der elfenbeinartigen Blässe der Haut ab.

„Nun?" fuhr die Maske fort. „Kannst du nichts herausbringen? Du rühmtest dich doch stets, einen sehr scharfen Blick für Hände zu haben, und auch nur einmal gesehene nie wieder zu vergessen. Und die meine hast du sehr oft gesehen — ja du hast sie sogar besungen."

„Besungen? Das muß eine Zeit her sein. Denn mit derlei geb' ich mich schon lange nicht mehr ab."

„Es ist auch schon lange — so an die zehn Jahre. Meine Augen hatten dich übrigens gleichfalls poetisch begeistert, und du glaubtest damals etwas ganz neues zu sagen, indem du sie Veilchenaugen nanntest."

„Noch immer besser, als wenn ich sie mit Vergißmeinnichten verglichen hätte," erwiderte ich, indem ich mich umsonst bemühte, aus den ziemlich farblosen Augenflächen, die durch die Schlitze der schwarzen Samtlarve blinkten, eine Vorstellung zu gewinnen; „ich wäre nun erst recht Lügen gestraft."

„Na, ich will nicht schuld sein, daß du dir dein bißchen Gehirn überanstrengst. Ich werde mich demaskieren; mir ist ohnehin schon fürchterlich heiß unter diesem Schwitzvisir." Dabei machte sie die Larve los und wandte mir ein breites, weißes Antlitz zu, in dessen schlaffen, gleichsam plattgequetschten Zügen ich mich nicht sofort zurechtfinden konnte.

Endlich hatte ich ein volles Bild gewonnen. „Nina!" rief ich aus.

„Ja, Nina", entgegnete sie, plötzlich in den niedrigsten Wiener

Dialekt verfallend und mit einer Stimme, deren Klang ein Heer von Erinnerungen in mir wach rief. „Nina — oder besser g'sagt: Krawall-Ninerl! Das hätt'st dir net verhofft, mich wieder z'finden — und gar auf an Elitball. Net wahr? Hast g'wiß g'laubt, i wär' schon längst in an Spital' z' Grund gangen — oder gar wo anders, wo's no schlimmer is. — Es war auch nicht weit davon", fuhr sie, da ich nichts erwiderte, im früheren Hochdeutsch fort; „aber da siehst du, daß nicht bloß die Tugend besteht. Mach' doch nicht ein gar so dummes Gesicht! Schauen wir lieber, daß wir aus dieser Tretmühle hinauskommen; die Tanzerei wird ohnehin gleich wieder losgehen — und darüber sind wir beide erhaben. Wir wollen irgend einen stillen Winkel aufsuchen, wo wir eine Zigarette rauchen und von alten Zeiten plaudern können. Auch ist mir, offen gestanden, einigermaßen flau im Magen und ich möchte etwas zu mir nehmen. Erschrick nicht! Ich denke an kein Souper mit obligatem Champagner. Das Saufen hab' ich mir abgewöhnt; — bin überhaupt solid geworden. Eine Tasse Tee mit einigem kalten Aufschnitt genügt vollkommen."

Sie hatte mich bei diesen Worten nach dem Seitengange gezogen, der in ein geräumiges Büffetzimmer führte. In der Mitte dieses schmalen Korridors war ein großer, von zwei Gasflammen beleuchteter Spiegel angebracht. Davor hielt sie mich zurück, so daß wir nun beide unser Bild vor Augen hatten.

„Nun, wir nehmen uns noch ganz erträglich aus", sagte sie. „Könnten Mann und Frau sein. Bedankst dich — was? Du hast übrigens im Laufe der Jahre gewonnen. Siehst ganz stattlich aus. Ich aber bin leider sehr stark geworden und muß mich abscheulich schnüren. Und was sagst du zu meinem Gesicht?" Sie ließ die Kapuze des Dominos ganz in den Nacken fallen, so daß ihr Haupt mit dem dichten, trockenen, fahlroten Haar frei zum Vorschein kam. Es war in der Tat ein merkwürdiger Kopf, der trotz der verquollenen Gesichtszüge einen fesselnden Eindruck machte. Infolge eines eigentümlich schmerzhaften

Zuges, der sonderbarerweise seit jeher um diese blaugrauen Augen, um diesen herben, fast leblos blassen Mund gelegen hatte, mahnte er an die berühmte tête de cire im Museum zu Lille.

„Du sagst ja gar nichts. Schön bin ich freilich nie gewesen—"

„Aber bezaubernd. Jeder, der etwas tiefer in dein weißes Gesicht geblickt hatte, war auch in dich verliebt."

„Mit Ausnahme deiner Wenigkeit", sagte sie wegwerfend.

„Ich war eben vorsichtig."

„Ja, du gingst mir aus dem Wege — und machtest nur hinterrücks schlechte Verse auf mich. Konnte mir auch ganz recht sein; denn du warst damals — offen gestanden — ein ausnehmend fader Jüngling. Übrigens", fuhr sie fort, indem sie ganz dicht an den Spiegel trat und sich wohlgefällig betrachtete, „hast du nur die Wahrheit gesagt. Es waren alle wie toll in mich verliebt. Ich weiß eigentlich selbst nicht warum —"

„Weil du stets im Innersten kalt bliebst."

„Kalt? Nun ja. Wenn ich da überall hätte glühen sollen, wäre gar bald nur mehr ein Häuflein Asche von mir geblieben. Wenn ich so zurückdenke in die Zeit, wo du noch ein junger Leutnant warst, ist mir's, als wär' ich schon hundert Jahre alt. Mein Gott, der arme Rudi!"

„Ja, der arme Rudi," wiederholte ich still. Der Schatten des einstigen Kameraden war schon längst vor mir aufgestiegen.

„Und weißt du, daß ich damals, als er sich erschoß, auch nicht *so* viel —" sie schnippte mit den Fingern — „dabei empfunden hatte! Eigentlich hat er's ja auch nur seiner Schulden wegen getan."

„Die er für dich gemacht."

„Ah pah! Für mich — oder für eine andere, das blieb sich gleich. Es lag ihm so im Blute."

„Mag sein. Aber er war auch eifersüchtig —"

„Dumm genug. Es war ihm doch bekannt, daß ich von einer Hand in die andere ging. Das wußte jeder und mußte sich's

gefallen lassen — er aber wollte der einzig Geliebte sein. Gerade so wie auch damals der junge Maler, dem ich Modell stand zu einer Laïs oder Phryne. Ein letzter hoffnungsvoller Rahlschüler, der sich mittlerweile aufs Porträt geworfen hat, weil es mit den griechischen Schwarten nicht mehr ging. Er wollte mich um jeden Preis heiraten, und bald wär's zum Duell gekommen zwischen ihm und einem seiner Kollegen, der dasselbe wollte. Das war nun wieder ein Nazarener aus der Schule Führichs, malte mich als Madonna — und hat mich bei den Sitzungen mit verdrehten Augen angebetet wie eine wirkliche. Lächerlich!"

„Nun, es hat mancherlei in dir gesteckt", sagte ich nachdenklich. „Es quirlte nur alles so durcheinander."

Sie blickte schweigend vor sich hin. „Ja, ich war eine Canaille", sagte sie dann mit einer Art von teuflischer Genugtuung. „Aber komm, gehen wir zum Tee."

Wir begaben uns also in das Büffetzimmer, wo es in diesem Augenblick ganz still und menschenleer war, und ließen uns an einem Ecktischchen nieder. Während der Aufwärter den gewünschten Imbiß brachte, und Nina behaglich träg zulangte, dachte ich an Vergangenes .....

Ja, das Weib, das jetzt, in zunehmender Fülle verblühend, vor mir saß — ich hatte es schon in seiner ersten Jugend gekannt. Als ein ganz verlorenes, verkommenes Ding, mit einem zerschlissenen Fähnchen auf dem Leibe, mit defektem Schuhwerk und zerknittertem Hütlein. Aber sie hatte den Wuchs einer Hebe, und ihr lichtes, von zerzausten rötlichen Haaren umschimmertes Gesicht übte eine wundersame Anziehungskraft aus. Die Züge waren schon damals so, als hätten sie in ihrer ursprünglich reinen Bildung einen leichten, entstellenden Druck erhalten. Und doch — welch ein Reiz lag in dem etwas schief stehenden Näschen, in dem weichen und doch energischen Kinn — in dem eigentümlichen Schnitt und Blick der Augen. Es waren wirklich Veilchenaugen, wenn sie freundlich oder zärtlich blickten, aber stahl-

grau und stahlhart in Stunden oder Tagen des Schmollens und Grollens. Und solche Stunden und Tage waren bei Nina nichts seltenes. Wie ein Aal wußte sich dann das schlanke Geschöpf jeder verlangenden Umarmung zu entwinden und die rosigen Nägel der zarten Finger zur Abwehr zu gebrauchen. Dafür aber gab sie sich, wenn man es am wenigsten erwartete, ganz plötzlich, wie dem Antrieb einer Laune folgend, hin, und oft erschien sie ganz unvermutet in irgend einer Offizierswohnung, um dort die Nacht zuzubringen. Manchmal kam sie recht ungelegen; sie kümmerte sich aber nicht darum, sondern warf sich, müd und abgehetzt, wie sie war, aufs Sofa oder ins Bett und schlief sofort ein. Denn sie hatte, wie man wußte, keinen eigentlichen „Unterstand" und verbrachte die Tage in den Straßen der Stadt und der Vorstädte, in Ateliers von Malern und Bildhauern, denen sie als Modell diente — oder sonst wo. Bei aller Unbildung — sie konnte kaum lesen und schreiben — besaß sie Geist, Urteilskraft und stets schlagfertigen, sarkastischen Witz; sie konnte oft Aussprüche tun, über die man erstaunte. Habgierig und eigennützig war sie in der Regel nicht, vielmehr mit allem zufrieden, was man ihr anbot; sie wurde selten unwillig, wenn man ihr nicht einmal ein bescheidenes Souper vorsetzen konnte. Sie aß überhaupt fast nichts, mochte nicht einmal Süßigkeiten; aber für Alkohol zeigte sie eine entschiedene Vorliebe. Sie trank alles Trinkbare — sogar Rum, davon sie einmal bei einer Orgie soviel auf einen Zug zu sich nahm, daß sie zum allgemeinen Entsetzen wie tot hinfiel. Sich zu berauschen, gewährte ihr offenbar das höchste Vergnügen, obgleich sie dabei in eine finstere, zornige Stimmung verfiel. Sie begann dann mit heiserer Stimme vom Jahre 1848 zu sprechen und erzählte, wie sie als halbwüchsiges Mädchen zuerst mit den Studenten, später mit den Brüdern „Arbeitern" ausgezogen war und sich, an Straßentumulten teilnehmend, zum ersten Male auf der Höhe einer Barrikade preisgegeben habe. Dabei wurde sie ganz wild, schalt uns Offiziere feile Knechte der Tyrannei, und begann derart zu toben, daß

sie Gläser und Teller nach unseren Köpfen warf und mit Gewalt zur Ruhe gebracht werden mußte. Infolgedessen wurde sie auch „Krawall-Ninerl" genannt. Zuweilen aber konnte sie ganz weichmütig und sentimental werden, erzählte von ihrem armen Vater, der ein zugrunde gegangener Tischlermeister gewesen — und von ihrer unglücklichen Neigung zu dem schönen Peppi. Dieser schöne Peppi war damals Heldenspieler an einem Vorstadttheater, ein arger Schreier und Kulissenreißer; aber er entzückte sein Publikum als Karl Moor, als Graf Wetter von Strahl und in ähnlichen Rollen; die Frauen vom „Grund" waren alle vernarrt in ihn. Aber der stolze Histrione fand das verwahrloste Mädchen unter seiner Würde und ließ es unerhört vor seiner Türe schmachten und winseln. So wenigstens berichtete Nina mit stammelnden Lippen und schluchzte und heulte dabei wie ein Kind. Wir anderen lachten darüber; aber dem armen Rudi, der sie leidenschaftlich liebte und sie durch allerlei Opfer eine Zeitlang an sich gefesselt hatte, zerfleischten solche Erzählungen das Herz, in welches er sich zuletzt die todbringende Kugel gejagt hatte .....

„Aber jetzt sag' mir doch", begann nunmehr Nina, die ihren Appetit mittlerweile gestillt hatte, „sag' mir doch, lieber Alter, wie kommst du denn eigentlich zu dem schwarzen Frack? Ich hatte einige Mühe, dich darin wieder zu erkennen, und auf der Straße wären wir wohl beide fremd aneinander vorübergegangen. Hast du etwa eine Unannehmlichkeit gehabt? Oder warst du vielleicht töricht genug, in Zivildienste zu treten, um irgend ein edles Mädchen, das die Kaution nicht auftreiben konnte, unter die Haube zu bringen?"

„Keines von beiden. Du weißt doch —"

„Nu ja, ich weiß, daß du dich schon damals mit der Idee trugst, Schriftsteller zu werden. Aber Mensch, du wirst doch nicht von der Feder leben? Oder hast du vielleicht eine Erbschaft gemacht?"

„Das letztere keineswegs."

Sie sah mich mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Verachtung und Mitleid an. „Also wirklich! — Aber weißt du was?" setzte sie plötzlich hinzu, „du hattest ja nicht bloß lyrische Gedichte, sondern auch Trauerspiele im Sinn. Schreib' mal 'ne Rolle für mich."

„Für dich?"

„Nun ja. Auch ich habe mich, wie du mich hier siehst, der Kunst gewidmet und werde demnächst als Schauspielerin auftreten."

„Du?"

„Was ist dabei zu staunen? Mit dem früheren Leben hält's eben nicht mehr. Du darfst übrigens nicht glauben", fuhr sie, den Kopf zurückwerfend, fort, „daß es mir späterhin so elend ergangen ist, wie in meiner schönen Jugend. O nein! Auch ich hatte, nachdem ich noch manches Arge und Ärgste überstanden, meinen Grafen, meinen Baron — und schließlich einen Bankier. Aber so alt dieser dicke Jude selbst war, ich erschien ihm im Laufe der Zeit nicht mehr jung genug, und da er überdies fallierte, so stand ich schließlich allein da. Das aber brachte mich zur Erkenntnis, daß ich mir einen neuen Nimbus anschaffen müsse. Und so gehe ich denn zum Theater."

„Ja — aber wie —?"

„Ja aber wie?" wiederholte sie höhnisch. „Es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde, davon sich euere Weisheit nichts träumen läßt — obgleich sie sehr leicht auf die Spur geraten könnte. Erinnert man sich denn gar nicht mehr an meine unglückliche Jugendleidenschaft? An den schönen Peppi?"

„O ja; ich erinnere mich schon. Der Bühnenlöwe aus der Vorstadt —"

„Dieser Löwe hat ausgebrüllt. Das heißt, er ist alt und zahnlos geworden; auch die Mähne hat er verloren. Und da er selbst nicht mehr tragieren kann, so hat er eine Art Schauspielschule errichtet, von der er lebt. Merkst du nun? Und hast du vielleicht eine Ahnung davon, daß sich derzeit der Spieß um-

gekehrt hat? Der ergraute Löwe — oder eigentlich Esel, der mich einst mit Füßen von sich gestoßen, ist jetzt bis über die Ohren in mich verliebt. Dabei aber hat er herausgefunden, daß das Zeug zu einer großen Tragödin in mir steckt."

Ich sah sie an. Während der letzten Worte hatte ihr Gesicht einen ganz besonderen Ausdruck angenommen. Es streckte sich gewissermaßen in die Länge, die Augen öffneten sich weit, und der kräftige blasse Mund verzerrte sich zu einer schmerzvollen Grimasse. Der ganze Kopf hatte jetzt wirklich etwas von einer antiken tragischen Maske.

„Vielleicht hat der Löwe von ehedem recht", sagte ich nachdenklich. „Allerdings ist es ein wenig spät —"

„Spät? Wie alt bin ich denn? Fünfundzwanzig Jahre — du kannst ja nachrechnen. Der neue Stern des Burgtheaters, den ganz in der Nähe leuchten zu sehen, ich eigentlich hierher gekommen, ist keineswegs jünger — und gleichfalls aus dem Nichts aufgegangen. Wir können noch Rivalinnen werden. Schon am nächsten Sonntage trete ich im Pasqualatti-Theater auf."

„Dort?"

„Du weißt, eine Versuchsbühne. Und als erstes Debut werde ich die Maria Stuart spielen."

„Die Maria Stuart —"

„Eigentlich lächerlich, was? Denke dir nur: wenn die einstige Krawall-Ninerl so heraustritt" — sie beugte sich vor und breitete die Arme aus —: ‚Eilende Wolken, Segler der Lüfte!' Und daß ich besser sei, als mein Ruf, könnte ich auch nicht behaupten. Aber was willst du? Meinem alten Löwen steckt nun einmal der Jambus im Leibe — und er will mir ihn mit Gewalt einimpfen. Da er mir nun auch ein Engagement zu verschaffen gedenkt, muß ich mich fürs erste fügen. Später werde ich schon mit anderem hervortreten — etwa mit der Cameliendame. Das ist zwar auch eine abgespielte, weinerliche Komödie. Ich würde etwas ganz Neues brauchen, etwas

Unerhörtes — noch nie Dagewesenes. Aber der Mann, der das schriebe, müßte erst geboren werden. Ihr deutschen Dichter habt schon gar nicht das Zeug dazu und kommt aus euerer langweiligen Rührseligkeit nicht heraus. — Aber", fuhr sie nach einer kurzen Pause fort, indem sie mit weit aufgerissenem Munde laut gähnte, „ich bin nachgerade müde und schläfrig geworden und möchte nach Hause. Geh', hol' einen Wagen."

Sie hatte mich bei dieser Aufforderung leicht mit der Fußspitze angestoßen, und da mir selbst eine Verlängerung dieses Beisammenseins keineswegs erwünscht war, so beglich ich die Rechnung und zögerte nicht, dem Wunsche nachzukommen.

Ein Fiaker war bald zur Stelle. Ich öffnete den Wagenschlag und ließ Nina, die bereits, in einen grell karrierten Mantel gehüllt, unter dem Portal stand, einsteigen. „Wohin soll dich der Kutscher bringen?" fragte ich.

„Du wirst mich doch nicht allein fahren lassen?" rief sie mit einem bösen Blicke. „Das muß ich mir ausbitten!"

Ich stieg also zu ihr ins Coupé. Sie wohnte irgendwo „Unter den Weißgerbern", und der Wagen rollte rasch über das feuchte, leicht beschneite Pflaster dahin.

„Schau", begann Nina nach einer Weile schweigenden Nebeneinandersitzens, „schau, da wären wir wieder einmal ganz traulich beisammen. Wir könnten uns sogar küssen. Aber ich bin ja jetzt solid", fügte sie wie abwehrend bei, da sie meinerseits keinerlei Anstalten zu näherer Anschmiegung wahrnahm. „Wo wohnst du denn?" Und da ich keine zureichende Antwort gab, drückte sie sich in die Ecke und sagte mit unverhehltem Ärger: „Du brauchst nicht so geheimnisvoll zu tun, ich werde dich nicht überfallen; davor bist du sicher. Aber mein Debut mußt du mit ansehen. Darauf besteh' ich. Ich werde dir gleich eine Karte geben, die dir den Eintritt verschafft; denn die Vorstellung ist sozusagen eine geschlossene." Sie kramte in ihrem Geldtäschchen und zog aus mehreren Visitenkarten eine hervor, die ich zu mir steckte.

Nun war auch der Wagen bald vor dem Hause angelangt, das Nina beherbergte. Ich half ihr beim Aussteigen und zog rasch die Torklingel; denn ein kalter Schneeregen schlug uns ins Gesicht. Zum Glück ließ der Hausmeister nicht lange auf sich warten. Nina reichte mir rasch die Hand. „Also nächsten Sonntag. Vergiß nicht!“ Sie verschwand unter dem Tor, das dröhnend ins Schloß fiel.

Ich schickte jetzt den Wagen fort; denn trotz des bösen Wetters fühlte ich das Bedürfnis, zu Fuß nach Hause zu gehen. Die reine Luft tat mir wohl, wie ich so durch die stillen dunklen Gassen schritt. Schon ließ sich der anbrechende Morgen spüren; hinter manchem Fenster und in früh geöffneten Läden schimmerte Licht. Die Begegnung hatte niederdrückend auf mich gewirkt. Mahnte sie doch eindringlich an eine Vergangenheit, welche völlig zu überwinden und abzutun ich damals bestrebt war.

II.

Auch am nächsten Tage hielt diese Verstimmung an, und wurde zu einer recht ärgerlichen Empfindung, als mir die Karte, die ich von Nina erhalten hatte, wieder in die Hand und deutlich vor Augen kam. „Fräulein Ninon Ninoni.“ Und unten in der Ecke: „für den Abend des 20. Februar im Pasqualatti-Theater.“ Ich brach in ein bitteres Lachen aus. Zwar hatte ich schon damals den Bühnen und ihren Leitern gegenüber herbe Erfahrungen gemacht, hatte tiefer, als mir lieb sein konnte, in diese Welt des doppelten Scheines hineingeblickt; aber noch waren die Ideale meiner Jugend: die großen Dramen unserer großen Dichter, die großen Leistungen unserer großen, nach und nach dahingehenden Schauspieler in mir lebendig geblieben. Und nun sollte ich mit ansehen, wie dieses herzlose, frivole, freche Geschöpf, die Nina-Ninon, als Maria Stuart auftrat! Wie drastisch hatte sie selbst den Widerspruch, der darin lag, hervorgehoben! Nein, nie und nimmer!

Und doch! War nicht die Mehrzahl der Bühnenkünstlerinnen ähnlich geartet? Konnte sie nicht wirklich begabt sein? Schauspielerisches Wesen ist ja dem Geschlechte mehr oder minder angeboren, und *diesem* weiblichen Proteus konnte man schon eine gehörige Dosis davon zutrauen. Auch waren ja ihre geistigen Anlagen keine gewöhnlichen, und im Verlauf der Jahre schien sie sogar für einige Bildung gesorgt zu haben. Wer weiß also? Außerdem: der gänzlichen Talentlosigkeit, dem bloßen Dilettantismus erschloß sich auch dieses Versuchstheater nicht, das ja bekanntermaßen als Vorhalle größerer Bühnen galt. Es wäre immerhin interessant — und man sollte doch sehen. Wohlan, ich werde mich einfinden! —

Der Sonntag war da — und mit ihm ein wahres Frühlingswetter, wie es oft im Februar einzutreten pflegt, um bald wieder einem harten Nachwinter Platz zu machen. Ich ging schon früh am Nachmittage fort; denn ich wollte die Zeit bis zur Theaterstunde im sonnigen Freien zubringen. Langsam schritt ich die Favoritenstraße hinauf, die feiertäglich menschenleer war; nur selten rollte ein Wagen an mir vorüber. Alle Kaufläden waren geschlossen, die Häuser wie ausgestorben; unter den Toren standen müßige Dienstmägde, die gelangweilt in den hellen Tag hinausblickten. Auch draußen vor der Linie alles still und öde. Wo mochten die Menschen sich aufhalten, von denen es hier im Laufe der Woche wimmelte? Einzelne Fußgänger, meist Arbeiter im Sonntagsstaat, schlichen über die leere Fläche vor dem Südbahnhofe, der sich auch ausnahm, als wäre heute jeder Verkehr eingestellt; das Pfeifen und Brausen eines eben näherkommenden Zuges ließ freilich diese Täuschung nicht aufkommen. Ich durchschritt nun den Viadukt und betrat den Vorort Favoriten, welcher damals in seiner ersten weiteren Ausbreitung begriffen war. Dort herrschte schon regeres Leben. In der Hauptstraße schritten unternehmend herausgeputzte Mädchen, barhäuptig und mit rauschenden, gesteiften Röcken, an der Seite von jungen Burschen

und Soldaten auf und nieder; aus mancher der zahlreichen Gastwirtschaften klang fröhliche Musik, wie es schien, schon jetzt zum Tanze einladend. Auf einem wüsten Baugrunde, wo bereits einzelne Anfänge stattlicher Gebäude zu sehen waren, hatte sich ein „Ringelspiel" angesiedelt, und eine Schar lärmender Rangen trieb dort beim Klange einer Drehorgel ihr Wesen. Bald war das freie Feld mit seinen öden Sandstätten erreicht, darauf noch stellenweise angehäufter, schmutziger Schnee lag; doch wehte es wie ein Hauch des Lenzes darüber hin; es war, als sollte jetzt und jetzt eine Lerche schmetternd in die Luft emporsteigen. Aber es blieb alles still, und die Steinumrisse der „Spinnerin am Kreuz" blickten ernst durch die beginnende Dämmerung zu mir herüber. Ich kehrte jetzt im Rundgange, an dem schweigenden Friedhof vorbei, durch die Matzleinsdorfer Linie zurück und trat, da es noch immer nicht Theaterzeit war, in ein nahes Kaffeehaus, wo eine Gesellschaft von Pfahlbürgern beim gemütlichen Tarock saß, während eine Anzahl jüngerer Leute am Billard sich vergnügte. Ich blieb bei meiner Tasse und den Zeitungen bis gegen sieben Uhr sitzen; dann begab ich mich in den kleinen, versteckten Musentempel.

Die Räume waren noch sehr dürftig erhellt, und eine moderige Kühle schlug mir samt dem eigentümlichen Mißduft eines wenig besuchten Theaters entgegen. Die Karte, die ich vorwies, eröffnete mir einen Sitz in der letzten Reihe; er war so eng und unbequem, daß ich kaum Platz finden konnte. Nach und nach durchdrang mein Auge die herrschende Dunkelheit und nahm den abgeschabten Bühnenvorhang wahr, auf dem eine Lyra samt anderen Attributen der dramatischen Kunst zu sehen war. Endlich wurde der Kronleuchter angezündet und verbreitete einiges Licht, so daß ich doch auch die übrigen Besucher unterscheiden konnte, die sich nunmehr rasch nacheinander, einzeln und in Gruppen, eingefunden hatten. Die meisten waren auf den ersten Blick als Bühnenangehörige und solche, die es werden wollten, zu erkennen. Man sah untergeordnete Mitglieder,

männliche und weibliche, der Vorstadttheater; aber auch an ‚Hofschauspielern‘ fehlte es nicht, welche in der Regel Aufwärter und Bediente darstellten, oder auch bloß bei der Komparserie beschäftigt waren. Sie saßen ganz vorne in den ersten Reihen und strichen sich, genial die Häupter zurückbiegend, das Haar zurecht, während die betreffenden Damen riesige Fächer aufklappten. In den wenigen Logen befand sich ein höchst seltsames Publikum. Man wußte nicht, was man aus den Leuten machen sollte, die sich, teils wunderlich herausgeputzt, teils in vernachlässigten Hausanzügen an den Brüstungen zeigten. In der Loge, welche sich der Bühne zunächst befand, hatte eine ganze Familie Platz genommen; der jüngste Sprößling, etwa sechs Jahre alt, kramte begehrlich in einer großen Zuckerdüte, die man ihm beim Eintritt gereicht haben mochte; es waren gewiß alle nähere Bekannte der Debütantin.

Nun begann auch schon das lückenhafte Orchester eine schwindsüchtige Ouvertüre; die Bühnenklingel ertönte, die Lyra rollte sich mit dem Vorhang in sich selbst zusammen — und Hanna Kennedy, eine kleine dicke Person, begann den armen Ritter Paulet kreischend herunterzukanzeln. Aber da kam auch *sie* — Maria Stuart, im Schleier, ein Kruzifix in der Hand. Ich gestehe, daß ich überrascht war, so schön, so ganz ihrer Rolle angemessen sah Nina aus. Sie hatte sich möglichst schlank gemacht; die Sammethaube, der historische Kragen hoben ihr schimmerndes Antlitz hervor, welches sie so trefflich herzurichten gewußt, daß es fast dem ihrer Jugend gleich kam. Und sie sprach auch, abgesehen von der gewiß angelernten Unart, die Konsonanten zu brechen, und die Vokale zu dehnen, ganz gut, wußte sich in den vorgeschriebenen Resignationston mit entsprechendem Augenaufschlag vollständig hineinzufinden. Dabei keine Spur von Befangenheit; vielmehr, wenn auch noch keine Routine, so doch eine gewisse familiäre Vertrautheit mit den Bühnenbrettern, als habe sie sich Zeit ihres Lebens darauf bewegt. Nur darin zeigte sie sich noch als Neuling, daß sie ihrem Mortimer

gegenüber nur mühsam das Lachen verbeißen konnte. Dieser unglückliche Schwärmer wurde gleichfalls von einem Anfänger, einem hageren Jüngling mit auffallend kurzem Oberleib und dementsprechend langen, nach auswärts gedrehten Beinen dargestellt, welcher mit jedem Worte, jeder Geberde den damals so gefeierten Joseph Wagner kopierte, und schließlich mit aller Gewalt durch eine bloß gemalte Dekorationstür abgehen wollte. Als der Vorhang fiel, wurde Fräulein Ninoni stürmisch gerufen; nicht mit Unrecht, denn für ein erstes Auftreten hatte sie wirklich ganz ausgezeichnet gespielt. Sie erschien dreimal an der Rampe, von dem alten Löwen, der nicht wieder zu erkennen war, im Triumphe hinausgeführt.

Der zweite Akt, in welchem sie nicht auftrat, verlief sehr eintönig. Denn die übrigen Rollen waren mit Schauspielern vom Handwerk besetzt, die hier gegen ein „Weniges" aushalfen und ihre Aufgaben mehr oder minder erträglich durchführten.

Nun kam der dritte Akt und mit ihm der Höhepunkt des Stückes. Ich war neugierig, wie sich Nina bei der leidenschaftlichen Begegnung der beiden Königinnen bewähren würde. Wenn ich an ihre einstigen Zornausbrüche (allerdings im berauschten Zustande) dachte, an das maßlos heftige Wesen, das sie dabei hervorkehrte: so ließ sich jetzt eine packende und überzeugende Darstellung erwarten. Aber seltsam: gerade dieser affektvollen Szene schien sie nicht gewachsen zu sein. Sie tobte zwar, überschrie sich zum Schlusse: dennoch hatte ihr Spiel etwas Falsches, Dünnes, Eingelerntes. Sie konnte sich offenbar in die Empfindung des ins Innerste getroffenen Weibes nicht finden und tastete mit Worten und Geberden unsicher vor sich hin. Jetzt erkannte man, daß ihr die Rolle wirklich nicht lag; den ruhigen, kalten, giftigen Haß der Elisabeth hätte sie gewiß besser zum Ausdruck gebracht. Dennoch erhielt sie ungeheuren Beifall, in welchen sogar ein junger, über Nacht berühmt gewordener Charakterdarsteller des Burgtheaters mit einstimmte. Er war plötzlich in einer bis jetzt leeren Loge aufgetaucht, und

indem er den interessanten Kopf mit dem schlichten, straffen Haar wohlwollend vorstreckte, bewegte er leicht die Fingerspitzen gegeneinander. Doch ebenso plötzlich verschwand er wieder. Er hatte sich offenbar auf dringende und demütige Bitte des alten Löwen für eine Viertelstunde in das entlegene Theater begeben, um sich die „große Streitszene" anzusehen und sein Urteil abzugeben.

Auch ich hatte nunmehr genug und verließ den engen Raum, wo es nachgerade schon unerträglich heiß geworden war. Wozu hätte ich mir auch noch die berufene „Abschiedsszene" auferlegen sollen? Hatte ich doch bereits die Überzeugung gewonnen, daß die Debütantin nicht ohne Talent war. Ganz gewiß: sie besaß genau so viel Talent, wie Hunderte neben ihr; sie konnte getrost alles spielen, was man ihr zu spielen gab: Maria Stuart und Deborah, Iphigenie und die Waise von Lowood, Adelheid im Götz und die Kameliendame — ja selbst, wenn es gerade not tat, auch die „Nandl" im „Versprechen hinter'm Herd". Es handelte sich also nur mehr um ein Engagement — und das würde sie schon finden; sie hatte ja einen Gönner und Förderer. Wie es mit dem „Nimbus" aussehen werde, den sie sich zulegen wollte, mochte freilich dahingestellt bleiben. Indes, auch d e r konnte sich ja noch einstellen .....

So dachte ich, während ich jetzt durch die abendlich belebten Gassen schritt, um mein gewohntes schlichtes Gasthaus aufzusuchen, wo ich dann, einsam wie immer, bei einem Glase Bier weiter über Kunst und Künstler nachsann.

* * *

Schon in den nächsten Tagen meldeten einige Zeitungen, daß Fräulein Ninon Ninoni infolge ihres glänzenden Debüts als Maria Stuart einen sehr vorteilhaften Antrag von seiten des Stadttheaters zu O... erhalten und angenommen habe. Die Laufbahn war also eröffnet — und schien schon ein Jahr darauf

mit einem Engagement an einer kleinsten deutschen Hofbühne — ich hatte von dieser Tatsache durch ein obskures Theaterblättchen, das mir ganz zufällig in die Hände kam, Kunde erhalten — auch abgeschlossen zu sein. Denn seither war und blieb Nina — für mich wenigstens — verschollen.

III.

Die Bahnstation P... in Steiermark ist ein Kreuzungspunkt vieler nach allen Richtungen verkehrender Züge, und die meisten Reisenden sind gehalten, dort umzusteigen, oder auf spätere Weiterbeförderung zu warten. Daher bietet auch der Bahnhof stets ein sehr belebtes und bewegtes Bild dar, so daß die Bewohner des angrenzenden Städtchens kein besseres Vergnügen kennen, als das ab- und zuströmende Gewimmel in Augenschein zu nehmen und sich an den verschiedenartigen Erscheinungen und Trachten zu ergötzen, wobei ihnen während der schönen Jahreszeit der weitläufige Restaurationsgarten, der einen bequemen Ausblick auf den Perron gewährt, sehr zustatten kommt.

An einem heißen Augustabend des Jahres 187* war auch ich mit dem Wiener Zuge in dieser Station eingetroffen und ausgestiegen. Zwei Stunden Wartezeit standen mir jetzt bevor, und leiblicher Erquickung bedürftig, trat ich in den Garten, den ich aber so dicht besetzt fand, daß ich mich umsonst nach einem Plätzchen umsah, wo ich mich hätte niederlassen können. Endlich, ganz im Hintergrund, gewahrte ich einen einigermaßen freien Tisch; das heißt, ein Mann, der mir den Rücken zukehrte, saß daran; die übrigen Stühle waren, sowie ein Teil der Tischplatte, bedeckt und beladen mit allerlei Plaids, Überwürfen und Handgepäck. Immerhin konnte ich zur Not noch unterkommen. Ich näherte mich daher und fragte sehr höflich, ob es erlaubt wäre? Der Mann hob den Kopf, sah mich an — ich ihn, und nachdem wir uns eine Weile gegenseitig angestarrt, riefen wir beide wie aus einem Munde: „Sie sind es — Sie!"

Ja, er war es, mein berühmter — oder eigentlich berühmt gewesener Kollege Z., den ich nun schon seit einer Reihe von Jahren nicht mehr gesehen hatte. Aber mein Gott, wie hatte er sich inzwischen verändert! Wie verfallen, wie hohlwangig sah er aus! Wie hatte sich sein einst so reiches, jetzt schon ergrauendes Haar gelichtet! Und der einst so blühende, ausdrucksvolle Mund war unedel ins Breite gezogen und fast zahnlos! Nur die großen, eigentümlich blickenden Augen waren dieselben geblieben. Doch nein. Sie waren von schweren, faltigen Tränensäcken umgeben, und wo früher das helle, reine Feuer der Begeisterung geleuchtet hatte, brannte jetzt eine düstere, unheimliche Glut — die Glut der Erschöpfung.

Er hatte, um mir Platz zu machen, einige geleerte Teller und zwei halbvolle Gläser, die auf dem Tische standen, näher aneinander geschoben und merkte jetzt, daß ich ihn forschend betrachtete. „Sie sehen mich an?" sagte er, indem er mit der hageren Hand über die Stirn fuhr. „Ja, ich bin gealtert — vorschnell gealtert. Das literarische Schaffen reibt den Menschen auf, wie kein anderes. Sie zwar sehen vortrefflich aus und haben zugenommen. Freilich sind Sie auch niemals ein rechter Arbeiter gewesen."

Ich gestehe, daß ich mich einigermaßen beschämt fühlte. Ja, ich mußte es zugeben: ich war niemals ein rechter Arbeiter gewesen. Das heißt, ich war von der Stimmung abhängig und konnte das Meine nur langsam zutage fördern. Er aber vermochte jeden Augenblick zu schaffen; Entwurf und Ausführung fielen ihm in eins zusammen. Was hatte er nicht schon alles veröffentlicht! Gewiß an die fünfzig Bände. Seinen Ruf verdankte er den ersten Novellen, die er geschrieben. Welch eigentümliche Kraft und Frische lag darin! Es war, als sei ein neues Morgenrot in der deutschen Literatur angebrochen — als sollte es endlich wieder Tag werden. Ja, die hellen, farbigen Schöpfungen waren mit nichts bisher Dagewesenem zu vergleichen. Man wollte zwar den Einfluß ausländischer Schrift-

steller darin erkennen. Das mochte sein. Aber es ging doch alles aus dem eigensten Geiste, dem eigensten Herzen des Autors hervor. Vor allem ein starker und doch keuscher Zug von Sinnlichkeit, der entzückte, ohne zu reizen; der die Nerven nicht aufregte, sondern erquickte und erfrischte. So wurde denn der junge Dichter der Held des Tages. Verleger und Zeitungen rissen sich um ihn; man konnte kein Blatt, kein Blättchen zur Hand nehmen, ohne wenigstens den Nachdruck eines seiner neuesten Erzeugnisse zu finden. Auch ins Fränzösische wurden sie übersetzt und fanden sogar ihren Weg in die rötlich gelben Hefte der Revue de deux Mondes. Das dauerte nun so eine Zeit. Der Gefeierte hatte sich in eine anmutig gelegene Provinzstadt zurückgezogen, um ungestört arbeiten zu können; es schien fast unmöglich, den Anforderungen zu genügen. Aber er w o l l t e ihnen genügen, und so kam es endlich, daß seine Leistungen der Welt nicht mehr genügten. Was früher entzückte, mutete jetzt, so wurde behauptet, wie Manier an. Das war ja immer dieselbe Liebesgeschichte: derselbe schwache, willenlose, sich im Staube windende Mann — und dasselbe rücksichtslose, grausame, brutale Weib. Und die „gesunde" Sinnlichkeit bekam bereits, wie es hieß, den Beigeschmack krankhafter Zersetzung. Inzwischen hatte er, zum ersten Male, einen umfangreichen Roman geschrieben, den ein großes Blatt mit Hinblick auf seinen Namen sofort unbesehen erwarb. Als man aber das Manuskript durchging, sprach aus dem Werke eine solche seelische Verwilderung, daß man es sofort zurücksendete, wobei man sogar, um weitere unliebsame Verhandlungen zu vermeiden, das bereits ausgezahlte, sehr beträchtliche Honorar im Stiche ließ. Aufs Äußerste erbittert, suchte der gekränkte Dichter eine Polemik zu eröffnen; aber man erwiderte nicht, und als er sich hierauf in den ungemessensten Ausdrücken erging, schüttelte man allseits die Köpfe und begann achselzuckend von Selbstvergötterung und Größenwahn zu sprechen. Um diese Zeit wollte er es auch bei den Bühnen versuchen, und versendete ein soziales Drama

um das andere. Man hatte jedoch damals noch keine Ahnung von dem später hereinbrechenden Naturalismus: die Direktoren fanden die Stücke roh und gewaltsam, und gaben zwar achtungsvolle, aber ablehnende Bescheide. Nur einige wenige Theater, welche in Deutschland nach dem Rufe geistiger Führerschaft strebten, griffen darnach, wie nach allem Neuen und Seltsamen, indem sie hofften, daß von ihren kleinen Kunststätten sensationelle Welterfolge ausgehen würden. Man zog den Autor in Person an den Ort der Aufführungen, wo sein Erscheinen jedesmal einem Triumphzuge glich. Aber die Erfolge blieben aus, oder schlugen in das Gegenteil um, und alle wohlwollenden oder bezahlten Zeitungsberichte konnten diese Tatsache nicht beschönigen oder gar vertuschen. So geriet der viel und rasch schreibende Mann zuletzt auch in Geldverlegenheiten und mußte sich im Kampfe ums Dasein dadurch aufrechterhalten, daß er für obskure Blätter und zweideutige Verleger schrieb, die mit pikanter Ware spekulierten. Aber obgleich nun seine Bücher unter vielverheißenden Titeln und lockenden Umschlagbildern in die Welt gesetzt wurden: sie zogen doch nicht so recht und wanderten stoßweise in die Magazine der Antiquare, von welchen sie zu Spottpreisen angekündigt wurden, während der Autor, der nunmehr ein unstätes Wanderleben führte, mehr und mehr in Vergessenheit geriet ....

„Ja," sagte er jetzt, „das Leben hat mir arg mitgespielt; aber gebrochen hat es mich noch lange nicht. Ich werde vielmehr" — er fuhr wieder mit der Hand über die Stirn — „meinen Feinden zu Trotz, einen ungeahnten, großartigen Aufschwung nehmen. Sie haben doch wohl schon von Zola gehört?"

Ich bejahte.

„Dann werden Sie auch wissen, daß dieser Franzose — an der Seine ist man eben, ungeachtet aller Niederlagen, noch stets und immer weit voran — eine Serie von Romanen plant, die er experimentale nennt, und worin er, gewissermaßen naturgeschichtlich, die Lebensläufe einer Familie in allen ihren Ver-

zweigungen auf dem Boden des zweiten Kaiserreichs darstellen will. Eine geniale Idee! Aber ich werde sie überbieten, indem ich in einer Folge von Romanen die Entwickelungsgeschichte der Menschheit darstelle. Jeder dieser Romane soll zu einer anderen Zeit, in einem anderen Lande spielen. Eine Riesenarbeit! Aber ich werde sie bewältigen. Freilich sind dazu umfassende Studien und vielfache Autopsie notwendig; vor allem aber vollständigste Muße und Unabhängigkeit. Daher denke ich auch vorerst an ein anderes großes literarisches Unternehmen, das mich zum reichen Manne machen wird."

Ich sah ihn fragend an.

„Ich werde nämlich," fuhr er nach einem langen Atemzuge fort, „ich werde nämlich eine periodische Zeitschrift gründen, welche den Titel: Internationale Revue führen soll. Dieser Titel sagt alles. Ich will einen Sammel- und Kampfplatz für die hervorragendsten Autoren aller Nationen schaffen und der deutschen Lesewelt ihre neuesten Arbeiten in mustergiltigen Übersetzungen bieten. Sie müssen gestehen, daß ich damit einem längst gefühlten Bedürfnisse entgegenkomme und etwas in seiner Art Einziges ins Leben rufe: ein großartiges Spiegelbild der gesamten Literatur der Gegenwart."

Er hielt wie erschöpft inne; ich aber erwiderte fürs erste nichts. Denn ich konnte seiner Ansicht nicht beipflichten. Eine solche Nebeneinanderstellung der verschiedenartigsten Geistesprodukte schien mir sehr geeignet, das mangelhafte Urteil des Publikums vollends zu verwirren, und überdies die ohnehin stets bereite Nachahmungssucht der deutschen Schriftsteller nur noch mehr anzuspornen. Aber meine Meinung brauchte ja nicht gerade die richtigste, jedenfalls aber keine maßgebende zu sein. Nach einer Pause erwiderte ich daher bloß: „Und wo werden Sie diese Revue erscheinen lassen?"

„Wo? In Wien, wohin ich eben jetzt reise."

Ich konnte wieder nicht zustimmen. Denn Wien erschien mir durchaus nicht der geeignete Ort, und trotz meiner

Gepflogenheit, nur dann Rat zu erteilen, wenn ich darum angegangen werde, konnte ich mich in diesem Falle doch nicht enthalten, zu fragen: „Warum nicht lieber in Berlin?"

Er erhob hastig abwehrend die Hand. „Verschonen Sie mich mit Berlin! Dort herrscht jetzt die trunkene Nüchternheit. Überdies hat der deutsche Arm den deutschen Geist erschlagen. Und dann: das Verhältnis zu Frankreich! Ich bin doch fürs erste hauptsächlich auf die Schriftsteller jenseits des Rheins angewiesen; keiner von ihnen würde mir etwas zur Verfügung stellen wollen, wenn ich meinen Sitz in Berlin aufschlüge. Anfänglich dachte ich an Leipzig oder Stuttgart, an eine oder die andere der dortigen großen Verlagsfirmen. Aber man schüttelte die Köpfe. Es sind doch nur Kleinkrämer den Hachette, Michel Lévy — und anderen französischen Editeuren gegenüber. So habe ich denn Wien gewählt, wo man noch einigen Schwung des Geistes und des Herzens besitzt. Auch ist mir von dort aus ein Verleger auf halbem Wege entgegengekommen." Er nannte den Namen. „Sie kennen ihn doch?"

Ich kannte den Mann. Derselbe hatte allerdings in seinem nicht großen Geschäfte bisher eine Rührigkeit gezeigt, die sich vorteilhaft von der starren Trägheit des älteren Wiener Buchhandels unterschied. Ob er aber einem solchen Unternehmen, das ein bedeutendes Anlage- und Betriebskapital erforderte, gewachsen war, konnte zweifelhaft erscheinen. Da aber meine Bedenken auf Z. gewiß keinen Eindruck gemacht haben würden, und es doch immerhin im Bereiche der Möglichkeit lag, daß sich seine Hoffnungen in dieser Hinsicht erfüllten, so sagte ich ganz aufrichtig: „Nun, ich wünsche Ihnen vom Herzen den besten Erfolg."

„Ich danke Ihnen!" erwiderte er lebhaft. „Freilich", fuhr er, den Kopf senkend, nachdenklich fort, „freilich wird das alles ungeheuere Anstrengungen erfordern. Welch ein Aufwand an Zeit, Mühe und Sorge jeglicher Art! Aber zum Glück steht mir eine sehr energische, unternehmende und widerstandsfähige Kraft zur Seite. Meine Frau."

„Ihre Frau? Sind Sie denn verheiratet?"

„Das wissen Sie nicht? Nun ja, ich bin in meinem Vaterlande so gut wie verschollen — und niemand kümmert sich mehr um mich. In Frankreich ist die Nachricht durch alle Blätter gegangen. Sie werden übrigens meine Frau gleich sehen. Sie hat sich nur entfernt, um einige Weisungen unseres Gepäckes wegen zu erteilen, das begreiflicherweise etwas umfangreich ist. — Aber da kommt sie ja schon!"

Ich blickte nach der angezeigten Richtung und gewahrte eine stattliche Dame, die sich in höchst auffallender Tracht zwischen den Reihen der dichtbesetzten Tische, und von allen Seiten mit Blicken verfolgt, auf uns zubewegte. Wie? Oder trügte mich mein Auge? Das war ja — — beim Himmel, es war Nina!

Nun stand sie vor uns in einem breiten, mit Federn geschmückten Rembrandthute, in einem rotgemusterten, fast ärmellosen Seidenkleide, um die entblößten vollen Schultern ein leichtes weißes Mäntelchen geworfen.

Sie hatte mich schon aus der Entfernung forschend angesehen, und ich konnte bemerken, daß sie mich nicht gleich erkannte. Als dies aber jetzt geschah, malte sich in ihren Zügen keineswegs freudige Überraschung.

Ihr Gatte mußte unser beiderseitiges Befremden wahrnehmen, und er rief auch sofort: „Sieh' da! Ich glaube, ihr kennt euch —"

„Ja, wir kennen uns", antwortete Nina, die sich rasch gefaßt hatte, mit kalter Unbefangenheit. „Wir sind sogar sehr alte Bekannte, die aber im Leben äußerst selten zusammengetroffen sind. Wann war es doch zum letztenmal? Ich glaube, gerade in der Zeit, da ich zum Theater ging."

„Ja, es war damals", erwiderte ich. „Und Sie sind also —?"

„Nein", fiel Z. rasch, wie triumphierend ein, „nein, meine Niniche ist Gott sei Dank nicht mehr beim Theater. Ich habe sie von der Bühne weggeheiratet. Nicht wahr, Engel? Was

hättest du auch mit deinem so einzigen Talente, ungenügend und unpassend beschäftigt, dort anfangen sollen? Die dramatische Kunst hättest du doch vom Untergange nicht retten können." Er hatte bei diesen Worten liebkosend ihren weißen, runden Arm ergriffen, an welchem ein breites Armband von zweifelhafter Echtheit schimmerte.

Sie entzog sich ihm mit einem unwilligen Rucke, ließ sich halb am Tische nieder und leerte die Neige eines Glases. „Nun ja; aber es tauchen doch jetzt wieder ganz interessante Stücke auf. Arria und Messalina — und dann die Nora von diesem Schweden oder Norweger —"

„Ah pah!" erwiderte er geringschätzig. „Nachzüglerarbeit — vorübergehende Erscheinungen. Glaube mir, die Literatur ist dem Drama entwachsen, und nur im Roman, im großen naturgeschichtlichen Roman —"

„Ja, ja," unterbrach ihn Nina ungeduldig. „Aber es ist Zeit, daß wir uns fertig machen. Der Zug wird gleich da sein." Und sie rief, ein abgegriffenes Portemonnaie aus der Tasche ziehend, den eben vorüberhastenden Kellner an, um die Rechnung zu begleichen.

In der Tat vernahm man schon fernes Brausen, und ein Schaffner schrie in den Garten hinein: „Zug nach Wien!"

„Also jetzt rasch, rasch," rief sie, eine Hutschachtel ergreifend, während ihr Mann sich anschickte, alles übrige aufzuraffen und sich damit zu beladen.

„Kann ich ihnen nicht behilflich sein?" fragte ich den Keuchenden und nahm ihm ab, was ich neben meiner eigenen schweren Handtasche zu tragen vermochte.

Nina, mit ihrer Hutschachtel, hatte sich bereits voraus durch das entstandene Gewühl gedrängt. Während wir nun folgten, sagte er: „Da sehen Sie sie! Immer voran! Oh, dieses Weib ist der Halt, die Stütze meines Lebens. Sie wird die Revue durchsetzen und auch ihre erste Mitarbeiterin sein. Sie wissen vielleicht gar nicht, daß sie ein fabelhaftes Sprachentalent

besitzt. Im Französischen ist sie bereits Meisterin und hat unlängst eine Causerie von Cherbuliez ins Deutsche übersetzt, die durch viele Blätter die Runde machte und ihr ein höchst schmeichelhaftes Schreiben des Autors eintrug."

Wir waren nunmehr in der Halle angelangt, wo sich ein Träger anbot; Z. aber wies ihn zurück. „Das erlaubt Ninoche nicht", sagte er stolz lächelnd. „Auch habe ich ja noch Kraft; geben Sie mir jetzt nur die Sachen." Ein Glockensignal ertönte. „Also leben Sie wohl! Aber wohin reisen denn Sie?"

„Ich zweige nach Tirol ab."

„Aha! Sommerfrische. Grüßen Sie mir die Dolomiten. Und lassen Sie etwas von sich hören. Adressieren Sie nur nach Wien, der Brief wird mich schon finden. Vielleicht geben Sie der Revue auch einen Beitrag." Damit enteilte er, seiner Frau nach, die schon draußen auf dem Perron, ohne sich mehr um mich zu kümmern, mit lauter, scharfer Stimme nach ihm rief.

Das Zeichen zur Abfahrt wurde gegeben, und der Zug setzte sich pfeifend und schnaubend in Bewegung. Ich aber kehrte in den Garten zurück, der mittlerweile ziemlich leer geworden war und wo ich endlich zu einem Essen gelangte. Während die Dämmerung jetzt völlig hereinbrach — und auch später bei einer langen nächtlichen Fahrt hatte ich wieder einmal Zeit und Anlaß, einsam wie immer, über Kunst und Künstler nachzusinnen.

IV.

Seitdem war ein Jahr verflossen und ich selbst noch immer nicht nach Wien zurückgekehrt. Allerlei hatte mich fern gehalten, und als mich jetzt doch eine wichtige Angelegenheit zwang, die Stadt an der Donau aufzusuchen, geschah dies mit dem festen Vorsatze, sie so bald wie nur irgend möglich wieder zu verlassen.

Inzwischen war aber die Internationale Revue wirklich

erschienen, und zwar unter der Ägide jenes Verlegers, den mir Z. damals namhaft gemacht hatte. An pomphaften Ankündigungen, Prospekten und sonstigen Reklamen war nichts gespart worden; auch eine lange Liste von Mitarbeitern hatte man veröffentlicht: aber schon die ersten Hefte ließen vermuten, daß sich das Unternehmen nicht würde halten können. Sie brachten — allerdings von namhaften Autoren — unbedeutende Sächelchen: Novelletten, Skizzen und flüchtige literarische Essays, wie sie jetzt, sich vorwiegend an rein Persönliches haltend, anfingen Mode zu werden. Den größten Raum nahmen sogenannte „Korrespondenzen" aus allen Hauptstädten ein, hastig hingeworfene Theater- und Kunstberichte. Kurz: ein Sammelsurium, aus welchem man nichts nur einigermaßen Wertvolles hätte herausgreifen können. Das wurde mir nun gleich bei meinem Eintreffen von allen Seiten bestätigt. Die Zeitschrift werde bald eingehen, hieß es; der Verleger stehe bereits vor dem Konkurse; der Herausgeber befinde sich in Nöten aller Art. Zudem sei er eigentlich nur dem Namen nach der Leiter, denn nicht bloß seine geistige, sondern auch seine physische Kraft sei gebrochen; nur seine Frau, eine begabte Person, ehemalige Schauspielerin, halte das Ganze noch mühsam aufrecht. Dies alles ließ mir ein Zusammentreffen mit dem armen Z. nicht wünschenswert erscheinen, und mir bangte vor dem Augenblick, der ein solches unvermeidlich machen könnte.

Aber es dauerte nicht acht Tage, als ich schon eines Morgens durch die Post einen Brief empfing, der in zwar festen und weitläufigen, aber doch krausen und verworrenen Schriftzügen folgendes enthielt:

„Lieber alter Freund! Von fremden Leuten mußte ich erfahren, daß Du in Wien bist. Du findest es also nicht der Mühe wert, Deine ältesten Bekannten aufzusuchen. Nun, so richte ich die Bitte an Dich, so bald wie möglich bei uns — oder besser gesagt, bei mir vorzusprechen. Am besten zwischen 11 und 1 Uhr, um welche Zeit Z. sich im Redaktionsbureau befindet.

Wir sind also ungestört und können eingehend über eine Angelegenheit verhandeln, welche Dir vertrauensvoll vortragen wird Deine alte Nina." Die Adresse war beigefügt; dann der Nachsatz: „Komm' aber gewiß!"

Was war da zu tun? Ich machte mich also schon am nächsten Vormittage auf den Weg. Die Adresse leitete nach einer neuen Gasse des dritten Bezirkes. Ich stieg vier Treppen hoch und drückte an dem Klingelknopfe der durch den Namen kenntlich gemachten Tür. Eine schlumpige Magd, die mich erst forschend durch ein Lugfensterchen betrachtet hatte, öffnete und sagte, da ich meine Karte übergeben wollte: „Nicht notwendig; die Gnädige ist zu Hause." Und schon kam mir aus der nächsten Tür Nina halb entgegen und ließ mich in ein geräumiges, aber kahles und unwohnliches Zimmer treten.

„Ich danke dir, daß du gekommen bist", sagte sie, mir die Hand entgegenstreckend, welche, wie sie selbst, auffallend schlanker geworden war. „Nimm Platz." Sie wies nach einer blauen Ripsgarnitur, welche ziemlich neu, aber auch schon schadhaft aussah, denn von den weißen Porzellanknöpfen der Einfassung waren schon mehrere abgesprungen.

Sie setzte sich nun an meine Seite, und ich wunderte mich, wie vorteilhaft sie aussah. Keine Spur mehr von jenem frivol- und komödiantenhaft vernachlässigten Äußeren, das sie damals an der Bahn zur Schau getragen hatte; vielmehr war jetzt ihre ganze Erscheinung von einer gewissen Vornehmheit. Ein einfaches, knappanliegendes dunkles Kleid hob ihren immer noch vollen, aber geschmeidigen Wuchs anmutig hervor. Das Haar trug sie schlicht gescheitelt und rückwärts in einen dichten Knoten zusammengewunden. Nicht das geringste Anzeichen des Alterns war in ihrem glatten Gesichte wahrzunehmen; sie konnte freilich auch erst fünf- oder sechsunddreißig Jahre zählen.

„Also noch einmal meinen Dank", begann sie jetzt rasch, wie geschäftsmäßig. „Fürs erste habe ich dir folgendes zu sagen. Es wird außer dir nur noch sehr wenige Menschen in Wien geben,

welche meine Vergangenheit kennen. Ich erwarte von dir, daß du mich in dieser Hinsicht nicht bloßstellen wirst."

„Diese Bemerkung ist ganz überflüssig", erwiderte ich. „Du kannst dir wohl denken —"

„Gewiß, gewiß; ich kenne dich. Es mußte aber dennoch ausdrücklich betont werden. Nun darfst du nicht etwa glauben, daß ich mich auf die Heilige hinausspielen und meine Vergangenheit verleugnen will. Das habe ich als gewesene Schauspielerin auch gar nicht notwendig. Ich möchte nur nicht, weißt du, daß man das Ärgste —"

„Du kannst vollständig beruhigt sein."

„Der Welt wegen, auch mein Mann darf nicht mehr erfahren, als ihm bereits bekannt ist; denn das würde seine Liebe zu mir nur noch steigern."

„Wie? — Aber dagegen hättest du doch nichts?"

„O ja! Seine Zärtlichkeiten grenzen ohnehin schon an Wahnsinn. Er ist eine durchaus krankhafte Natur, die mir Ekel einflößt — seit jeher Ekel eingeflößt hat."

„Aber wie konntest du ihn dann —"

„Heiraten meinst du? Nun, ich wollte 'mal auch das probieren. Es war ein dummer Streich; hoffentlich mein erster und letzter. Und dann: ich hatte das Komödiespielen schon satt. An größeren Bühnen konnt' ich kein Engagement finden — und sich beständig auf kleinen Bühnen herumzuschlagen, ist ein trostloses Vergnügen. Und nun gar da draußen im Reich, wo die Leute unglaublich geschmacklos sind. Ein Publikum aus Pappendeckel, sage ich dir, innen dick mit Sittlichkeit ausgefüttert, und außen mit einem gleichmäßigen Bildungslack überzogen. Man kann nach keiner Seite hin Eindruck machen. Dazu das Repertoire! Goethe und Schiller, Schiller und Goethe; dazwischen Roderich Benedix und Charlotte Birch-Pfeiffer, hin und wieder auch ein unglücklicher neuer Klassiker wie Paul Heyse — es war zum Auswachsen. Da kam e r nach D . . ., wo ich eben engagiert war. Er hatte nach langem Hin- und Herschreiben endlich unseren

ledernen Intendanten bewogen, eines seiner Stücke zu bringen, mit welchen er das deutsche Drama regenerieren wollte. Tolles Zeug; aber es imponierte uns allen — am meisten mir; denn es war doch wenigstens nichts alltägliches. Zudem war er ein berühmter Mann — oder schien es wenigstens zu sein. Die kleine Stadt war bei seinem Erscheinen in Aufruhr; die Aufführung war ein bevorstehendes Ereignis; man sprach von nichts anderem. Mir war die weibliche Hauptrolle zugedacht — und während er sie mir einstudierte, verliebte er sich in mich. Wir setzten beide große Erwartungen in den Erfolg — der aber nur in eine allgemeine Entrüstung ausschlug. Am meisten entrüstet aber waren w i r — und in dieser Stimmung war es ihm um so leichter, mich zum Austritt zu bestimmen, da mein Kontrakt ohnehin zu Ende ging. Aber wir sollten als Mann und Frau auf seine Stücke reisen, die er immer noch durchzusetzen hoffte; er wollte nebenbei öffentliche Vorlesungen halten. Auf große Theater war nicht zu rechnen; sie sollten aber von den kleinen, bei denen wir jetzt die Runde machten, nachgezogen werden. So gelangten wir sogar bis nach Temesvar — wo wir glücklich ausgepfiffen wurden. Nun gab er es auf, der Messias des Dramas zu werden, was zu glauben — ich will es gestehen — ich anfangs selbst dumm genug gewesen. Nun aber redete er sich ein, er müsse den Roman der Zukunft schreiben, entwarf die ungeheuerlichsten Pläne — aber du hast es ja damals selbst gehört."

Wie wahr, wie zutreffend war das alles! Und doch, wie tief verletzte es mich, daß gerade s i e es aussprach. Sie hätte trotzdem noch immer einige Achtung für seine geistigen Anstrengungen — zum mindesten Mitleid mit ihm fühlen sollen.

„Du bist grausam", sagte ich. „Diese Art von deinem Manne zu sprechen hat etwas Empörendes. Mag er nun sein, wie er wolle: er war ein großes, ein einziges Talent, ein bedeutend angelegter Mensch — und der Himmel weiß, auf welche Art —"

„Auf welche Art?" unterbrach sie mich. „Durch ausschweifendes Leben und Überarbeitung. Bedeutend angelegt, sagst du? Nein, mein Lieber, er ist ein durch und durch verlogener Kerl, der sich nicht eingestehen will, daß er fertig ist — ganz fertig."

Ich wollte erwidern, aber ich vermochte es nicht; ich war wie erstarrt. Dieses Weib warf dem Ärmsten ausschweifendes Leben und Verlogenheit vor!

„Darum hat er auch die Revue gegründet, wo er andere für sich arbeiten lassen kann. Es war der Instinkt der Selbsterhaltung, der ihn dazu trieb. Somit lag einige Vernunft in der Sache, und wenn ich mich ihrer annahm, konnte sie vielleicht soweit rentieren, daß sie uns das Leben sicherte. Wir standen ja bereits vor dem Nichts. Und da wäre ich nun eigentlich bei dem Hauptpunkte unserer Unterredung angelangt."

Sie lehnte sich einen Augenblick schweigend zurück, dann fuhr sie fort: „Du wirst wohl schon vernommen haben, daß das Unternehmen, eigentlich erst im Entstehen begriffen, auch schon dem Zusammenbruche nahe ist. Ganz so schlimm aber, wie es den Anschein hat, stehen die Dinge doch nicht. Die Idee halte ich noch immer für eine glückliche. Sie lag gewissermaßen in der Luft, und wenn wir sie, kaum erfaßt, wieder fallen lassen müssen, dann wird sie von stärkerer Hand neuerdings aufgegriffen werden. Und darum handelt es sich. Wir haben ohne alle Geldmittel begonnen, bloß auf einen windigen Schlucker von Verleger gestützt. Wir konnten keinen rechten Vertrieb zustande bringen, konnten keine verlockenden Honorare bieten und mußten uns sozusagen mit Abfällen begnügen. Das könnte ganz anders werden, wenn uns eine beträchtliche Geldsumme — etwa dreißig bis vierzig Tausend zur Verfügung gestellt würden. Diese Summe aber sollst du uns schaffen."

„Ich!?"

„Ja, du. Denn du besitzest, wie ich erfahren habe, ausgebreitete Bekanntschaften, vornehme Gönner und Freunde; darunter auch einige aus den hohen Finanzkreisen. Es müßte dir also

bei einigem guten Willen gar nicht schwer werden, die Leute zu bestimmen, uns ein Betriebskapital vorzuschießen, das ihnen ja verzinst werden kann; auch du hättest dann einen Anteil an dem voraussichtlichen Gewinn zu erwarten."

Ich hatte mich inzwischen von meinem unangenehmen Erstaunen einigermaßen erholt und nunmehr auch ganz gefaßt.

„Nein," sagte ich entschieden, „das geht durchaus nicht an. Erstens bist du über die Stellung, die ich in der Gesellschaft einnehme — oder einzunehmen scheine, übel berichtet. Vor allem aber überschätzest du weit den Einfluß, den ich auf gewisse Persönlichkeiten nehmen könnte. Und selbst wenn ich —"

„Ich verstehe", unterbrach sie mich, die Brauen in böse Falten ziehend. „Du traust uns nicht zu, daß wir trotzdem die Sache in Schwung bringen könnten. Und was Z. betrifft, so hast du ja vollkommen recht. Auch ich will dir zugestehen, daß ich selbst, obgleich ich im Laufe der Zeit mehr Einblick in solche Dinge gewonnen habe, als du dir vorstellst — daß ich selbst, sage ich, der Leitung nicht gewachsen wäre. Aber wir haben einen jungen Mann kennen gelernt, einen Russen — oder eigentlich Polen, der als Korrespondent mehrerer ausländischer Blätter seit kurzem hier lebt. Ein höchst begabter Mensch, der alle Sprachen spricht und schreibt und bei seinen fast über die ganze Welt verbreiteten Beziehungen wie geschaffen erscheint, an die Spitze der Revue zu treten. Jedenfalls bitte ich dich, eh' du entschieden ablehnst, die Angelegenheit mit ihm durchzusprechen. Es wundert mich, daß er noch nicht hier ist; denn ich habe ihn, auf dein Erscheinen rechnend, gebeten, heute und auch an den nächsten Vormittagen nachzusehen."

In diesem Augenblicke ertönte draußen leicht und sanft die Klingel.

„Da ist er", rief sie, nach der Tür blickend, und ihr Alabastergesicht wurde plötzlich von einem rosigen Schein durchleuchtet. Sie war errötet.

Und nun erschien auch schon der Erwartete, beim Eintreten

aus kleinen schwarzen Augen einen lauernden Blick durch die Türspalte werfend. Als er mich gewahrte, nahmen seine Züge den Ausdruck würdevollen Ernstes an, der sofort in ein überfreundliches Grinsen überging, als uns Nina jetzt gegenseitig vorstellte. Er war von schlankem, sehr zierlichem Wuchse, und seine zarten Füße standen etwas nach einwärts gerichtet. Mit sorgfältiger, aber fadenscheiniger Eleganz gekleidet, trug er die Rosette irgend eines Ordens im Knopfloch.

„Da haben Sie nun unsern alten Freund, lieber Glensky“, sagte Nina. „Setzen Sie ihm den Kopf zurecht, denn er will von unserem Vorschlage nichts wissen.“

Glensky, der sich sachte niedergelassen hatte, rückte an seinem Kneifer und sah mich mit wohlwollendem Lächeln an.

„Nun, ich begreife recht wohl, verehrter Herr,“ begann er mit weicher, süßlicher Stimme, „daß Sie uns nicht so ohne weiters Ihre Unterstützung —“

„Die durchaus nicht in meiner Macht steht“, unterbrach ich ihn. „Das muß ich auch Ihnen wiederholen. Sie sind noch nicht lange in Wien, kennen also die hiesigen Verhältnisse nicht so genau, wie ich. Meiner Überzeugung nach werden Sie hier von keiner Seite Unterstützung finden.“

„Sie mögen recht haben,“ erwiderte er, indem er seinen hübschen Kopf traurig beipflichtend senkte; „es ist noch sehr viel Phäakentum im Lande. Ich gestehe, daß mir selbst Zweifel gekommen waren. Ich betrachte daher Ihre Ablehnung als einen Wink des Schicksals. Überdies habe ich heute Morgen eine Nachricht erhalten, welche mich hoffen läßt, das Unternehmen auf einen anderen Boden verpflanzen zu können.“

Nina sah ihn überrascht an.

„Ja, meine Gnädige,“ fuhr er ehrfurchtsvoll gegen sie gewendet fort, „ich habe eine ganz außerordentliche Nachricht erhalten, die ich Ihnen später mitteilen werde. Ich war schon seit längerem darauf vorbereitet und habe ihr mit Spannung entgegengesehen. Da aber die Sache denn doch noch im Un-

gewissen schwebte, so habe ich selbst Ihnen gegenüber nichts davon erwähnt."

Ich sah nach meiner Uhr. „Die Zeit drängt mich", sagte ich, mich erhebend. „Und da ich nunmehr ohnehin überflüssig geworden bin, so werde ich mich empfehlen."

„Du bleibst doch jetzt in Wien?" fragte Nina, die in sichtlicher Aufregung und offenbar froh war, daß ich aufbrach.

„Nein, im Gegenteil. Ich reise schon in den nächsten Tagen wieder ab."

„Da sieht man dich wohl kaum mehr?"

„Die Zeit dürfte es nicht gestatten. Am besten also, ich nehme gleich Abschied, und bitte auch, deinem Gemahl —"

„Werd' es bestellen. Und was wir da verhandelt haben —"

„Bleibt selbstverständlich Geheimnis."

„Nun, so leb' wohl", sagte sie kurz und reichte mir die Hand hin, die ich, wie die Glenskys, der sie mir angelegentlich entgegenstreckte, drücken mußte.

Ich atmete auf, als sich die Wohnungstür hinter mir geschlossen hatte, und wie beflügelt eilte ich die Treppe hinunter, im Innersten froh, daß mir der Anblick des armen Z. erspart geblieben. Aber es sollte nicht sein. Denn schon im nächsten Augenblick kam er das erste Stockwerk heraufgekeucht, ein dickes Seidentuch als Schutz gegen die herbstliche Kühle um den Hals gewunden, den Hut tief in die Stirn gedrückt. Er stutzte, als er mich wahrnahm, blieb stehen und blickte mich mit blöden, verglasten Augen an.

„Sie — ah, Sie —" rief er endlich, leicht mit der Zunge anstoßend. „Sie waren bei mir? Haben mich nicht getroffen? Aber doch mit meiner Frau gesprochen?"

Ich bejahte.

„Schön. Komm Sie doch wieder mit mir hinauf. Bin etwas früher als sonst frei geworden und bleibe jetzt zu Hause. Sie können mit uns speisen."

„Bedaure sehr, aber — — ich werde ein andermal —"

„Schön. Aber kommen Sie bald! Ich habe viel mit Ihnen zu sprechen. Über meine Revue. Es gibt einige Schwierigkeiten. Aber ich werde sie überwinden! Werde sie überwinden!“ Er hatte offenbar keine Ahnung von dem Vorschlag, den mir Nina gemacht.

„Ich gratuliere.“

„Danke. Aber wie es hier zieht auf der Treppe! Vergessen Sie nicht. Kommen Sie bald! Auf Wiedersehen!“ Und damit stürmte er, sein Halstuch fester zusammenziehend, die Treppe hinauf — wie seinem Schicksal entgegen.

* * *

Und sein Schicksal vollzog sich auch wenige Wochen nach meiner Abreise. Der Verleger meldete den Konkurs an; die Revue hörte zu erscheinen auf. Nina aber verschwand mit Herrn Glensky; niemand wußte, wohin. Sie hatte ihren Gatten krank, hilflos wie ein Kind, nur mit einer notdürftigen Geldsumme versehen, zurückgelassen. Anfangs versuchte der Unglückselige, sich und anderen einzureden, die beiden hätten im Interesse der Revue eine gemeinschaftliche Geschäftsreise gemacht. Aber die entsetzliche Gewißheit, daß ihn seine geliebte Ninoche treulos — und für immer verlassen hatte, drängte sich ihm stets überzeugender auf und brachte endlich das Gehirnleiden, dessen deutliche Anzeichen man schon lange an ihm bemerkt haben wollte, zum Ausbruch. Zur Nachtzeit in Tobsucht verfallend, unternahm er einen Selbstmordversuch, der nicht vollständig gelang. Man brachte ihn in eine Privatheilanstalt, wo er, ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben, am nächsten Tage verschied. Die Schriftsteller Wiens beteiligten sich sehr zahlreich an seinem Leichenbegängnisse, und ein prachtvoller Lorbeerkranz lag auf dem Sarge. Man ehrte den Tod.

V.

Zu den eigentümlichsten Künstlernaturen, die mir in meinem Leben begegnet waren, gehörte ein Maler, dessen Name eigentlich erst mit seinem Tode allgemein bekannt geworden ist, obgleich sein Ruhm schon lange vorher im Verborgenen geblüht hatte. Mit seinen Anfängen noch in die ältere Wiener Schule zurückreichend, war dieser „große Kleinmaler", wie man ihn zuletzt nannte, als junger Mann durch widrige Lebensumstände aus seiner Laufbahn gedrängt worden, und als er sie später wieder ergriff, hatte er mit großen Schwierigkeiten, inneren sowohl wie äußeren, zu kämpfen: man wollte ihn eben längere Zeit hindurch nicht mehr für voll anerkennen. Während des raschen wirtschaftlichen Aufschwunges jedoch, welcher in dem sogenannten „Krach" endigte, wurden auch seine Bilder in Betracht gezogen, und wenn sie auch damals nicht gerade in die „Mode" kamen, so trachtete doch jeder feinere, oder für fein gelten wollende Kenner und Kunstfreund ein solches Kabinettsstück zu erwerben, infolgedessen sich der in stiller Zurückgezogenheit lebende Künstler plötzlich mit Aufträgen überschüttet fand. Da er aber gewohnt war, bedächtig aus seinem Inneren heraus zu schaffen, so konnte oder wollte er nur den wenigsten dieser Anforderungen gerecht werden, und sah sich bald wieder beiseite liegen gelassen und allmählich in seine frühere Verborgenheit zurücksinken.

Er bewohnte in einer entlegenen Vorstadt ein kleines Haus, das gegenwärtig verschwunden ist; ein wenig gepflegtes Gärtchen stieß daran, und das schmucklose, um nicht zu sagen dürftige Atelier bildete einen schroffen Gegensatz zu den stilvollen, mit Kunstschätzen aller Art ausgestatteten Prachträumen, in welchen gleichzeitige Meister ihre sensationellen Bilder zutage förderten. Und doch gingen aus dieser schlichten Behausung jene echten Perlen der Malerkunst hervor, die jetzt von ihren Besitzern als intimste Schätze gehütet werden und an welchen reiche Sammler jeden Pinselstrich mit Gold aufwiegen.

Mit zunehmenden Jahren hatte er zu kränkeln angefangen und verbrachte daher den Winter meistens im Süden; auch Paris besuchte er hin und wieder, wo er dann stets eine Zeitlang verweilte. Den Sommer aber pflegte er regelmäßig in Wien zuzubringen, das er mit der treuen Anhänglichkeit eines alten Eingeborenen liebte und wo er, vom frühen Morgen bis zur einbrechenden Dunkelheit tätig, die in der Ferne gewonnenen Studien und Entwürfe ausführte. Dann besuchte ich ihn zuweilen; denn obgleich ich mit ihm nicht eigentlich befreundet war, so gehörte ich doch zu den wenigen, mit welchen er nicht ungern verkehrte.

Eines Tages — es war im Juni und die Rosen seines Gartens standen schon in der Blüte — hatte ich mich wieder zu ihm begeben. Er war gerade aus Paris eingetroffen und hatte mir nun vieles von der Weltstadt an der Seine zu erzählen. Vor allem besprach er die dortigen neuen Kunstströmungen, die ihn begreiflicherweise sehr interessierten; nebenbei aber auch das gesellschaftliche Leben, die Umtriebe der politischen Parteien und das Gehaben der Anarchisten. Schließlich reichte er mir einen großen Pack Photographien, die er mitgebracht hatte, zur Durchsicht hin. Es war ein buntes, reichhaltiges Durcheinander: Ansichten öffentlicher Gebäude und Plätze, Porträts berühmter oder berüchtigter Persönlichkeiten; darunter auch die beiden jüngsten Toten: Prinz Lou-Lou und der Ex-Diktator Gambetta. Aufnahmen von modernsten Bildern waren gleichfalls zu sehen. Eines davon stellte ein kostbares, äußerst raffiniert zusammengestelltes Interieur dar, in dessen Hintergrunde eine ganz weiß gekleidete Dame gleichsam an die Wand gedrückt stand, während sich die endlose Schleppe ihres Kleides, nach vorwärts gewendet, über den ganzen Boden hinweg dem Beschauer entgegenstreckte. Die weibliche Gestalt frappierte mich, und nachdem ich sie durch eine bereitgelegte große Lupe aufmerksam betrachtet hatte, rief ich aus: „Seh' ich recht? Das ist ja —"

„Kennen Sie die auch?“ fragte der Maler lächelnd.

„Das heißt, ich glaube sie zu kennen. Ist es nicht die ehemalige Frau des armen Z.?“

„Wer ist Z.?“

Er hatte den Schriften des Verstorbenen wohl niemals Aufmerksamkeit geschenkt, und ich suchte ihn jetzt aufzuklären.

„Ach ja,“ sagte er, „nun entsinne ich mich. Ob sie aber seine Frau war, könnte ich trotzdem nicht sagen. Jetzt ist sie — oder gilt sie wenigstens für die Frau eines gewissen Glensky, der in Paris ein großes Zeitungsunternehmen betreibt; eine Art Weltkorrespondenz und Übersetzungsbureau.“

„Also doch!“

„Sie leben auf sehr großem Fuße und halten offenes Haus. In ihrem Salon wimmelt eine foule von Menschen durcheinander. Streber von allen Farben und Abzeichen: Künstler und Schriftsteller, Deputierte und finanzielle Roturiers, wie sie der Tag hebt und stürzt. Mich hat einmal ein junger Maler dorthin mitgenommen; man kann kommen und gehen nach Belieben — und bei den Diners und Soupers soll der Champagner in Strömen fließen. Übrigens glaube ich nicht, daß das literarische Unternehmen, so weitläufig es angelegt sein mag, die Kosten deckt. Ich halte vielmehr diesen Herrn Glensky für einen Agenten Rußlands — oder gerade herausgesagt, für einen politischen Spion.“

„Das wäre wohl möglich“, sagte ich. „Nun, und sie?“

„Ist ganz dazu angetan, um ihn als Weib zu unterstützen. Im übrigen ist sie eine ‚lionne‘, der von allen Seiten gehuldigt wird. Es ist auch schon, wie das in Frankreich nicht anders geht, ihretwegen zu einem Duell gekommen — zwischen zwei Anbetern natürlich. Sie hat den Leuten seit jeher die Köpfe verrückt.“

„Kannten Sie sie denn schon früher?“

„Freilich. Sie war ja in ihrer ersten, ganz verwahrlosten Jugend die Geliebte eines meiner Kollegen, der unlängst in

sehr dürftigen Verhältnissen gestorben ist. Das war ein äußerst sentimentaler Mensch, der in ihr ein Opfer der menschlichen Gesellschaft sah und die arme Gefallene zu erheben trachtete, indem er sie heiraten wollte. Aber sie trieb nur ihr Unwesen mit ihm, quälte ihn bei Tag — und lief nachts in die Kasernen."

„Dort habe ich sie kennen gelernt."

„Wie? Sie kannten sie auch schon damals?"

„Gewiß; wir kannten sie alle."

„Mir wollte sie gleichfalls auf die Bude rücken: Aber Sie wissen, daß ich zu meinen Bildern keine weiblichen Modelle brauche, wenigstens keine solchen. Ich ließ sie ablaufen, indem ich mich auf den Blöden hinausspielte; denn das Ding war mir in tiefster Seele zuwider. Sie mußte das auch gleich weg gehabt haben, denn sie kam nicht wieder. Inzwischen aber hatte sie mich ganz und gar vergessen, denn ich konnte deutlich merken, daß sie mich nicht mehr erkannte, als ich ihr in ihrem Salon, freilich flüchtig genug, vorgestellt wurde. Mir aber gelang es kaum, meine Überraschung zu verbergen, so wenig hat sie sich eigentlich seit jener Zeit verändert. Stärker ist sie freilich geworden; aber sie hat noch fast ganz das eigentümlich verzeichnete Gesicht von früher."

„Sie muß doch schon über die Vierzig sein."

„Nun, das ist ja gerade das rechte Alter für Paris, wo man den Hautgout und die Erfahrung der Überreife zu schätzen weiß. Und außerdem: sie betrinkt sich."

„Was?"

„Ja, elle se grise, wie man dort sagt. Mit Champagner natürlich. Und das versetzt nun die Leute in das höchste Entzücken. Denn da treten auch ihre besondersten Reize hervor. Sie fängt zu deklamieren an; erst französisch, dann deutsch — um endlich zu den gemeinsten Wiener Liedern herabzusinken, weshalb man sie auch la belle Viennoise nennt. Den Text versteht natürlich niemand, die Gebärden jeder. Dann aber

wird sie plötzlich wild, fängt zu fluchen und drohen an — schleudert die Champagnerkelche an die Wand, daß die Splitter umherfliegen, und schwört, daß sie sich, falls die Kommune wieder erstehe, den Pertoleusen anschließen werde. Geben Sie acht", fuhr er mit humoristischen Behagem fort, „die spielt noch einmal eine Rolle. Vielleicht als Maitresse irgend eines zweiten Gambetta, oder Rochefort — oder eines anderen Bontoux. Kann auch sein, daß sie wirklich einmal mithilft, Paris in Brand zu stecken."

„Nun, wer weiß". sagte ich, unwillkürlich seinen spielenden Gedanken folgend. „Gottes Wege sind wunderbar — noch wunderbarer jedoch die der Frauen."

Requiem der Liebe.



Vorwort des Herausgebers.

Auf einem Blättchen des Nachlasses, mit „R. d. L." überschrieben, hat sich Saar XVI Motive für eine Dichtung aufgezeichnet. „I: er stand an ihrem Grabe . . XVI: Requiem." Als Intermezzo sollte von „früherer Liebe — seiner, ihrer" und von „Kunstausstellung: Kunst und Ruhm" die Rede sein. Zu dem letzten Motiv schreibt Saar an den Rand: „Nun ward's ihm klar: er mußte dieses leiden zum Abschluß." Obwohl der Plan, bei dem der Dichter auch die „Decadence" der Liebe nicht unbehandelt lassen wollte, auf eine lyrische Dichtung deuten (s. Band III, Nachwort), so liegt doch hier zweifellos der Keim zu unserer Novelle vor, deren Titel aus solchen Vorstellungen herausgewachsen ist.

Die Handschrift, eine stark korrigierte erste Niederschrift, ist nur mehr zum Teil erhalten. Von den 90 Seiten zu je 25 Zeilen, welche sie nach Saars Briefen an Heilborn ausmachte, finden sich 27 noch im Nachlasse vor; sie enthalten das Mittelstück der Erzählung von Seite 127 (So war . . .) bis Seite 144 (. . . ältere, etwas). Da Saar dieses einzige Manuskript nicht so ohne weiteres aus der Hand geben wollte, wurde für den ersten Druck eine Abschrift nötig, zu der sich eine ihm befreundete Dame in wahrhaft aufopfernder Gefälligkeit erbot. Diese Reinschrift sandte er um den 20. Januar 1896 herum an den Redakteur der Internationalen Revue „Cosmopolis", Dr. Ernst Heilborn, der aber Antiquaschrift für seine Setzer verlangte. Saar bittet ihn, wenn das unerläßlich sein sollte, das abgesandte Manuskript auf seine Kosten in Berlin abschreiben zu lassen; es ist aber die Frage, ob das wirklich geschehen ist. Jedenfalls erklären sich aus der fremdhändigen Druckvorlage die relativ zahlreichen Druckfehler, die sich, trotzdem sich

der Dichter selber zur Korrektur erboten hat, in dem ersten Druck finden, der in dem März- und Aprilheft von Cosmopolis 1896 (Vol. I, Nr. III, Seite 839—860 und Vol. II, Nr. IV, Seite 197—226 erschienen ist. Obwohl sich der Dichter von Heilborn die Fahnen ausgebeten hat (die übrigens im Nachlaß nicht vorhanden sind), hat er dem Abdruck in Buchform, der gleich darauf in dem „Herbstreigen" (1897, Seite 169—276) erfolgte, doch die eigenhändige erste Niederschrift zugrunde gelegt, wie nicht bloß der fast ganz übereinstimmende Text, sondern auch die vom Setzer an der Bogenwende angegebenen Seitenzahlen des Druckes beweisen. Saar fragt zwar am 14. April 1896 bei seinem Verleger an, ob er seine Textänderungen zum Requiem erhalten und an die Druckerei weitergeschickt habe; der Vergleich mit den erhaltenen Partien der Handschrift und mit dem ersten Druck zeigt aber, daß diese Änderungen wenig zahlreich und fast ganz stilistischer Natur sind.

Sofort nach ihrem Erscheinen in Cosmopolis soll die Novelle in der amerikanischen Staatszeitung nachgedruckt worden sein; ein Bekannter, der damals zufällig in New York war, sandte dem Dichter die betreffenden Nummern zu, die sich übrigens in seinem Nachlaß nicht vorgefunden haben. Eine Übersetzung ins Polnische von Frau Dr. Leiblinger soll im August 1908 in der Gazetta Polska erscheinen.

I.

An einem milden, sonnigen Septembermorgen schritt Leo Bruchfeld die weitläufige Gasse hinunter. Er erinnerte sich noch der Zeit, wo hier nur zwei Reihen unansehnlicher Häuser gestanden, durch eingeplankte schattige Gärten voneinander getrennt, was gerade diesem Teil des ehemaligen Wiener Vorortes ein sehr ländliches Aussehen verliehen hatte. Aber das rief in ihm keine elegische Stimmung hervor; er ging vielmehr ohne weitere Erwägungen an den stattlichen Gebäuden vorbei, welche sich, mehrere Stockwerke hoch, im Laufe der Jahre rechts und links erhoben hatten. Die meisten Fenster standen offen; Teppiche und Bettzeug waren zum Lüften ausgelegt, und dahinter kamen ab und zu mit halbem Leibe sorgliche Hausfrauen im weißen Morgenhäubchen oder dralle Mägde zum Vorschein. Unten aber regte und bewegte sich in buntem Durcheinander das beginnende Leben des Tages. Fuhrwerke aller Art: Stellwagen und klingelnde Trams, Fiaker und Equipagen, die ihre Insassen aus den nächstgelegenen Sommerfrischen nach der Stadt brachten, rollten auf dem eben bespritzten Fahrwege dahin, während zahlreiche Fußgänger, männliche und weibliche, mehr oder minder eilig ihren Berufsarbeiten entgegenschritten. Nur Kinder sah man wenige; sie waren bereits in der Schule, die erst in den letzten Tagen wieder begonnen hatte.

In diesem Gewimmel nahm sich Bruchfeld, einen leichten Havelock um die Schultern geworfen, ganz stattlich aus. Ob-

gleich er schon ein Fünfziger war und sich etwas vornübergebeugt hielt, erschien seine ziemlich hohe Gestalt trotz einer gewissen Beleibtheit doch noch stramm und beweglich, und seine blauen Augen leuchteten hell aus dem kräftig gefärbten Antlitz, das ein kurzer, stark ergrauter Vollbart eher jünger als älter erscheinen ließ. Mancher Vorübergehende betrachtete den bekannten Tonmeister, der seit kurzem als Gast einer vornehmen Familie in dieser Gegend wohnte und auch schon in früheren Jahren hier gelebt hatte, mit Aufmerksamkeit oder grüßte ihn sehr zuvorkommend.

So war er auf den kleinen Platz angelangt, zu welchem sich die Gasse erweiterte, als er plötzlich den Schritt anhielt. Er hatte eine Frauengestalt erblickt, welche jenseits, einen blauen Sonnenschirm über sich ausgespannt, langsam vor einem villenartigen Hause auf und nieder ging. Die Dame war nicht mehr jung, aber ihr Wuchs glich dem eines zarten Mädchens, und ihr feines, scharfgeschnittenes Profil zeigte auffallende Schönheit. Nun erblickte sie auch ihn, und eine dunkle Röte schoß in ihr schmales Gesicht. Den Schirm tiefer anziehend, tat sie noch einige Schritte und blieb dann, den Kopf abwendend, stehen.

Bruchfeld empfand das Unziemliche seines Hinstarrens und setzte sich wieder in Bewegung. Aber nicht weiter als bis zur Ecke einer nahen Seitengasse; denn er war fest gewillt, die Erscheinung nicht aus den Augen zu verlieren. Die größere Entfernung ließ diese Absicht weniger auffallend erscheinen, und da er, wie die meisten älteren Männer, sehr gut in die Weite sah, so konnte er wahrnehmen, daß auch die Dame unter dem Schirm hervor scheue Blicke nach ihm warf. Die plötzliche Röte war aus ihrem Antlitz gewichen und hatte einer fahlen Blässe Platz gemacht, jener Blässe, welche Frauen eigen ist, die an Blutarmut leiden. Erst jetzt bemerkte er, daß sie in der Linken ein zierliches Körbchen trug, das ihr offenbar zu schwer wurde. Denn sie stellte es nunmehr auf das Mäuerchen des Gitters, das den schmalen Vorgarten des Hauses umfriedete.

Dann blickte sie ungeduldig vor sich hin. Sie wartete gewiß auf einen vorüberfahrenden Stellwagen, der ihr schon zu lange ausblieb. Endlich kam einer von der Stadt aus in Sicht. Schwerfällig rumpelte er beim lahmen Trott der Pferde heran. Wie die Tafel auswies, fuhr er nach Grinzing. Die Dame langte nach dem Körbchen und machte ein Zeichen mit dem Schirm. Der Wagen hielt, und ihr Kleid vorne leicht aufnehmend, stieg sie ein.

Bruchfeld hatte einen Augenblick gezögert, denn er wurde in der Stadt erwartet. Aber schon eilte er mit raschem Entschlusse herbei und schwang sich in das Rauchkupee. Es war dort nur mehr ein Platz frei gewesen, und so saß er jetzt neben einem dicken, vierschrötigen Manne, seines Zeichens offenbar Wirt oder Fleischer. Diesem gegenüber hielt ein vollbusiges Weib vom „Hof" zwei leere Marktkörbe auf dem Schoß, während er selbst mit den langen Beinen eines hageren Jünglings zu kämpfen hatte, der unter seinem großen Schlapphute in ein zerlesenes Heftchen „Reclam" vertieft war.

In der vorderen Abteilung saßen nur drei Personen. Als die Dame eingestiegen war, hatte sich ein alter Herr mit mißmutiger Galanterie vom Rücksitz erhoben, um ihr neben einer bürgerlich aussehenden Frau bequemeren Platz zu schaffen. Bruchfeld sah also nur die zarten Schultern, das schmächtige, in den modisch hohen Kragen gezwängte Hälschen, den dichten Ansatz der dunklen Haare und den aufgestülpten Rand eines flachen Strohhutes mit stahlblauem Aufputz. Sie selbst saß regungslos da, die schmalen Hände in schwedischen Handschuhen über ihrem Körbchen gekreuzt. Nur einmal wandte sie den Kopf zur Seite, wobei sie, gewissermaßen aus dem Augenwinkel heraus, nach rückwärts zu blicken versuchte. Und da kam auch die geschwungene Nase, das leicht vorgeschobene Kinn, die langen, kohlschwarzen Wimpern samt dem ungewöhnlich stark entwickelten Brauenwuchs zum Vorschein, der diesem Antlitz stets einen so auffallenden Reiz verliehen hatte. Freilich,

der leuchtende Schmelz der Jugend war daraus entschwunden. Die Züge hatten eine scharfe Deutlichkeit angenommen, die Wangen zeigten sich eingesunken, und mißfarbige Ringe lagen um die großen, lang und weit geschlitzten Augen. Und doch — wie schön, wie unsäglich schön war dieses Antlitz noch immer! Ja, in seiner Verfallenheit, seiner krankhaften Blässe noch interessanter, noch ergreifender als damals......

Der Wagen war inzwischen bei den Häusern in der Nähe des alten Friedhofes angelangt, und der dicke Mann zog an dem Ring der Klingel, um auszusteigen. Nun hatte Bruchfeld den Raum frei — und sofort rückte er in die Ecke, so daß, wäre die trennende Glaswand nicht gewesen, seine Schulter die ihre berührt haben würde. Dennoch war es ihm, als spüre er ihre Körperlichkeit warm an der seinen — und auch sie schien leicht durchschauert zu werden. Zaghaft wandte sie den Kopf nach ihm zurück — und beider Blicke tauchten zum ersten Male voll ineinander.

Er aber, mit klopfendem Herzen und in selige Empfindungen aufgelöst, wünschte nichts anderes, als daß diese Fahrt kein Ende nehmen — daß sie ewig dauern möchte! Doch schon war rechts die weitläufige Restauration mit ihren Gartenanlagen sichtbar geworden, schon senkte sich die Straße, und die ersten Häuser Grinzings kamen zum Vorschein. Am Eingange des Ortes ließ die Dame halten und stieg aus. Bruchfeld tat dasselbe und folgte ihr in angemessener Entfernung. Sie bog bald ab und bewegte sich mit anmutig ruhigem Gange einer entlegenen Seitengasse zu, die eigentlich nur aus vereinzelten Gehöften bestand, deren Eigentümer zu mäßigen Preisen Sommerwohnungen zu vermieten pflegten. Eines dieser niederen Gebäude sah vornehmer aus und machte den Eindruck eines kleinen Landhauses. Darauf schritt sie jetzt zu, erstieg zwei Stufen, die zum Eingang emporführten, öffnete, an der Klinke drückend, das Tor und verschwand, nachdem sie noch einen schüchternen Blick zurückgeworfen hatte.

Bruchfeld ging bis an das Ende der Gasse, die ins freie Feld leitete und sich als offener Weg gegen Heiligenstadt schlängelte. Nun bemerkte er auch, daß hinter den Häusern eine Reihe von Gärten hinlief und ein schmaler Fußpfad daran vorüberführte. In diesen Pfad bog er ein und suchte den Garten des Hauses ausfindig zu machen, in welches die Dame getreten war. Das gelang ihm auch; aber eine ziemlich hohe Umplankung und dichtes Heckengebüsch verwehrten den vollen Einblick. Seine Hoffnung, sie hier zu erspähen, erfüllte sich nicht.

Er schritt also den Pfad zurück, um neuerdings in die Gasse einzulenken; vielleicht konnte er sie an einem Fenster erblicken. Und in der Tat, als er an dem Hause vorüber kam, sah er sie, wie in Gedanken versunken, hinter einem zurückgeschlagenen Vorhange sitzen, der die Scheiben des letzten Fensters halb verhüllte. Jetzt hob sie den Kopf, und als sie Bruchfeld gewahrte, kehrte sie rasch die Augen von ihm ab.

Er aber war eigentümlich ergriffen. Die verödete ländliche Gasse, der stille, gleichsam in sich verschlossene Wohnsitz, das schöne, blasse, verfallene Gesicht, in dem er Trauer und Müdigkeit wahrgenommen zu haben glaubte: das alles erfüllte ihn mit tiefer Wehmut. Was führt sie in dieses Haus? Wohnte sie darin — oder in jenem, vor welchem er ihr heute begegnet war? Aber wozu diese Fragen? Genug, daß er sie wieder gesehen — wieder gefunden hatte! Und in diesem Bewußtsein jubelte er jetzt plötzlich so laut auf, daß ihn zwei barfüßige Kinder, die am Wegrain spielten, erschreckt und verwundert ansahen.

Nun befand er sich wieder auf der Straße und trat, seinen Empfindungen nachhängend, den Rückweg an. Bald gewahrte er die Restauration. Er hatte heute noch nichts genossen, da er erst in der Stadt frühstücken wollte. Nun lud es ihn hier dazu ein. Er fand die Gartenräume ganz leer; nicht einer der zahlreichen Tische war besetzt. Er pochte nach dem Kellner, der endlich in Hemdärmeln erschien. Bruchfeld bestellte Tee und einen leichten Imbiß, den er mit gutem Appetit verzehrte. Dann

zündete er eine Zigarre an und blickte mit leuchtenden Augen in den sonnigen Tag hinaus — auf die Rebenhügel hinter den bereits brachliegenden Feldern — auf die grünen Höhenzüge des Kahlengebirges. So selig, wie heute, hatte er sich noch nie im Leben gefühlt. In den Tagen vielleicht, an welchen er als Komponist seine ersten Erfolge errungen. Doch nein! Ein so unsäglich wonniges, fast körperlich schmerzendes Gefühl des Glückes hatte er auch damals nicht gekannt. Und wieder jubelte es in ihm: Gefunden! Gefunden — nach mehr als zwanzig Jahren!

II.

Ja, über zwanzig Jahre war es her, daß er sie zum ersten Mal erblickt. Und zwar an einem Fenster des Hauses, welches man neben dasjenige hingebaut hatte, in dem er selbst wohnte. Es war damals eine Zeit des allgemeinen Bauens. Wer einiges Vermögen besaß, erstand ein Fleckchen Erde, um sich darauf anzusiedeln, und das nahe, anmutige Döbling war in dieser Hinsicht sehr gesucht. Mit Mißvergnügen hatte Bruchfeld das Gerüst aufführen sehen. Seine Wohnzimmer lagen dicht daran, und so hatte er im Frühling und Sommer den Lärm der Arbeit samt den rötlichen Ziegelstaubwolken in unmittelbarster Nähe. Aber der Neubau, der ein Familienhaus werden sollte, gedieh mit überraschender Schnelligkeit; als die Herbstnebel einfielen, stand er fertig da, ein Stockwerk hoch, vornehm, geschmackvoll. Und im ersten Sommermonate des nächsten Jahres wurde er von den Eigentümern, einem Hofrate im Ruhestande und seiner Frau, bezogen. Das hochbetagte Ehepaar besaß zwei Töchter, welche auch schon längst verheiratet waren. Die ältere mit einem Oberst, der bei einer Militärbehörde in Verwendung stand; die jüngere mit einem Beamten des Ministeriums, in welchem der Hofrat früher selbst gedient. Beide Frauen hatten ihr Heim in der Stadt, besuchten aber mit ihren

Kindern oft das elterliche Haus, woselbst sie auch ab und zu mehrere Tage verweilten. Ein ständiger Gast jedoch war eine schon herangewachsene Enkelin, die Tochter des Oberst. Sie schien der erklärte Liebling des alten Paares zu sein; auf Bruchfeld hatte sie sofort einen tiefen Eindruck gemacht. Auch das junge Mädchen schien ihm gegenüber nicht ganz gleichgültig geblieben zu sein. Denn sie zeigte sich öfter, als sie es vielleicht sonst getan haben würde, am offenen Fenster, die ungewöhnlich reiche und schwere Fülle ihrer tiefschwarzen Haare in sichtlicher Vorliebe fast immer mit einer blaßgelben Schleife geschmückt. Auch konnte er wahrnehmen, daß sie sich, nicht ohne Verlangen, von ihm gesehen zu werden, vormittags allein im Hausgarten aufhielt, in den er von seinem Arbeitszimmer sehr bequem hineinblicken konnte. So entspann sich zwischen ihnen eine Art zarten Einverständnisses, ein unschuldiger und doch reizvoller Flirt, der Bruchfeld in die glücklichste Stimmung versetzte.

Er hatte sich im Winter des vorigen Jahres hierher zurückgezogen, um an einer Oper zu arbeiten, welche für seine Zukunft entscheidend werden sollte. Nachdem es ihm gelungen war, die Aufmerksamkeit musikalischer Kreise durch einige Tonwerke: Lieder, Sonaten und eine Messe, die in der Augustinerkirche zu Gehör gebracht worden war, auf sich zu lenken, hatte er, kurz entschlossen, eine Stelle im Staatsdienste, die er als Doktor der Rechte bekleidete, niedergelegt, um sich ganz seiner Kunst zu widmen. Ein geringes Vermögen, das ihm durch Erbschaft zugefallen war, erleichterte ihm diesen Schritt, der von mancher Seite mißbilligt wurde — und auch er unterschätzte dessen Gefährlichkeit nicht. Aber er konnte nicht anders. Er fühlte, daß er sonst im Dilettantismus stecken bleiben würde; ihn jedoch drängte es, künstlerisch Bedeutendes zu schaffen. Freilich, wenn ihm das nicht gelang, war er verloren. Denn an eine spätere Umkehr war nicht zu denken, und da er kein Instrument in irgend hervorragender Weise spielte, so blieb ihm auch die Laufbahn eines Virtuosen verschlossen, welche so viele Komponisten neben-

her einschlagen. Er hatte eben alles auf einen Wurf gesetzt. In diesem Gefühl der Unsicherheit unterdrückte er das Verlangen, dem schönen Mädchen näher zu treten. In welcher Weise wäre ihm dies auch möglich gewesen? Als Freier gewiß nicht. Was hätte er ihr zu bieten gehabt? Eine vorläufige Anweisung auf seinen künftigen immerhin, fraglichen Ruhm? Und wenn auch sie — was er jedoch sehr bezweifelte — darauf eingegangen wäre: ihre Angehörigen, das fühlte er, würden nie und nimmer zugestimmt haben. Daß er noch einmal so alt war wie sie, hätte ihm kein Bedenken eingeflößt; ja, dieser Umstand kam ihm gar nicht zum Bewußtsein, stand er doch in der Blüte seiner männlichen Jahre. Ein anderes aber hielt ihn desto mehr von weiterer Hoffnung zurück. Denn er nahm, nicht ohne Anwandlung von Eifersucht, bald genug wahr, daß die auffallende Schönheit Paulas (den Namen hatte er ohne Nachfrage erfahren) auch andere Bewunderer heranzog. Man ging, sichtlich ihr zu Gefallen, durch die ziemlich entlegene Gasse, und es war ganz begreiflich, daß sie anfing, diese Huldigungen zu beachten. Zu denen, welche ihr Aufmerksamkeit besonders auf sich zu lenken suchten, gehörte auch der zweitälteste Sohn einer alten Wiener Familie, welche im Laufe der Zeit zu großem Reichtum und Ansehen gelangt war. Ursprünglich einfache Kaufleute, besaßen jetzt die Hardt zahlreiche Industrien, hatten sich in zwei Provinzen angekauft und pflegten stets einen Teil des Sommers in einem stattlichen Landhause auf der „Hohen Warte" zuzubringen. Er selbst mochte zwanzig Jahre alt sein. Groß und schlank, war er in seiner vornehmen Haltung eine höchst anziehende Erscheinung, und Bruchfeld sah den Tag kommen, wo die beiden sich in Liebe finden würden.

So war es August geworden, als ihm eine Einladung aus der Ferne zukam. Einer seiner vertrautesten Studienfreunde hatte sich nach geschlossener Ehe als Notar in einer kleinen Landstadt niedergelassen, ein geräumiges Haus samt Grundstücken erworben und forderte ihn jetzt auf, den Rest des

Sommers bei ihm zuzubringen. Bruchfeld überlegte nicht lange. Schien es doch, als wolle das Schicksal ihm den Anblick fremder Erfolge ersparen.

Als er spät im Herbst zurückkehrte, fand er das Haus nebenan verödet. Der Hofrat hatte zu kränkeln begonnen und sich mit seiner Frau nach Bozen begeben. Von den übrigen zeigte sich niemand. Als er aber Erkundigung einzog, erfuhr er: Fräulein Paula habe sich mit dem jungen Ritter von Hardt verlobt; die Hochzeit dürfte schon im Winter stattfinden.

Es war ihm, als habe er das schon lange gewußt. Dennoch zog sich sein Herz schmerzlich zusammen. Aber diese Empfindung dauerte nicht lange; sie ging alsbald in selbstlose, tiefe Befriedigung über. Ja, es *hatte* so sein müssen! Die beiden waren für einander bestimmt, und Bruchfeld segnete im stillen das schöne junge Paar, das seinem Glück auf den Höhen des Lebens entgegenging.

Dieses Ereignis trug auch dazu bei, daß er nun sofort einen Entschluß ausführte, der schon vor seinem Eintreffen halb und halb zur Reife gediehen war. Der Aufenthalt bei dem Freunde in geregelter Häuslichkeit und anmutiger Gegend hatte ihm sehr wohl getan, und er glaubte zu fühlen, daß er dort mit seiner Arbeit rascher zustande kommen würde, als in Wien, wo ihm bei beginnendem Winter Ablenkungen genug bevorstanden. Er ordnete noch in aller Eile einiges Geschäftliche, gab seine Wohnung auf und reiste wieder ab, ohne Paula noch einmal gesehen zu haben.

Die Hoffnungen, welche er auf seine ländliche Zurückgezogenheit gesetzt, erfüllten sich jedoch nicht ganz; es vergingen fast noch zwei Jahre, eh' er die Partitur fertig vor sich liegen hatte. Nun aber kehrte er auch ohne Verzug nach Wien zurück, wo er vorläufig in einem Hotel abstieg. Sein Werk wurde der Hofoper eingereicht; bis zur Entscheidung jedoch wollte er sich mit Behagen wieder einmal dem großstädtischen Leben hingeben, wollte alte Erinnerungen auffrischen, und neue Eindrücke empfangen.

Während dieser genußfrohen Untätigkeit begab er sich eines Tages auch nach Döbling und schritt der Gasse zu, in der er gewohnt hatte. Er fühlte sich eigentümlich ergriffen, als er den zwei Häusern, die ihm so vertraut entgegenblickten, näher kam, und war sehr erstaunt, in jenem des Hofrats an offenen Fenstern — es war im Juni — zwei ihm völlig unbekannte Frauen und ein rosiges Kinderantlitz zu gewahren. Später, im Kaffeegarten des Kasinos, das er so oft besucht hatte, stieß er auf eine Gruppe von Bekannten, die ihn sogleich aufs herzlichste begüßten. Nach diesem und jenem fragend, erfuhr er, daß der Hofrat bald nach Bruchfelds Abreise gestorben sei. Das Haus habe man sofort verkauft, da sich herausgestellt, daß der alte Herr nicht nur kein Vermögen, sondern infolge verfehlter Kapitalsanlagen Schulden hinterlassen. Das sei auch mit ein Grund gewesen, daß die Verlobung seiner Enkelin mit dem Herrn von Hardt rückgängig geworden. Dessen Familie habe sich eigentlich seit jeher dieser Verbindung im stillen widersetzt und den unerwarteten Zwischenfall benützt, um den Sohn zur Wahl einer ihm längst zugedachten reichen Erbin zu bestimmen. Allerdings habe auch der Vater der Verlobten, der mittlerweile in Pension getreten und jetzt mit den Seinen in Graz lebe, durch stolzes und hochfahrendes Wesen einige Schuld an dem Bruche getragen. Doch das sei nur Wasser auf die Mühle der Hardts gewesen, bei welchen sich trotz äußerer Vornehmheit noch immer der alte Krämergeist offenbare, wie denn der ganze Vorfall hierorts, wo jedermann das so einzig schöne und liebenswürdige Mädchen gekannt, allgemeine Entrüstung hervorgerufen habe.

Diese Entrüstung teilte nun auch Bruchfeld, und vor allem hätte er dem jungen Manne eine solche Herzens- und Gesinnungsschwäche nicht zugetraut. Was mochte Paula, die er sich längst als glückliche Gattin gedacht hatte, dabei empfunden haben? In seiner eigenen Familie war ein ähnlicher Fall vorgekommen. Die Verlassene, ein körperlich sehr zartes, ner-

böses und empfindsames Mädchen, war in Schwermut verfallen, die sie einem frühen Tode entgegentrieb. Und wenn er auch für Paula ein derartiges Los keineswegs befürchtete, so hatte sie doch, wofern sie Hardt wirklich geliebt — und daran war ja nicht zu zweifeln, — eine jener Enttäuschungen erlitten, welche ein Frauengemüt kaum jemals ganz zu verwinden imstande ist.

Aber auch über ihn brachen jetzt schwere Enttäuschungen herein. Nachdem man ihn mit einer Entscheidung über alle Gepflogenheit lange hingehalten, erhielt er eines Tages seine Oper mit der einfachen Bemerkung zurück, daß sie zur Aufführung nicht geeignet sei.

Dieser Schlag traf ihn allerdings nicht mehr unerwartet. War er doch scharfsichtig genug gewesen, in dem langen Zögern die bevorstehende Ablehnung zu erkennen; auch waren ja in gewissen Kreisen Worte gefallen, die darauf hindeuteten. Und schließlich sah er ein, daß es so habe kommen müssen. Mit Richard Wagner hatte sich im Stil der Oper nach und nach eine vollständige Wandlung vollzogen. S e i n leuchtendes Vorbild aber war Mozart gewesen. Somit hatte er sich in der dramatischen Musik als Epigone gekennzeichnet. Und nach anderen Richtungen hin, wo er sich in seiner tiefsten Eigenart hätte bekunden können, drohte ihn Johannes Brahms, dessen Ruhm eben im hellen Aufleuchten begriffen war, lange Zeit hinaus — wenn nicht für immer in den Schatten zu stellen. Was nun beginnen? Wieder den Doktor der Rechte hervorsuchen, wozu man ihm von mancher Seite ganz unverhohlen riet? Nein! Er durfte sich nicht selbst aufgeben, mußte wohl oder übel auf der Bahn weiter schreiten, die er eingeschlagen......

Und nun kam eine Reihe von Jahren, die er, von den Verhältnissen im Kampfe ums Dasein hin und her geworfen, größtenteils ferne von Wien zubrachte. Jahre voll fruchtloser Arbeit, zunehmender Entmutigung und bitterer Selbstqual. Eine Kette von Not und Sorgen, von Entbehrungen und Demütigungen

aller Art, wie sie den Künstlern von heute kaum mehr begreiflich sind — und von denen er sich noch in der Erinnerung schaudernd abwandte. Endlich aber war auch ihm der Sieg der Beharrlichkeit beschieden. — Im Laufe der achtziger Jahre wurde man wieder auf ihn aufmerksam. Man brachte seine Kompositionen, die in den Konzertsälen mehr und mehr Beifall fanden. Hervorragende Verleger boten sich ihm an — und als er zuletzt mit einem Zyklus ergreifender Symphonien hervortrat, war sein Name in aller Munde. Dieser entscheidende Erfolg fiel mit seinem erreichten fünfzigsten Lebensjahre zusammen. Man wetteiferte, dem Meister — wie man ihn jetzt nannte — die wärmsten Ovationen darzubringen. Ja, man führte sogar die damals zurückgewiesene Oper auf. Sie gefiel, und man pries allgemein den langentbehrten Melodienreichtum, der das immerhin etwas veraltete Werk auszeichnete.

So sah sich Bruchfeld plötzlich auf einer Höhe, welche einst zu erreichen der Traum seiner Jugend gewesen. Aber es berauschte ihn nicht. Er hatte viel gelitten, viel erfahren und dabei eine Selbstkenntnis erworben, die ihn fühlen ließ, daß ihm diese späten Ehrungen eigentlich mehr boten, als er verdiente. Er war kein Bahnbrecher gewesen, ein Spätgeborener war er, in dessen Werken die Musik einer großen Vergangenheit gewissermaßen den letzten elegischen Nachhall gefunden. Und das genügte ihm auch. Denn in dieser Art zu schaffen, war ja, das wurde ihm jetzt vollständig klar, die Aufgabe seines Lebens gewesen, und er hatte sie, gleichsam unbewußt, erfüllt. Nun wollte er sich in seiner Vaterstadt dauernd niederlassen; früher aber noch eine Reise nach Italien unternehmen, das er einst nur flüchtig hatte durchwandern können, und wohin ihn die Sehnsucht der Erinnerung trieb. Vielleicht empfing er dort die Anregung zu einem größeren Werke, mit welchem er seine Laufbahn würdig abschließen konnte ....

Und nun war ihm Paula begegnet! Paula, die er niemals hatte vergessen können — selbst nicht während einer mehrjährigen,

durch den Tod gelösten Beziehung zu einer geistvollen Frau, die sein Schaffen aufopfernd gefördert. In dem Salon eines fürstlichen Schlosses, wo ihm einst gastliches Asyl geboten war, hing ein weibliches Porträt, von dem niemand wußte, wen es eigentlich vorstellte. Es trug keine Signatur, stammte jedoch entschieden aus der Zeit des Flors englischer Malerkunst. Die Ähnlichkeit der jungen Dame mit Paula war ganz unglaublich. Dieselben Züge, dieselben Augen — derselbe rote, gleich einer Knospe leicht geöffnete Mund! Bruchfeld trieb stille Abgötterei mit diesem Bilde; ein junger Maler kopierte es auf seinen Wunsch. Nicht ganz glücklich; aber er ließ es doch sofort in seinem Zimmer anbringen. Und auch gesehen hatte er sie im Laufe der Jahre — zweimal gesehen. Das erste Mal ganz flüchtig im Profil an einem Fenster in der Währingerstraße. Sie war sofort wieder verschwunden; aber es konnte keine Täuschung gewesen sein, und er fühlte sich versucht, im Hause nähere Erkundigung einzuziehen. Aber wozu? Es war ja noch in seiner schlimmsten Zeit, und er trug sich damals gerade mit der Absicht, Wien dauernd zu verlassen. Lange nachher, als er eben seine Triumphe feierte, begegnete er ihr im Stadtpark, den er in Gesellschaft einiger Herren durchschritt, um in die Reisnerstraße zu gelangen. Bei der Karolinenbrücke kamen zwei weibliche Gestalten in Sicht, welche Bruchfeld, im Gespräch begriffen, nicht weiter beachtete. Erst ganz in der Nähe erkannte er Paula, die Arm in Arm mit einem halbwüchsigen Mädchen rasch einher schritt. Die Blicke begegneten sich, und eine flammende Röte trat in ihr schönes Antlitz, das, wie die ziemlich hagere Gestalt, bereits leichte Spuren des Alterns aufwies. Bruchfeld konnte sich von seinen Begleitern nicht trennen und mußte es aufgeben, ihr zu folgen. So war sie ihm wieder entschwunden! Es schien ihm zwar, daß sie unweit des Parkes wohnen müsse; aber zu Nachforschungen fand er nicht mehr Gelegenheit, da ihn eine künstlerische Verpflichtung, die er in diesen Tagen übernahm, neuerdings auf unbestimmte Zeit in die Ferne trieb. Jetzt endlich, da

er sich dauernd in Wien niederlassen wollte — jetzt hatte er sie gefunden!

* * *

Das Rollen eines Stellwagens, der von Grinzing kam, drang an sein Ohr. Er zog die Uhr und sah, daß er vielleicht noch Zeit fände, der Sitzung beizuwohnen, zu welcher ein musikalischer Verein sein Erscheinen erbeten hatte. Er pochte heftig nach dem Kellner, und da dieser nicht gleich kam, legte er einen Gulden auf das Teebrett und eilte zu dem Wagen, der eben vor der Restauration anlangte.

III.

Er war in der Tat noch rechtzeitig eingetroffen; aber seine Gedanken schweiften derart von den Verhandlungen ab, daß er einmal, zur allgemeinen Verwunderung, eine ganz verkehrte Antwort gab. Er befand sich in einer Art von Trunkenheit, die erst dann ruhiger Besinnung wich, als er nach gesellig verbrachtem Tage in seinem stillen Zimmer zu Bette lag. Was war denn über ihn gekommen? Was wollte er eigentlich? Er hatte sie wiedergesehen. Welche Hoffnungen knüpfte er daran? Er wußte ja gar nichts von ihr und über sie! War sie noch Mädchen — oder verheiratet? Das letztere schien ihm nicht wahrscheinlich, denn sie sah gar nicht danach aus. War sie also noch frei — nun, dann konnte er jetzt um sie werben. Wie alt war sie denn? Er vermochte es zu berechnen. Sie stand in ihrem siebenunddreißigsten — er in seinem fünfundfünfzigsten Lebensjahre. Allerdings ein Unterschied. Aber war ihm denn nicht gerade in letzter Zeit von verschiedenen Seiten ganz wohlwollend geraten worden, zu heiraten? Er dürfe sich nur nicht an die Jüngste machen; etwa an eine zwischen dreißig und vierzig. Das stimmte ja. Hatten doch schon weit ältere Männer, als er, noch ganz glückliche Ehen geschlossen!

Und wie lange war es denn her, daß sich ihm eine junge Dame förmlich an den Hals geworfen? Freilich, sie hatte die Absicht, sich zur Virtuosin auszubilden — und da lag die eigentliche Triebfeder wohl klar zutage. Aber es war doch auch seine Persönlichkeit mit im Spiele gewesen bei dieser raschen, enthusiastischen Neigung, welcher er, da er sie nicht erwidern konnte, mit aller Entschiedenheit aus dem Wege gegangen. Er hatte überhaupt keine Vorliebe für Künstlerinnen und solche, die es werden wollten; er wußte, warum. Und nun erinnerte er sich, daß er Paula nie Klavier spielen gehört habe, und das war ihm damals ganz recht gewesen; es würde ihn ja nur im Arbeiten gestört haben. Aber wenn sie wirklich verheiratet war? Er fühlte einen raschen Schmerz am Herzen. Bliebe immer noch die Frage: ob auch glücklich? Und wenn nicht? Nun, dann — — Er lächelte jetzt über sich selbst. Wie weit ins Blaue hinein verstieg er sich! Was war da auszudenken? Es lag ja noch alles wie unter dichten Schleiern verborgen. So überkam ihn endlich wieder nur die selige Gewißheit, daß er sie gefunden — und daß er sie morgen wiedersehen müsse. Aber wo? Sollte er nach Grinzing fahren? Sollte er sich zur selben Stunde wie heute an den Ort begeben, wo er sie getroffen? Das letztere, schien ihm, als weniger auffallend, vorzuziehen; auch war er fast überzeugt, daß sie in dem Hause wohne, vor welchem sie auf und nieder gegangen. Dort also wollte er sie erwarten. Mit diesem Entschlusse schlief er ein.

Am nächsten Morgen trieb ihn die Ungeduld schon lange vor neun Uhr hin. Mit klopfendem Herzen ging er, vorsichtig nach den Fenstern spähend, an dem Hause vorüber. Dabei nahm er wahr, daß sich der Eingang in der schmalen Seitengasse befand, deren Ecke das hübsche, zweistöckige Gebäude bildete. Da heraus also mußte sie kommen. Er stellte sich in einiger Entfernung auf und harrte. Langsam verstrich eine halbe Stunde; schon gab er die Hoffnung fast verloren, daß sie erscheinen würde. Jetzt aber sah er den blauen Sonnenschirm — und die zarte

Gestalt bog um das Gitter, an dessen Rand sie wie gestern das Körbchen stellte. Als sie ihn erblickte, wendete sie langsam das Haupt ab.

Nun zeigte sich auch schon der Wagen. Bruchfeld verzichtete darauf, mitzufahren. Sie sollte erkennen, daß er gekommen war, sie zu sehen, daß er aber nicht die Absicht habe, sich aufzudrängen; nur in zartester, rücksichtsvollster Weise wollte er vorgehen. Er wartete, bis sie eingestiegen war, und ließ dann den Wagen an sich vorüberfahren.

So war er fürs erste ganz zufrieden. Wenn er nur noch gewußt hätte, wem ihre Fahrten nach Grinzing galten. Aber auch das würde sich ja zeigen.

Mit solchen Gedanken bog er in die Hauptstraße ein und trat in eine Trafik, um Zigarren zu kaufen. Dabei stieß er auf die Zeitungsträgerin, die eben den Laden verlassen wollte. Sie betrieb ihr Geschäft schon viele Jahre, und Bruchfeld erinnerte sich ihrer noch als eines hageren, starkknochigen Mädchens, das damals auch die Briefe austrug, denn es gab noch kein eigentliches Postamt in dem ländlichen Bezirk. Jetzt war sie eine stattliche, beleibte Vierzigerin mit klugen, freundlichen Augen. Sie begrüßte Bruchfeld sofort als alten Bekannten.

„Das ist schön, Herr Doktor, daß Sie wieder hier sind! Habe Sie schon ein paarmal auf der Straße gesehen. Bleiben Sie jetzt bei uns?"

„Einige Zeit gewiß. Aber wie ist es Ihnen seither ergangen? Ganz vortrefflich, wie man sieht. Sie sind gewiß verheiratet?"

„Freilich, freilich. Dem entgeht man nicht, habe mich lange genug gesträubt. — Aber auch Sie, Herr Doktor, sehen sehr gut aus. Bißchen grau, im übrigen fast ganz so, wie damals, als ich Ihnen die Briefe in die Donaugasse brachte. Das war freilich noch eine andere Zeit. Erinnern Sie sich an das schöne Fräulein nebenan?"

„Im Hause des Hofrats? Was ist mit ihr?"

„Die lebt jetzt auch wieder in Döbling — als Frau.“

„So.“

„Sie muß leidend sein, denn sie sieht elend aus — ist aber noch immer sehr schön. Wahrscheinlich ist sie wegen der Eltern herausgezogen; die bereits seit drei Jahren hier in der Hauptstraße wohnen. Der Herr Oberst ist schon sehr alt und gebrechlich. Darum haben sie ihn über den Sommer nach Sievering oder Grinzing gebracht, wo er bessere Luft hat.“

„Und wen hat denn die Tochter geheiratet?“

„Das kann ich eigentlich nicht sagen. Die Leute halten kein Blatt. Aber der Mann ist jedenfalls nichts Besonderes, sonst wüßt' ich's. Ziemlich bejahrt ist er auch schon. Wird wohl so eine Notehe gewesen sein — nach der verunglückten reichen Partie.“ Damit nahm sie ihren Pack Zeitungen auf und verließ mit einem eiligen Gruß den Laden.

Also verheiratet! Und der Mann nichts Besonderes. Auch schon ziemlich bejahrt. Bruchfeld wiederholte sich das, während er jetzt seinem Wohnhause zuschritt, das am äußersten Ende der Straße lag, von einem großen Park umgeben. Er sah im Geiste, wie alles gekommen sein mochte. Zuerst eine Zeit der Kränkung und des Harms. Dann vielleicht allmähliches Anknüpfen neuer Beziehungen, die wieder in anderer Weise von den Umständen nicht begünstigt waren und abermals gelöst werden mußten. Dumpfes, verdrossenes Dahinleben, langsames Verblühen — und endlich, so hatte ja die Frau gesagt, die Notehe mit einem nicht geliebten Manne. Kein ungewöhnliches Mädchenschicksal, dem seltsamerweise gerade die Schönsten und Anziehendsten so häufig zu verfallen pflegen!

Und diese Überzeugungen bestärkten sich in ihm, als er am nächsten Morgen im Rauchcoupé des Stellwagens saß. Sie hatte diesmal nur auf dem Vordersitze Platz gefunden, und so war sie ihm vollständig vor Augen. Sie sah heute nicht ganz vorteilhaft aus. Ein hohes, dunkles Hütchen mit schmalem Rande ließ ihr ohnehin gestrecktes Gesicht etwas zu lang erscheinen.

Und wie fahl, wie verwittert war dies Gesicht! Er nahm deutlich alle Schäden wahr, die Zeit und gewiß auch Krankheit darin hervorgebracht; nur der leicht geschwellte Mund hatte sich frisch erhalten. Und einen eigentümlichen Zug entdeckte er, der um diesen Mund sowie um die Nasenflügel lag — und von dem er sich unangenehm berührt fühlte, er wußte nicht warum. Erst als sie den Kopf zur Seite wendete, kam ihr Profil — und damit wieder ihr ganzer Reiz zum Vorschein, der ihn auch wieder ganz gefangen nahm. Mit Wehmut betrachtete er jetzt das Kleid, das sie trug. Es war zu bauschig für ihren zarten Leib, und der gelblich-graue Stoff sah verschossen aus. Er verkehrte jetzt so viel in Kreisen, wo die Frauen eine fast frevelhafte Kleiderpracht entfalteten. Und s i e — sie mußte sich einschränken, mußte sich, das sah man, behelfen, wie es anging. Sein Blick verweilte auf dem einzigen Schmuckstück, das sie trug: auf einer kleinen, abgenützten Filigran-Silberbrosche, die eine Marguerite vorstellte. Er dachte dabei an das Gold- und Juwelengefunkel, das ihm so oft bei anderen vor Augen kam. Zwar wußte er gar wohl, daß auf derlei das Glück des Lebens nicht beruhe, und dennoch machte es ihm Schmerz, daß er Paula in Verhältnissen fand, die sie zwangen, im überfüllten Omnibus zu fahren, und, wie er jetzt erkannte, der Hauswirtschaft ihrer Eltern ein gefülltes Körbchen zuzutragen ....

Und auch des Gatten sollte er am nächsten Tage ansichtig werden. Es war Sonntag, und Bruchfeld hatte dem Verlangen, Paula zu sehen, nicht nachgegeben. Seit er wußte, daß sie verheiratet war, wollte er doppelt zurückhaltend sein. An i h r lag es nun, ihm in irgendeiner Weise kund zu geben, ob ihr eine Annäherung erwünscht sei oder nicht.

Um drei Uhr fand in der Villa, die ihn beherbergte, ein Diner statt; es waren einige hervorragende Persönlichkeiten, Herren und Damen, geladen worden. Beim Kaffee beschloß man, da das Wetter herrlich war, eine Ausfahrt zu unternehmen. Es wurde der Weg gegen Weidling durch die Wälder bei Sie-

vering vorgeschlagen. Die Gäste hatten Wagen mitgebracht, zwei Hausequipagen standen zur Verfügung — und so setzte sich die Pierutschade nach fünf Uhr in Bewegung. Bruchfeld, der mit der Gattin eines hohen Würdenträgers im zweiten Wagen saß, war sehr zerstreut. Er dachte an Paula, und es war ihm, als sollte er sie während der Fahrt irgendwo erblicken. Als man an der abzweigenden Grinzinger Straße vorüberkam, spähte er unwillkürlich nach dieser Richtung hin.

Nun fuhr man in das langgestreckte Sievering ein, das sich von sonntäglichen Ausflüglern äußerst belebt zeigte. Aus den überfüllten „Buschenschänken" klang lustige Musik; die Tische in den Kaffeegärten waren dicht besetzt. Trotzdem stieß man auf ganze Reihenzüge von Menschen, die bereits den Heimweg antraten, denn die Dämmerung brach schon allmählich herein. In diesem Gewühl, das sich auf dem schmalen Fußweg fortbewegte, entdeckte Bruchfeld plötzlich Paula, die am Arm eines Herrn, wie in sich versunken, langsam dahin schritt. Sie trug heute ein sehr hübsches dunkles Kleid und einen sichtlich neuen Hut, der mit roten Blumen geputzt war. Bei dem raschen Herannrollen der Gefährte hob sie den Kopf und faßte den ersten Wagen so aufmerksam ins Auge, daß der zweite ihrem vollen Blick entging und Bruchfeld nicht wußte, ob er von ihr gesehen wurde oder nicht. Desto eindringlicher jedoch hatte er selbst den Herrn an ihrer Seite betrachtet. Er mochte ein Vierziger sein, war schon leicht ergraut, wies aber ein angenehmes, wenn auch unbedeutendes Gesicht. Mit einer gewissen modischen Eleganz gekleidet, machte er den Eindruck eines behaglichen, selbstbewußten Mannes in mittlerer Lebensstellung.

Bruchfeld blickte, solange er konnte, dem Paare nach, das nun wieder gleichmütig schweigsam weiter schritt. Ein eigentümliches Gefühl überkam ihn: Eifersucht mit einer Art von Bedauern gemischt. Das also war ihr Mann! Und sie hatte mit ihm von Grinzing aus höchst wahrscheinlich das bekannte Gasthaus zur „Agnes" besucht, in dessen Garten eine Militär-Kapelle

spielte. Mitten in dem banausischen Schwarm zu sitzen, schlechten Kaffee zu trinken und triviale Musik anzuhören, war jetzt ihr Sonntagsvergnügen. Wäre sie s e i n Weib, welch edle Freuden und Genüsse des Daseins ständen ihr zu Gebote — in welcher Umgebung könnte sie sich bewegen! Aber woher wußte er denn, daß sie danach verlangte? Vielleicht war sie vollständig zufrieden — und nur seine Eigenliebe, seine Eitelkeit hatten ihn zu all diesen Reflexionen bewogen!

Dennoch saß er Montags wieder im Rauchcoupé. Und zwar allein mit einem Herrn, den er dort schon angetroffen hatte, als er und Paula eingestiegen waren. Sie selbst, auf dem Rücksitze, wandte nicht einmal den Kopf. Der Herr aber, dessen Äußeres den älteren begehrlichen Lebemann bekundete, faßte sie durch seinen Kneifer fortwährend ins Auge. Bruchfeld empfand das sehr unangenehm, da er aber nichts dagegen tun konnte, so wünschte er der Fahrt diesmal ein rasches Ende. Als Paula an der gewohnten Stelle ausstieg, blieb er sitzen, um jenem, der ihr noch mit den Blicken folgte, keinen Anlaß zu Vermutungen zu bieten. Auf dem Standplatze verließen beide den Wagen; der Herr wandte sich nach links, Bruchfeld nach rechts — und eilte der bekannten Gasse zu.

Dort angelangt, mäßigte er den Schritt. Sie mußte, so dachte er, erkannt haben, weshalb er zurück geblieben war, mußte sich ihm, wenn sie auf seine Empfindungen einging, jetzt am Fenster zeigen. Aber statt ihres Gesichtes erblickte er das ernste, sorgenvolle einer bejahrten Frau, die durch eine Brille Weißzeug musterte. Gewiß Paulas Mutter, deren er sich kaum mehr erinnert hatte. Er spähte nach den anderen Fenstern, aber es war niemand sichtbar.

Er schritt bis an das Ende der Gasse. Dort blieb er mit dem drückenden Gefühl der Enttäuschung stehen. Es war ihm, als sollte er jetzt jede Hoffnung verloren geben. Warum, das wußte er selbst nicht; sie konnte ja verhindert gewesen sein, ihn am Fenster zu erwarten. So wollte er denn noch einmal

vorübergehen. In einer fatalistischen Anwandlung beschloß er, alles davon abhängen zu lassen, ob er sie jetzt sehen würde. Als er sich dem Hause näherte, ging das Tor auf — und Paula trat heraus. Sie hatte ihn sofort wahrgenommen und schlug die Richtung nach dem Ort ein.

Ihn hatte ein freudiger Schreck durchzuckt. War das Zufall? War es Absicht? Gleichviel: ein entscheidender Augenblick war da — und er mußte benützt werden.

Nun aber überkam ihn eine Zaghaftigkeit, die weder seinem Alter, noch seinen Erfahrungen angemessen war. Er fühlte sich wie gewaltsam von ihr ferne gehalten, obgleich sie einmal leicht nach ihm zurückgeblickt hatte.

So war sie eine ziemliche Strecke weit gegangen, als er endlich mit raschem Entschluß an ihre Seite trat.

„Zürnen Sie mir, daß ich es wage —?“ begann er und fühlte sogleich, welch verbrauchte Phrase er da hervorgeholt; aber er hatte in seiner Aufregung keine andere gefunden.

„Warum sollte ich Ihnen zürnen?“ erwiderte sie, indem sie den Kopf hob. „Ich kenne Sie ja.“

Er zitterte bei dem Klang dieser tiefen, dunklen, weichen Stimme, die er von früher her kannte; sie war ja oft in kurzen, abgebrochenen Lauten aus der Ferne zu ihm gedrungen.

„Sie kennen mich also noch?“ fragte er und empfand sogleich wieder, daß er nichts Einfältigeres hätte sagen können.

„Gewiß. Ich habe mich damals für Sie interessiert. Aber warum wollen Sie jetzt gerade *mich*?“ fuhr sie rasch und unwillig fort. „Sie werden doch als berühmte Persönlichkeit Auswahl genug haben. Und ich bin ja schon vergeben.“

Er hatte sich allmählich gefaßt. „Ich weiß,“ sagte er, „daß Sie bereits vergeben sind. Aber ich will ja auch nichts anderes, als Ihnen sagen, daß die Erinnerung an Sie niemals aus meiner Seele gewichen ist — daß ich stets und unter allen Verhältnissen des Lebens an Sie gedacht habe —“

„Eine ideale Liebe!“ sagte sie kurzweg.

„Ja, eine ideale Liebe! Und so will ich glücklich sein, wenn ich Sie nur von Zeit zu Zeit sehen, den Klang Ihrer Stimme vernehmen — den Zauber Ihres Wesens in mich aufnehmen darf."

„O nein! Ich bewillige keine Zusammenkünfte. Das würde meinem Manne höchst unangenehm sein. Denn er liebt mich sehr."

„Das ist nur zu begreiflich. Aber — verzeihen Sie mir diese Frage — sind Sie in Ihrer Ehe glücklich?"

Sie schwieg einen Augenblick. „O ja! Ich bin meinem Mann sehr gut. Er verdient es auch. Er bringt mir jedes Opfer und trägt mich auf Händen."

Bruchfeld erwiderte nichts darauf; was sie da sagte, überzeugte ihn nicht. „Und wie lange sind Sie schon verheiratet?" fragte er endlich.

„Sechs Jahre."

„So lange. Sie waren es also schon, als ich Ihnen — erinnern Sie sich noch — einmal im Stadtpark begegnete?"

„Freilich. Ich bin bei dieser Begegnung über und über rot geworden, so daß mich meine junge Nichte, die mit mir ging, um den Grund fragte."

„Auch ich habe es bemerkt. Und ich will Ihnen nur gestehen, daß ich dieses Erröten zu meinen Gunsten deutete. Ich war untröstlich, daß ich Ihre Spur nicht verfolgen konnte."

„Was hätten Sie davon gehabt? Und dann — ich erröte sehr leicht. Es ist eine üble Gewohnheit, für die ich allerdings nichts kann; sie liegt mir im Blute."

Wie um diesen Ausspruch zu erhärten, errötete sie jetzt sehr stark bei dem ehrerbietigen Gruße eines knabenhaft aussehenden Jünglings, der eilig an ihnen vorüberkam.

„Das ist ärgerlich," sagte sie, „daß uns der gesehen hat."

„Warum?"

„Er ist der Sohn des hiesigen Kaufmanns, bei dem wir alles nehmen. Da wird mein Mann erfahren, daß ich mit einem Herrn gegangen bin."

„Aber wie sollte er denn gleich —?"

„Er kennt den Kaufmann, der ihn besonders verehrt und ihn manchmal um Rat bittet."

„Ist Ihr Gemahl vielleicht auch —?"

„Nein, er ist Bankbeamter."

Eine Pause trat ein. Dann sagte Bruchfeld: „Wissen Sie, daß ich Sie gestern mit ihm gesehen habe?"

„So? Wo denn?" fragte sie, wieder leicht errötend.

„In Sievering."

„Ach ja; wir waren bei der Agnes. Sie auch? Ich habe Sie dort nicht wahrgenommen."

„Nein; ich bin in Gesellschaft durch den Ort gefahren."

„In der langen Wagenreihe? Die hab' ich wohl gesehen, aber Sie nicht."

Sie waren mittlerweile, auf sonnig stillen, vereinsamten Wegen schreitend, in die Nähe des Grinzinger Platzes gekommen, wo sich regeres Leben bemerkbar machte.

„Jetzt dürfen Sie nicht weiter mit mir gehen," sagte sie. „Hier wohnen lauter Bekannte."

Ihm war eigentümlich zu Mute. Er fühlte sich enttäuscht, zurückgewiesen — und doch festgehalten. Er konnte den Blick nicht abwenden von diesem fahlen, dunkeläugigen Antlitz, in welchem der knospenhafte Mund rot aufschimmerte. Ihre Stimme berauschte ihn förmlich.

„Ich darf Sie also nicht wiedersehen?" fragte er tonlos.

„Sehen können Sie mich ja. Ich fahre täglich um die gleiche Stunde hierher. Zu meinem kranken Papa."

„Und ich kann mitfahren?"

„Das steht jedermann frei. Leben Sie wohl!" Sie reichte ihm die Hand.

Er ergriff sie, ohne sie festzuhalten. „Leben Sie wohl!" erwiderte er und entfernte sich.

Alsdann besann er sich, daß er nicht einmal den Hut gelüftet, so in sich versunken war er von ihr weggegangen. Er

blieb stehen, um zurück zu grüßen; aber sie war bereits verschwunden. Was wird sie von ihm denken! Doch sie war selbst schuld daran. Ihr seltsames Wesen hatte ihn verwirrt. Er begriff sie nicht. Abweisen konnte sie ihn ja, wenn sie ihn aber schon neben sich hergehen ließ, dann mußte sie auch, nach und nach wenigstens, einen wärmeren Ton finden. Sie hatte ihn behandelt wie einen ihr völlig Fremden — kein Wort, daß sie die ganze Zeit über auch nur einmal an ihn gedacht! Sein Herz zog sich zusammen. Aber wenn er ihr so vollständig gleichgültig war, warum hatte sie ihm zugestanden, daß er sie sehen — daß er mitfahren könne? Das hieß doch nur, die angeknüpften Beziehungen fortsetzen. Freilich, ihre Worte hatten nicht ermunternd geklungen. Aber die Frauen lieben ja solch widerspruchsvolle Kundgebungen — vielleicht lag nur ihr eigener Wunsch dahinter! Ein plötzliches, ungestümes Gefühl der Freude tauchte bei diesem Gedanken in seiner Brust empor — und schon war es ihm, als könne er den morgenden Tag nicht erwarten, der ihm Paula wieder vor Augen führen sollte.

IV.

Als er aber nach Hause kam, fand er eine Einladung vor, die ihn nach einem ziemlich entlegenen Landsitze rief. Es wurde dort in einer ihm befreundeten Familie ein bedeutsames Fest gefeiert, das er, wie man ihm schrieb, durch seine Anwesenheit verherrlichen sollte. Auch wurde er gebeten, zu dieser Feier ein kleines musikalisches Programm zu entwerfen. Er mußte also noch heute aufbrechen und wurde an Ort und Stelle mit Jubel empfangen. Es war schon alles in vorbereitender Bewegung: auch er konnte sich gleich an die Arbeit machen, denn er hatte nun in aller Eile einen Frauenchor zu komponieren — und die Musik zu lebenden Bildern, welche von einem jungen Maler entworfen und gestellt wurden.

Inzwischen füllte sich das weitläufige Haus mit Gästen,

so daß es von einer Anzahl schöner Frauen und blühender Mädchen aufs anmutigste belebt wurde. Keine aber von allen — diese Wahrnehmung drängte sich Bruchfeld immer überzeugender auf — konnte sich an eigentümlichem Reiz der Erscheinung mit Paula messen. Imposantere Gestalten, schwellendere Formen, blühendere Wangen sah er wohl: nicht eine jedoch wies jenes unergründliche Etwas auf, das an der krankhaft zarten, verblühten Frau so unwiderstehlich anzog. Am Tage der Feier, wo erlesene und glänzende Trachten die versammelten Schönheiten aufs günstigste hervorhoben, fühlte er, daß Paula, wenn sie jetzt, gleich jenen geschmückt, in den Saal träte, aller Augen auf sich lenken und ungeteilte Bewunderung hervorrufen würde.

So hatte er dort nur immer größere Sehnsucht nach ihr empfunden, und als er zurückgekehrt war, begab er sich gleich am nächsten Morgen mit ungeduldigen Schritten nach dem kleinen Platze. Er war, da er sich vom Hause entfernte, durch eine zufällige Begegnung auf der Straße in ein Gespräch verwickelt worden, das er nicht sofort hatte abbrechen können, und fürchtete nun schon, zu spät zu kommen. In der Tat hatte sich Paula bereits vor dem Gitter eingefunden; als sie ihn jetzt erblickte, glitt ein Lächeln über ihre Züge.

Ihr an dieser Stelle zu nahen, wagte er nicht; stieg aber später gleichzeitig mit ihr in die vordere Abteilung des Wagens, der diesmal fast unbesetzt war. Nur im Rauchcoupé saßen zwei Obsthändlerinnen mit ihren leeren Körben. Sie waren während der Fahrt eingenickt und wurden durch den Ruck des Haltens aus ihrem Schlummer geweckt. Dann aber schlossen sie, sich zurücklehnend, sofort wieder die Augen.

Erst jetzt brachte Bruchfeld seinen Gruß dar, den Paula mit einer gewissen zurückhaltenden Freundlichkeit erwiderte.

„Wir sind heute allein", sagte sie und warf einen Blick nach den beiden Weibern. „Die zwei beachten uns nicht."

Er sah sie mit bewundernden Augen an. Sie trug heute

wieder den flachen Strohhut mit stahlblauem Aufputz, und ein zarter rosiger Anhauch verklärte ihr Gesicht.

„Wie schön Sie sind!" sagte er bewegt.

„Sie wollen mich mit Schmeicheleien gewinnen", erwiderte sie trocken. „Darauf geb' ich nichts."

Diese Äußerung verdroß ihn. „Ich pflege nicht zu schmeicheln," versetzte er nachdrücklich, fast heftig, „sondern nur zu sagen, was ich empfinde."

Sie schrak leicht zusammen. „Nun, ich will es ja glauben. Aber ich bin nicht schön. Vielleicht war ich es einmal. Sie wissen am besten, wie weit ich über die Jugend hinaus bin."

„Was sollte dann ich sagen? Ich bin inzwischen ein alter Mann geworden."

„Ein Mann ist nie alt. Aber eine Frau in meinen Jahren! Auch bin ich nicht gesund. Ich kann mich nach meinem zweiten Kinde nicht mehr erholen."

Er blickte sie betroffen an. Daß sie Mutter sein könnte, war ihm gar nicht in den Sinn gekommen.

„Sie haben also Kinder?" fragte er mit gedämpfter Stimme.

„Gehabt. Beide sind gleich nach der Geburt gestorben. Die letzte war eine sehr schwere und hat mich dem Tode nahe gebracht."

Er schwieg und sie blickte nachdenklich vor sich hin. So wurde es still; nur das Rollen und Ächzen der Wagenräder war zu vernehmen.

„Wissen Sie," begann sie endlich, „daß ich schon geglaubt habe, Sie würden nicht mehr kommen?"

„Wie konnten Sie das nur denken? Ich wollte gleich am nächsten Tage — ich war jedoch durch Unabweisliches —"

„Entschuldigen Sie sich nicht," unterbrach sie ihn; „es ist nicht notwendig. Aber, sie waren so verstimmt, als Sie von mir gingen. Ich habe lange darüber nachgedacht, ob ich Sie nicht durch irgend etwas beleidigt — —"

„Beleidigt gewiß nicht. Gestehen will ich aber, daß ich ver-

stimmt — oder vielmehr betroffen war. Ich konnte mich in Ihnen gar nicht zurecht finden. Sie waren so kurz angebunden — so unherzlich. Wenn ich auch kein Entgegenkommen erwarten durfte — so doch einige freundliche Worte der Erinnerung —"

„Mein Gott, ich erschrak, als Sie mich ansprachen. Es war mir, als hätten Sie von mir eine schlechte Meinung — hielten mich für sehr leichtfertig —"

„Wie konnten Sie nur —?"

„Und dann — gerade in der Gasse, in der meine Eltern wohnen — so nahe dem Platze, wo mich jedermann kennt —"

„Gewiß — es war sehr unüberlegt. Doch Ihr Anblick — als Sie aus dem Tor traten —"

„Nun, es hat ja zum Glück keine Folgen gehabt. Aber Sie müssen jetzt sehr vorsichtig sein. Es war klug von Ihnen, daß Sie an jenem Tage nicht gleichzeitig mit mir ausgestiegen sind; ich hatte schon gefürchtet, Sie würden es tun. Dem Herrn, der mit Ihnen im Coupé saß, wäre das sofort aufgefallen. Er hat früher einmal in Döbling gewohnt — und sich sehr um mich bemüht. Ohne Erfolg natürlich", setzte sie rasch hinzu.

Bruchfeld schwieg.

„Und Sie müssen mich auch heute allein aussteigen lassen, dürfen sich überhaupt in unserer Gasse nicht mehr zeigen. Aber ich will Ihnen einen Vorschlag machen", fuhr sie, wie von einem plötzlichen Einfall ergriffen, fort. „Erwarten Sie mich morgen um neun Uhr hier an der Straße. Ich werde in der Nähe der Restauration den Wagen verlassen und den Seitenweg einschlagen, der zur Sieveringer Kapelle führt. Ich will ein Gebet für meinen kranken Vater verrichten. Sie können mich dorthin begleiten. Sind Sie einverstanden?"

„Sie fragen noch!"

„Nun also, um neun. Die Eltern werden in der nächsten Woche wieder ihre Döblinger Wohnung beziehen. Denn es

könnte plötzlich rauhes Wetter eintreten, und da muß Papa schon wieder unter Dach sein."

„Ihr Papa ist also sehr krank?" fragte Bruchfeld teilnahmsvoll.

„Ach ja. Der Marasmus des Alters. Es ist keine Hoffnung mehr. Aber nun leben Sie wohl; ich bin gleich zur Stelle."

Er zog einen kleinen Strauß prachtvoller Nelken hervor, die er beim Hausgärtner bestellt hatte. „Nehmen Sie diese Nelken!" bat er.

Sie blickte mit Widerstreben darauf. „Die sind wirklich schön", sagte sie, „aber ich kann sie nicht nehmen. Man würde mich gleich fragen, woher ich sie habe. E i n e aber will ich behalten — da die rote." Sie löste sie los und führte sie rasch und leicht an die Lippen. Dann barg sie die Blume in der Tasche ihres Kleides.

Sie waren in Grinzing und der Wagen hielt.

„Also Adieu!" flüsterte sie und reichte ihm, schon im Aussteigen begriffen, die Hand.

Bruchfeld blickte ihr nach, so lange er konnte, und sah, daß sie ihm aus der Entfernung einen Gruß zuwinkte.

V.

Er hatte spät Nacht gemacht und war dann in einen unruhigen Schlaf verfallen, aus dem er zeitig erwachte. Als der Diener eintrat, um die Fensterläden zu öffnen, fiel nur mattes Licht ins Zimmer und die herbstlichen Wipfel des Gartens zeigten sich in Nebel gehüllt. Kein günstiges Wetter, dachte Bruchfeld, während er sich ankleidete. Seit vierzehn Tagen ungetrübter blauer Himmel — und gerade heute verhüllt er sich! Er frühstückte; dann verließ er das Haus.

Es war noch früh, und so schritt er langam durch die Gassen von Unterdöbling und längs der ansteigenden Felder und Weingärten dem Orte des Stelldicheins zu. Eine empfindliche

Kühle herrschte, und weithin lag alles im Nebel. Aber die steigende Sonne schien ihn durchdringen zu wollen; von Zeit zu Zeit wurde ein lichtes Schimmern am Firmament sichtbar.

Nachdem er ziemlich lange in der Nähe der Restauration auf und abgeschritten war und wiederholt nach der Uhr gesehen hatte, zeigte sich endlich der Wagen, der Paula bringen sollte. Jetzt hielt er; ihre zarte Gestalt, von einem hellgrauen Regenmantel knapp umschlossen, kam zum Vorschein und schlug den breiten Seitenweg ein. Bruchfeld wartete noch, bis der Wagen eine gewisse Entfernung erreicht hatte, dann eilte er ihr nach.

Beim Geräusch seiner Schritte mäßigte sie die ihren, und bald war er ihr zur Seite.

„Guten Morgen!" sagte sie, mit reizendem Lächeln seinen Gruß erwidernd. „Ich hatte schon gefürchtet, unsere Begegnung würde zu Wasser werden. Als ich heute Morgen — wir stehen sehr früh auf, weil wir abends sehr bald zu Bett gehen — aus dem Fenster sah, erblickte ich alles grau in grau. Aber es heitert sich aus. Sehen Sie nur!" Sie wies mit der Spitze ihres Schirmes gegen den Himmel, der in der Tat über der wallenden Nebelschicht leise zu blauen anfing. „Es wird noch der schönste Tag werden."

„Der schönste meines Lebens!" rief er aus. „O Paula — verzeihen Sie, daß ich Sie so nenne — Sie wissen nicht, was ich empfinde, nun ich nach so langer Zeit hier an Ihrer Seite gehe! Es ist ein so namenloses Glück, daß ich es selbst gar nicht begreife, nicht fasse!"

Sie blickte nachdenklich zu Boden.

„Es ist merkwürdig, daß man mich immer so liebt", sagte sie still, wie in Erinnerungen versinkend. „Seit meiner frühesten Jugend. Den Wenigsten hat es Glück gebracht — aber vergessen hat mich keiner. Sie wissen doch wohl" — sie zögerte ein wenig — „von dem Hardt — daß ich mit ihm —"

„Gewiß weiß ich es", versetzte er, „ich wollte nur nicht —"

„Nun sehen Sie, noch in seiner Todesstunde hat er mein

Bild, das zur Zeit unserer Verlobung gemalt wurde, neben sich gehabt."

„In seiner Todesstunde? Ist er denn gestorben?"

„Ja, vor einem Jahre. Er war sehr unglücklich in seiner Ehe; denn er mochte seine Frau gar nicht."

„Aber warum hat er dann —"

„Die Familie wollte es nun einmal — was war da zu machen? Es gab viel Gerede darüber und man hat mich von allen Seiten bedauert. Mein armer Papa, der sehr stolz ist, war ganz wütend — ich selbst aber sehr froh, daß es so gekommen ist."

„Froh? Haben Sie denn Hardt nicht geliebt?"

„O ja; ich hab' ihn sehr gerne gehabt. Aber er hat mich so furchtbar mit Eifersucht gequält."

„Das ließe sich begreifen."

„Es war nicht zu ertragen. Denken Sie nur: ich sollte niemanden ansehen, es konnte ihn zur Raserei bringen. Nun gut. Aber auch *mich* sollte niemand ansehen. Wie war das zu machen? Man hat mich immer sehr viel angesehen. Kann ich dafür, wenn mich jemand ansieht?"

„Nun — allerdings —"

„Und dann — mir paßte auch diese Familie gar nicht. Sie ist sehr eingebildet auf ihren Reichtum — auf ihren erworbenen Adelstitel. Ich gebe auf alle diese Dinger nicht das geringste. Rang und Würden haben mir niemals imponiert. Ich gehe jetzt auch nicht mit Ihnen, weil Sie der *Bruchfeld* sind."

„Das wäre mir auch gar nicht recht", erwiderte er lächelnd.

„Mir muß jemand *gefallen*", sagte sie nachdrücklich. „Hardt hat mir in den letzten Jahren gar nicht mehr gefallen. Er war sehr dick geworden."

„In den letzten Jahren? Haben Sie denn noch mit ihm verkehrt?"

Sie errötete über und über. „Nun ja — in allen Ehren natürlich. Er war so entsetzlich unglücklich — und mich zu sehen,

war sein einziger Trost. Sie begreifen — wenn man jemandem so notwendig ist —"

Bruchfeld erwiderte nichts.

„Meinem Manne durft' ich es allerdings nicht sagen, da der auch von dem Früheren nichts wußte. Es wurde ihm nicht mitgeteilt, als er um meine Hand anhielt. Von Ihnen aber weiß er."

„Von mir?"

„Das ist ihm gesagt worden. Von meiner Tante, die bemerkt hatte, daß ich mich für Sie interessierte."

Bruchfeld fühlte sich unangenehm berührt. Es war ihm, als habe man ihn gewissermaßen als Deckmantel benützt. Aber diese Empfindung ging um so rascher vorüber, als Paula plötzlich stehen geblieben war und mit ihrem Schirm nach dem Wegrand deutete. „Da sehen Sie nur hin! Welche Seltenheit im Oktober!"

Der Weisung folgend, gewahrte er einen wilden Rosenstrauch, der bereits seine herben Früchte aufwies. Er blickte sie fragend an.

„Sehen Sie denn die Rose nicht?"

In der Tat, eine späte, halb geöffnete Rose leuchtete aus dem fahlen Blättergrün hervor.

„Ich will sie Ihnen pflücken!" Und sie eilte auf den Strauch zu.

„Sie werden sich stechen!" warnte er.

„O nein! Ich habe starke Handschuhe an." Und die vollen Lippen zusammenpressend, trennte sie nicht ohne Anstrengung den zähen Stengel mit der Blume vom dornigen Zweig.

„Ihre Liebe!" sagte sie, ihm die Rose überreichend.

„Trifft nicht ganz zu", erwiderte er und drückte die leicht Duftende an die Lippen. „Meine Liebe blüht nicht erst jetzt."

Sie waren schon bis an die wenigen Häuser in der Nähe der Kapelle gelangt, und bald kam auch diese in ihrem schlichten, nüchternen Bau zum Vorschein.

„Nun wollen wir andächtig sein", sagte Paula und trat zu der kleinen Krambude an der Umfassungsmauer. Rosenkränze, Heiligenbilder, geweihte Kerzen waren da zum Kauf ausgelegt.

„Ich werde für meinen Vater eine Kerze anzünden", sagte sie und erstand eine.

Bruchfeld tat das gleiche. „Ein Brandopfer meines Glückes", flüsterte er und trat hinter ihr in den stillen, dämmrigen Kapellenraum, wo einige wenige, ärmlich gekleidete Andächtige zu erblicken waren.

Paula nahm ihm die Kerze aus der Hand. „Haben Sie Feuerzeug?" fragte sie mit leiser Stimme.

Er reichte ihr das Schächtelchen. Sie näherte sich dem Altar, über welchem, mit einem Gewinde von Astern geschmückt, das Bild der schmerzhaften Maria thronte, die Brust von sieben Schwertern durchbohrt.

Alle Anwesenden blickten nach der lieblichen Gestalt, die jetzt, nachdem sie leicht das Knie gebeugt, die Altarstufen hinanschritt, die Kerzen in zwei bereitstehenden Leuchtern befestigte und anzündete. Hierauf kehrte sie zürück, händigte Bruchfeld das Schächtelchen ein und kniete im nächsten Betstuhle nieder.

Er stand unweit von ihr und betrachtete sie. Durch die Glasmalerei eines Votivfensters fiel magischer Lichtschimmer auf ihr feines blasses Gesicht. Die langen Wimpern gesenkt, das zarte Kinn auf die gefalteten schmalen Hände gestützt, war sie ein ergreifendes — aber auch entzückendes Bild, das sich immer tiefer in seine Seele prägte.

Sie erhob sich früher, als er erwartet hatte, bekreuzte sich und verließ, von ihm gefolgt, die Kapelle.

Draußen war es mit einmal leuchtender Tag geworden. Die letzten Nebel hatten sich verflüchtet, und das sonnigste Blau spannte sich über dem herbstlichen Gold der Landschaft aus.

„Sie haben nicht lange gebetet", bemerkte Bruchfeld scherzend.

„Nur ein paar Vaterunser. Meine Zeit ist ja gemessen, und wir wollen doch noch ein bißchen miteinander sein. — Aber wohin wenden wir uns jetzt?" setzte sie, umherblickend, hinzu. „Das Gehen strengt mich sehr an; ich bin schon jetzt müde. Und man kann sich nirgends setzen."

„Das ist wahr", erwiderte er in einiger Verlegenheit.

„Wissen Sie was," sagte sie nach kurzem Besinnen, „dort oben" — sie wies nach zwei kleinen Häusern auf der Wegüberhöhung — „befindet sich eine Kaffeewirtschaft. Auch Heuriger wird geschänkt. Ich war schon einmal dort — mit meinem Manne natürlich."

Es berührte ihn eigentümlich, daß sie ihm diesen Vorschlag machte. Aber er entschlug sich aller weiteren Gedanken darüber und erwiderte: „Das ist ja herrlich! Wollen wir hin?"

„Wenn es Ihnen recht ist. Ich werde Sie führen."

So schritten sie denn hinan, und bald hatten sie, durch ein niederes Tor tretend, einen kleinen Garten erreicht, an dessen Ende sich eine Laube befand. Sie wurde von dichten wilden Weinranken gebildet, deren Blätter ihnen in allen Schattierungen von Rot entgegenleuchteten."

„Ist es da nicht hübsch?" sagte Paula, indem sie sich an dem Tisch in der Laube niederließ. Wir sind ganz ungestört, denn um diese Zeit kommt niemand hierher."

Inzwischen war am Eingang eine dicke bejahrte Frau erschienen, die Schürze halb aufgenommen, einen Küchenlöffel in der Hand. Offenbar die Eigentümerin der Wirtschaft. Sie hatte das Kommen der Gäste bemerkt und fragte jetzt, was zu Diensten stehe.

„Was werden Sie nehmen?" wandte sich Bruchfeld an Paula.

„Ich? Nichts. Ich will nur sitzen."

„Nun, so bringen Sie Wein, liebe Frau. Vom besten, den Sie haben."

„Alten oder heurigen?" fragte die Wirtin, welche inzwischen

Paula ins Auge gefaßt hatte und sie mit offenem Munde anstarrte.

„Heurigen. Der Seltenheit wegen."

Die letzten Worte waren an Paula gerichtet, die nunmehr hinter dem Rücken der abgehenden Frau in ein Lachen ausbrach.

„Was haben Sie denn?" fragte er verwundert.

„Ach, die Alte war zu komisch! Sie erinnerte sich, mich hier schon gesehen zu haben, wußte aber nicht, wann und mit wem. Sie ließ förmlich die Augen in mir stecken. — Aber setzen Sie sich doch zu mir!"

Sie rückte zur Seite, und Bruchfeld ließ sich dicht neben ihr auf die schmale hölzerne Bank nieder.

„O Paula," sagte er nach kurzem Schweigen, „es ist wie ein Märchen, daß wir beide jetzt so nebeneinander sitzen —"

„Nun, sind Sie nicht zufrieden?" fragte sie, ihn schalkhaft von der Seite anblickend.

„Zufrieden? Mein Gott, welch ein armes Wort! Selig bin ich, so selig, daß es mir fast die Brust zersprengt. Und doch — —"

„Nun?"

„Daß wir nicht beisammen bleiben — daß Sie nicht *mein* sein können — ganz mein — für immer!"

„Das ist nun nicht anders."

„Aber es könnte anders werden —"

„Nein, nein!" sagte sie rasch und entschieden, indem sie ihm die Hand entzog, die er gefaßt hatte. „*Daran* ist nicht zu denken."

Am Tor zeigte sich wieder die Wirtin. Sie trug auf einer Blechplatte eine Flasche Wein, zwei Gläser und ein Körbchen mit Brot. Ein kleiner Junge folgte ihr mit einem Teller voll Trauben.

„So", sagte sie, während sie alles auf den Tisch stellte. „Und wenn die Gnädige nicht trinken will — ein paar frische Trauben wird sie sich schon gefallen lassen." Sie lächelte dabei

Paula vertraulich zu und entfernte sich, nachdem sie noch einen Blick auf Bruchfeld geworfen hatte.

„Nun, trinken Sie doch!“ sagte Paula, als sie jetzt wieder allein waren. „Ich werde Ihnen einschenken.“ Sie ergriff die Flasche und füllte eines der Gläser.

„Und Sie werden nicht einmal versuchen?“ fragte er.

„Eigentlich sollte ich nicht, obgleich mir die Ärzte beständig empfehlen, Wein zu trinken. Schon ein paar Tropfen steigen mir zu Kopf. Aber ich will Ihnen Bescheid tun.“

Sie goß ein weniges in das zweite Glas.

„Auf Ihr Wohl!“

„Auf unser Wiederfinden!“ rief er, mit seinem Glase anklingend.

Der Wein mochte gut sein, aber er mundete nicht recht. Paula, die kaum genippt hatte, verzog die Lippen, und er brach ein Stückchen vom Brot, um dem Geschmack aufzuhelfen.

„Und die Trauben?“ fragte er jetzt. „Verlocken die Sie nicht? Die Wirtin hat sie doch eigens für Sie gebracht.“

„Nun, wenn Sie eine mit mir teilen wollen —“

Sie zog die Handschuhe aus, wobei ihre schmalen, mageren, fast abgezehrten Hände sichtbar wurden — für ihn zum erstenmal.

„Sehen Sie nur meine Hände!“ sagte sie errötend. Die hätt' ich eigentlich gar nicht zeigen sollen.“

Er ergriff eine und führte sie an die Lippen. Sie fühlte sich fast leblos an.

„Kalt, nicht wahr?“ sagte sie. „Aber es heißt: kalte Hände, warmes Herz.“

„Das stimmt nicht“, erwiderte er. „Sie werden doch fühlen, wie warm die meinen sind.“

„Heiß“, bekräftigte sie.

„Und sie werden die Ihren erwärmen!“

Er nahm ihre beiden Hände in die seinen und bedeckte die Spitzen der blutlosen Finger mit Küssen.

Sie ließ es geschehen.

„Paula!“ flüsterte er und legte den Arm um ihren zarten Leib, der jeder Erdenschwere bar schien — und ihn doch alle Wonnen der Berührung empfinden ließ.

Sie senkte das Haupt.

Hingerissen, näherte er seine Lippen ihrem schmächtigen Halse und drückte einen sanften Kuß auf die schimmernde Stelle zwischen dem kleinen Ohr und dem dunklen Ansatz der Haare.

Sie schauderte leicht zusammen und verfärbte sich; sie wurde noch blässer, als sie gewöhnlich war. Ihre Augen schimmerten in einem feuchten Schmelz.

Seiner nicht mehr mächtig, zog er sie rasch an sich und suchte ihren Mund.

Sie machte eine heftig abwehrende Bewegung.

„Verzeihen Sie!“ sagte er erschrocken. „Ich wußte nicht, was ich tat —“

Sie erwiderte nichts und strich langsam mit beiden Handflächen über Stirn und Schläfen.

Er hatte den Arm zurückgezogen und blickte sie ängstlich an.

„Versuchen wir die Trauben“, sagte sie jetzt ruhig. Sie nahm eine vom Teller, zerlegte sie in zwei ungleiche Hälften und reichte ihm die größere. „Essen Sie!“

Er konnte nicht und sah schweigend vor sich hin.

„Seien Sie nicht so nachdenklich!“ fuhr sie fort, eine Beere zwischen die Lippen schiebend. „Überhaupt nicht so — so — —“ Sie rang nach einem Worte. „Solch einen Mann habe ich noch nie kennen gelernt — Sie nehmen alles so ernst —“

„Wie ich es nehmen muß. Denn ich l i e b e Sie — liebe Sie unsäglich!“

„Ich glaub' es ja!“ erwiderte sie halb spöttisch. „Aber mein Gott, wie spät ist es denn schon?“

Er zog die Uhr. „Halb zwölf.“

„Schon! Da müssen wir aufbrechen. Ich wüßte sonst gar nicht, was ich zu Hause sagen sollte.“ Und sie machte Anstalt, sich vom Sitze zu erheben.

„Man muß doch erst zahlen", sagte er.

„Gehen Sie ins Haus, dort finden Sie die Wirtin."

Er ging und beglich die kleine Rechnung. Als er zurückkam, fand er Paula bereits in der Mitte des Gartens stehen.

„Sie dürfen mich nicht weit begleiten", sagte sie. „Höchstens bis zur Hälfte des Weges. Es könnte uns sonst jemand begegnen."

„Und wann werde ich Sie wiedersehen?"

„Ja, wann?" versetzte sie zerstreut und bohrte die Spitze ihres Schirms in den grasigen Boden. „Das ist sehr fraglich. Wie ich Ihnen bereits gesagt habe, ziehen die Eltern im Laufe der nächsten Woche wieder nach Döbling. Da bin ich sehr in Anspruch genommen. Aber vielleicht können wir uns am nächsten Donnerstag sehen. Ich habe einen Besuch bei meiner Tante vor, die in der Josephstadt wohnt, und werde die Tramway benützen. Sie können mich um halb Zehn beim Hotel Union erwarten, wo ich umsteige. Werden Sie Zeit haben?"

„Sie sollen mich unter allen Umständen dort finden. Aber sagen sie mir noch eines!"

„Nun was?"

„Ob Sie mir verziehen haben?"

„Sie sind ein Kind!" erwiderte sie und fuhr ihm mit der Hand leicht über die Stirn.

Er ergriff diese Hand, die wieder behandschuht war, und drückte sie wiederholt an die Lippen.

„Was haben Sie davon?" sagte sie lächelnd und bog, zu ihm aufblickend, das Haupt zurück.

Und nun zog er sie an sich und küßte den knospenhaften Mund, den sie ihm, halb abgewandt, überließ.

VI.

Bruchfeld befand sich auf dem Gipfel der Glückseligkeit. Was ihm an Paula seltsam erschienen war, was ihn unangenehm, ja schmerzlich enttäuschend berührt hatte, ging unter in der won-

nigen Erinnerung an das letzte Zusammensein —: der Zauber ihrer Schönheit ließ ihn alles vergessen. Er dachte nicht einmal mehr daran, daß sie das Weib eines anderen war, und ohne jede weitere Erwägung gab er sich ganz den Entzückungen einer Leidenschaft hin, welche bei ihm, der seine Jugendkraft nicht verbraucht hatte, so spät zum Durchbruch gelangt war.

Diese innere Erregung gab sich jetzt in seinem ganzen Wesen kund und mußte seiner nächsten Umgebung auffallen. Eine Verwandte des Hauses, in welchem er Gastfreundschaft genoß, eine ältere, etwas boshafte Dame, fragte ihn einmal ganz plötzlich: „Sagen Sie mir doch, lieber Bruchfeld, was haben Sie denn eigentlich? Sie kommen mir seltsam vor. Sollten Sie vielleicht gar verliebt sein?"

„Und wenn ich es wäre?" erwiderte er übermütig.

„Dann würde ich Sie bedauern. Denn die Liebe ist eine Krankheit — und in Ihren Jahren doppelt gefährlich."

Diese Worte berührten ihn höchst unangenehm. Er suchte die Wirkung wegzuscherzen. Aber es gelang ihm nicht; endlich flüchtete er sich im Geist zu *ihr*, die er nächsten Donnerstag wiedersehen sollte.

Am Mittwoch hatte er, wie gewöhnlich, an dem späten Familiendiner teilgenommen. Gleich nach Tisch kamen mehrere Besuche; diese Art des Empfanges fand jeden abend statt. Man nahm den Kaffee im Salon und plauderte, in zwanglosen Gruppen verteilt, bis zur Teestunde. Heute bestürmte man eine Dame, welche vor Jahren der Oper angehört hatte, mit Bitten, etwas zu singen. Sie ließ sich endlich dazu bewegen, setzte sich ans Klavier und trug mit klangvoller, noch jugendlich frischer Stimme eine alt-italienische Kirchenarie, dann einige Lieder von Schubert und Schumann vor. Auch eines von Bruchfeld, der, im Fauteuil zurückgelehnt, seinen Gedanken nachging, kam an die Reihe. Es wurde pflichtschuldigst beklatscht, und nun erklärte die Sängerin, sie wolle zum Schlusse noch Rubinsteins: „O wenn es doch immer so bliebe!" hören lassen; sie wußte,

daß dieses leidenschaftlich bewegte Lied allgemein beliebt war. Auch Bruchfeld schätzte dessen musikalischen Wert besonders hoch, und er lauschte jetzt dem ergreifenden Gesange, der so ganz seine eigene Seelenstimmung ausdrückte:

„Gelb rollt mir zu Füßen der brausende Kur
Im tanzenden Wellengetriebe;
Hell lächelt die Sonne, mein Herz und die Flur —
O wenn es doch immer so bliebe!“

Dieser Refrain, von der Sängerin immer mächtiger zur Geltung gebracht, ließ jede Fieber seines Herzens erzittern, und als die letzte Strophe begann:

„In das schwarze Meer deiner Augen rauscht
Der reißende Strom meiner Liebe —“

da konnte er dem Ansturm seiner Empfindungen kaum mehr standhalten. Rasch dankte er noch der Dame, die sich unter stürmischem Applaus am Klavier erhob — und entfernte sich unbemerkt aus dem Salon, wo es ihn in diesem Augenblick nicht länger duldete. Er ging auf sein Zimmer, nahm Hut und Mantel und verließ das Haus.

Die Nacht war längst hereingebrochen; dunkel und verödet lagen die Gassen vor ihm.

„O wenn es doch immer so bliebe!“ hallte es in seinem Innern nach, und ohne es eigentlich zu wollen, nahm er die Richtung nach dem Platze, wo er Paula wiedergefunden. Kaum ein Mensch begegnete ihm; kein Wagen rollte, und seine Schritte klangen einsam auf dem Pflaster.

Da stand er nun vor dem Hause. Die Bäume des Vorgärtchens waren zum Teil schon entlaubt, und er konnte durch die Zweige das ganz schmucke Gebäude wahrnehmen, auf welches der Schein einer nahen Gaslaterne fiel. In beiden Stockwerken waren die Rollvorhänge herabgelassen; kein Lichtschimmer kam zum Vorschein. Nur im oberen, ganz an der Ecke, zeigten sich zwei unverhüllte, matt erleuchtete Fenster. Wohnte sie

dort? Er wußte es ja nicht — aber es war ihm, als müsse es so sein.

Er ging jenseits auf und ab, die Augen nach den durchsichtigen Scheiben gerichtet, hinter denen er verschwommene Umrisse des Gemaches und den Strang einer Hängelampe zu erblicken glaubte. Die Nachtluft strich kalt und scharf um sein Antlitz; hin und wieder kam, von der Türkenschanze her, durch die schmale Seitengasse ein heftiger Windstoß.

Aber wurde jetzt nicht eine schattenhafte weibliche Gestalt in der Höhe sichtbar? Er täuschte sich nicht. Sie bewegte sich im Zimmer hin und her.

War es Paula? Sein klopfendes Herz sagte ihm, daß sie es sei. Ein unsäglich wonniges Gefühl durchschauerte ihn. Wenn sie nur ans Fenster träte! Hinabsähe!

Aber es geschah nicht. Die Gestalt verschwand.

Er spannte den Blick.

Wieder der Schatten! Ganz in der Tiefe des Zimmers....

Er harrte noch eine Weile, dann aber fiel ihm ein, daß er ja nach Hause müsse, wo seine Abwesenheit gewiß schon längst aufgefallen war. Mit einem letzten Blick nach der matten Helle dort oben eilte er fort.

Die Gesellschaft war noch im Salon versammelt, als er eintrat. Aber fast gleichzeitig erschien ein Diener mit der Meldung, daß der Tee serviert sei. Rasch bot er der zunächst befindlichen Dame den Arm. „O wenn es doch immer so bliebe!" intonierte er dabei, im Geiste ganz abwesend, mit halber Stimme.

Die Dame sah ihn überrascht an; dann schritten sie in den Reihen der Gäste durch das helle erleuchtete, mit Azaleen geschmückte Vestibule dem Speisezimmer zu.

VII.

Es war ein unfreundlicher Oktobermorgen, als er sich zur bestimmten Stunde vor dem Hotel Union einfand. Am Himmel jagten, von einem scharfen Nordwest getrieben, dunkle

Wolken und drohten sich in Regenschauern zu entladen. Bruchfeld schlug den Kragen seines Oberrockes hinauf. Wie lange schon hatte er derlei Zusammenkünfte nicht mehr gehabt! Und er verwunderte sich unwillkürlich darüber, daß er sich nun wieder auf so abenteuerlichen Wegen fand.

Er hatte nicht lange zu warten, denn schon kam von Döbling her ein Tramwaywagen herangeklingelt. Als er hielt, erschien Paula auf der Plattform und sprang leicht die Stufen hinunter. Bruchfeld stand, um nicht aufzufallen, in einiger Entfernung und ließ sie an sich herankommen.

„War ich nicht pünktlich?" sagte sie, seinen Gruß etwas geziert erwidernd. „Aber wie kalt es heute ist!" Sie schüttelte sich leicht und zog ihre Pelerine fester um die Schultern.

„Das hab' ich vorausgesehen", erwiderte er. „Es war schon gestern abend sehr frostig. Ich bin in der Dunkelheit vor Ihrem Hause auf und abgegangen."

„So? Wann denn?"

„Etwa zwischen neun und zehn."

„Da hab' ich schon geschlafen. Aber weshalb waren Sie denn dort?"

„Wie Sie so fragen können? Die Sehnsucht hatte mich hingetrieben. Und mir war es auch, als hätt' ich Sie gesehen. Freilich nur den Schatten Ihrer Gestalt, die sich im Zimmer hin und her bewegte."

„Zwischen neun und zehn?"

„Ja."

„Das war ich entschieden nicht. Denn wir sind gestern schon vor neun Uhr zu Bett gegangen. Es brannte um diese Zeit kein Licht mehr in unserer Wohnung."

„Sie wohnen doch im zweiten Stock?"

„O nein! Im ersten."

„Da freilich waren alle Fenster dunkel."

„Sehen Sie! Sie haben sich also großartig geirrt." Sie lachte.

Dieses Lachen tat ihm weh; er erwiderte nichts.

„Eigentlich sollte ich jetzt nach der Josephstadt umsteigen", fuhr sie unschlüssig fort; „aber die Wagen sind immer so voll; wir könnten kaum miteinander sprechen. Es wird am besten sein, wenn wir zu Fuß gehen."

„Wie Sie befehlen."

„Aber durch das nächste Stück der Währinger-Straße dürfen Sie mich nicht begleiten. Erst in der Spitalgasse können Sie sich mir anschließen. Wir biegen dann in die Lazarethgasse ein, in der immer nur sehr wenige Menschen zu sehen sind."

Sie setzte sich auch gleich in Bewegung, und er folgte ihr in einiger Entfernung auf der anderen Seite der Straße. Wie gut sie vereinsamte Wege ausfindig zu machen weiß, dachte er im stillen und behielt die graziöse Gestalt im Auge, die mit ruhigen Schritten, das Haupt, ihrer Gewohnheit nach, leicht gesenkt, auf dem belebten Trottoir dahinging. Zwei junge Männer kamen jetzt an ihr vorüber und sahen ihr ziemlich unverschämt unter den Hut. Sie blickten auch nach ihr zurück, und Bruchfeld bemerkte, daß Paula gleichfalls eine Kopfwendung machte.

Diese Wahrnehmung berührte ihn so unangenehm, daß er, endlich ihr zur Seite, keine Worte fand, um das Gespräch wieder anzuknüpfen. Auch sie schwieg. Erst als sie in die nahe Lazarethgasse einlenkten, sah sie ihn plötzlich von der Seite an und sagte: „Wissen Sie, daß ich Ihnen schon schreiben wollte?"

„Schreiben? Und weswegen?"

„Um Ihnen mitzuteilen, daß unser Verkehr nicht weiter geführt werden kann." Und da sie seine Betroffenheit erkannte, fuhr sie gleichsam begütigend fort: „Aber ich fürchtete, der Brief könnte Sie möglicherweise verletzen —."

Sie war offenbar in Verlegenheit und blickte unsicher vor sich hin.

„Nun," erwiderte er nach einer Pause, „es wäre vielleicht besser gewesen, wenn Sie mir geschrieben hätten; ich würde

mich wahrscheinlich leichter zurecht gefunden haben. — Aber darf ich fragen, was Sie zu diesem plötzlichen Entschlusse —"

„O, es war kein plötzlicher Entschluß", versetzte sie rasch. „Sie wissen ja, daß ich gleich im Anfang — — Mit einem Wort: ich kann das meinem Manne nicht antun."

„Nun denn," erwiderte er, ärgerlich über diese Abweisung, der er sich so unerwartet ausgesetzt sah, „ich hatte ja auch niemals die Absicht, Sie in Ihrer Pflicht wankend zu machen, und wenn ich gewußt hätte, daß Ihre Ehe eine glückliche ist —"

„Warum haben Sie daran gezweifelt? Ich hab' es Ihnen ja gleich gesagt."

„Nun wohl; aber ich habe nicht daran geglaubt. Ich hatte Ihre Vergangenheit im Auge und zog daraus, wie ich jetzt zugeben muß, ganz falsche Schlüsse."

„Ja, Sie haben sich getäuscht. Sie sind eben nicht normal."

„Wie meinen Sie das?"

„Sie sind so überspannt, so romantisch. Sie haben, wie alle Künstler, ganz sonderbare Ideen. Ich bin eine hausbackene Natur und verstehe solche Männer gar nicht. Auch habe ich in dieser Hinsicht schon eine sehr unangenehme Erfahrung gemacht."

„An einem Künstler?"

„Es war gerade kein Künstler — aber ein außerordentlich exzentrischer Mensch. Ein sehr wohlhabender Ausländer, der sich hier auf der Durchreise befand. Drei Jahre ist es her. Es war an einem Konzertabend bei Zögernitz, wo ich ihn kennen lernte. Der Saal war überfüllt, und er fand keinen Platz mehr, als an dem Tisch, an welchem ich mit meinem Manne saß. Es entspann sich natürlich ein Gespräch — nnd er verliebte sich sofort leidenschaftlich in mich."

„Nun, das wäre doch noch kein Beweis —"

„Nein — aber er setzte alles daran, mich zu erringen — wollte durchaus, daß ich mich von Viktor scheiden lasse und mit ihm nach Hamburg gehe, wo er zu Hause war."

„Und was empfanden Sie für ihn?"

„Nichts, gar nichts. Denn er gefiel mir nicht. Und wenn er mir auch gefallen hätte, ich würde doch meinen Mann nicht verlassen haben. Denn eine Frau darf sich von ihrem Manne nicht trennen, wenn er sie wahrhaft liebt."

„Nun, das hängt von den Umständen ab. Es kann Fälle geben, wo die Scheidung zur Pflicht wird. Denn ein ehrlicher Bruch ist immer besser, als eine zweideutige Treue."

„O nein!" rief sie aus, fühlte jedoch sofort, daß sie sich mit dieser Behauptung bloßstelle, und errötete. „Es wäre denn," setzte sie hinzu, „daß man einen anderen wirklich sehr liebt. Das war aber, wie gesagt, durchaus nicht der Fall. Auch war Viktor so unglücklich darüber."

„Er hat also davon gewußt?"

„Natürlich. Der Rasende nahm ja keine Rücksicht. Tagelang hielt er sich unter meinen Fenstern auf — endlich wollte er in unsere Wohnung eindringen. Ich wagte mich gar nicht mehr auf die Straße."

„Und haben Sie zu einem solchen Benehmen nicht doch Veranlassung gegeben? Nicht vielleicht Hoffnungen erweckt —"

„Nicht die geringsten", unterbrach sie ihn, errötete aber wieder sehr stark. „Kann ich übrigens wissen, was sich dieser Mensch eingebildet hat? Zuletzt, als er sah, daß alles umsonst sei, hat er sich erschossen. Er war der einzige Sohn seiner Mutter, und diese ist nach Wien gekommen und hat mir die bittersten Vorwürfe gemacht. Was konnte ich dafür?"

„O gewiß nichts", erwiderte er und sah sie mit einer Art von Grauen an. In ihr schönes Antlitz war etwas unsäglich Kaltes, Brutales getreten — eine erschreckende Verschärfung jenes Zuges, der ihn damals so unangenehm berührt hatte.

„Und auch S i e sind in Ihrer Liebe so exaltiert", fuhr sie fort.

„Mag sein. Aber ich kann Sie versichern, daß ich mich nicht erschießen werde."

„Das möchte ich auch nicht", sagte sie, und erhob, wie um sich gegen jede Schuld zu verwahren, die Hand. „Wir wollen vielmehr gute Freunde bleiben. Bei zufälligen Begegnungen werden wir miteinander sprechen, und Sie können mich immer ein Stück Weges begleiten."

Er schwieg.

„Auch mein Bild will ich Ihnen geben. Eine sehr gelungene Photographie aus meiner Jugendzeit. Eine Freundin, die in Linz lebt, besitzt sie. Sie wird mir das Bild senden und ich werde es kopieren lassen. Wenn Sie sich in ungefähr vierzehn Tagen, morgens zwischen neun und halb zehn, in der Nähe meiner Wohnung einfinden, können Sie es haben. Um diese Zeit begebe ich mich täglich zu meinen Eltern."

Sie waren bereits in die Pelikangasse eingebogen und schritten der Alserstraße entgegen.

Paula hielt den Schritt an.

„Nun muß ich allein gehen. Meine Tante wohnt an der Ecke der Kochgasse und könnte uns vom Fenster aus sehen". Sie schlug die großen, dunklen Augen zu ihm auf und reichte ihm die Hand. „Also leben Sie wohl", sagte sie langsam.

Ein namenloses Weh ergriff ihn. „Leben Sie wohl", erwiderte er.

Sie ging. Am Ende der Gasse wandte sie sich um und winkte ihm einen Abschiedsgruß zu.

Bruchfeld verweilte regungslos. Endlich brach er in ein kurzes, bitteres Lachen aus und trat den Rückweg an.

VIII.

Welch ein Tor war er gewesen! Er hatte ja gleich bei dem ersten Gespräch mit Paula erkannt, wie wenig Anklang seine treue Neigung bei ihr gefunden, hatte erkannt, wie wenig sie selbst in ihrem ganzen Wesen der Vorstellung entsprach, die er so lange von ihr gehegt — und dennoch hatte er, die warnenden

Stimmen in seiner Brust übertäubend, mit einer Selbstverblendung sondergleichen an dieser sinnlosen Liebe festgehalten, bis er endlich heute entschieden den Laufpaß erhalten! Ein heißer Schauer durchrieselte ihn. Aber was konnte ihm daran liegen? Was machte er sich aus einem Weibe, in dem er sich so sehr getäuscht — in dessen Brust nicht ein Funken edlerer Empfindung glomm! Aus einem Weibe, das nichts anderes war als eine herzlose Kokette — wenn nicht noch Schlimmeres, trotz der sonderbaren ehelichen Treue, die sie ihrem Gatten bewahrte! Sein Stolz, sein Stolzgefühl empörten sich, und unwillkürlich stampfte er im Gehen verächtlich auf das Pflaster.

Dennoch vermochte er nicht des Schmerzes Herr zu werden, der dumpf in seinem Innern fortbrannte, und schon in nächster Zeit mußte er erkennen, wie sehr er dieses Weib liebe. Wo immer er sich auch jetzt befand: in seinem einsamen Zimmer, im belebten Salon, im Theater, in der abendlichen Tischgesellschaft von Künstlern und Schriftstellern bei Gause — überall dachte er an Paula. Auf der Straße fürchtete er eine Begegnung mit ihr — und doch lugte er beständig nach ihr aus, blickte in jeden Wagen, ob er das blasse, dunkeläugige Antlitz darin nicht gewahre. Als er bei einem Konzerte eine seiner Symphonien persönlich dirigierte, forschte er mit scheuen Augen nach ihr im Publikum, obgleich er wußte, daß sie gar nicht daran dachte, hier zu erscheinen. Und er hatte oft die ganze Kraft seiner Seele aufzubieten, um des Morgens nicht an dem bekannten Hause mit dem Vorgärtchen vorüberzugehen. . . .

Es war ein aufreibender, unwürdiger Zustand, aus dem er sich um jeden Preis befreien mußte. Aber wie? Es gab, das erkannte er, nur e i n Mittel: die Reise nach Italien. Aber nicht nach Venedig wollte er gehen, wie es ursprünglich seine Absicht gewesen. Nein, in dieser halbversunkenen Stadt blühte ja die Sumpfblume der Armut, das Laster, und wandelten Frauen, die ihn mit den großen dunklen Augen Paulas anblicken würden. Auch nicht nach Rom, wo alle Leidenschaften der Vergangenheit

und Gegenwart wirr ineinander zucken. Nur in dem lichten, sonnigen Florenz, bei den erhabenen Gestalten Michelangelos, vor den unschuldsvollen Bildern Fiesoles würde er vergessen, würde er die Ruhe seiner Seele wiederfinden! Schon bei dem bloßen Gedanken fühlte er seine Brust erleichtert. Also dorthin! Dorthin! Aber er konnte nicht fort. Künstlerische Verpflichtungen, die er eingegangen, hielten ihn hier noch fest.

Inzwischen war auch die Frist abgelaufen, die ihm Paula wegen ihre Bildes gesetzt. Trotz seines Vorsatzes, gar nicht weiter daran zu denken, überlegte jetzt Bruchfeld. Was wollte sie denn eigentlich mit dem Bilde? Doch nichts anderes, als ihn auf wohlfeile Art über die Enttäuschung trösten, die er erlitten. Er sollte sozusagen damit abgespeist werden. Aber verhielt es sich auch wirklich so? Vielleicht tat er ihr unrecht. Es war ihm jetzt, als wäre sie doch einer plötzlichen wärmeren Empfindung gefolgt — als habe ihre Stimme beim Abschied leicht gezittert. Auch hatte sie ja gesagt, daß es sie immer freuen würde, ihn zu sehen. Und er sollte sich jetzt umsonst erwarten lassen? Nein, er mußte das Bild in Empfang nehmen!

Und so schritt er zuletzt wirklich an einem frostigen Novembermorgen die weitläufige Gasse hinunter. Vor ihm, in einiger Entfernung, ging ein junger, schlanker Offizier, dessen hoher Wuchs durch den langen grauen Mantel, den er trug, noch auffallender wurde. Auf dem Platze mäßigte er den Schritt und blickte mit gespannter Aufmerksamkeit nach rechts in die Höhe. Zu den Fenstern Paulas! durchzuckte es Bruchfeld. Aber schon hatte der Offizier den Kopf abgewendet und bewegte sich wieder mit rascherem Schritte vorwärts, bis er, nach der Stadt hin einbiegend, verschwand.

Bruchfeld beschwichtigte die quälende Vermutung, die in ihm aufgetaucht war, und schickte sich an, auf Paula zu warten. Eine eigentümliche Empfindungslosigkeit überkam ihn jetzt; aber er konnte das Pochen seines Herzens vernehmen.

Es dauerte nicht lange, so erschien sie vor dem Hause und

schritt über den Platz der Gasse entgegen, an deren Ecke Bruchfeld Aufstellung genommen hatte. Als sie ihn von weitem wahrnahm, schrak sie merklich zusammen und wollte offenbar eine andere Richtung einschlagen. Aber sie besann sich und ging schnell auf ihn zu. Sie trug einen dunklen, leicht mit Pelz verbrämten Überwurf; ein lichtgraues, fast weißes Hütchen, mit schwarzem Sammet und einer kleinen Feder geputzt, stand ihr reizend zu Gesicht, das überraschend frisch und rosig aussah.

„Sie hier, lieber Freund!“ sagte sie hastig und sichtlich befangen. „Ich hatte kaum mehr erwartet, daß Sie — — Aber verzeihen Sie! Ich habe heute keine Zeit, mit Ihnen zu plaudern. Ich muß gleich zu den Eltern. Papas Zustand hat sich sehr verschlimmert. Es soll ein neuer Arzt konsultiert werden — er wird gerade um diese Stunde erwartet. Und ich möchte doch dabei sein —“

„O das ist sehr begreiflich“, erwiderte er. „Auch bin ich ja nur gekommen, weil Sie — die Güte hatten, mir Ihr Bild . . . .“

„Ach ja, das Bild! Das hab' ich noch nicht. Das heißt — ich habe es nicht bei mir. Eigentlich hat mich der Photograph im Stiche gelassen. Wenn Sie sich aber am nächsten Samstag — also in einer Woche — wieder einfinden wollen, so werden Sie es bekommen. Erwarten Sie mich aber nicht hier, wo man Sie bemerken könnte. Vielleicht dort oben in der Nähe der ersten Cottage-Häuser. Ich werde ganz gewiß kommen. Adieu!“ Und damit bog sie in die Gasse ein und eilte fort.

Da stand er nun. Er hatte es ja gewollt und durfte sich nicht wundern, daß es so gekommen war Endlich wandte auch er sich zum Gehen. Wohin sollte er nun? Er hatte zwar mit Bekannten einen Besuch der eben eröffneten Ausstellung im Künstlerhause verabredet. Aber man wollte erst um zwölf dort zusammentreffen, und jetzt war es kaum halb zehn. Er überließ sich also einem ziellosen Schlendergange, wobei er seinen Gedanken und Empfindungen nachhängen konnte. Er bog gleich bei der alten Linienkapelle links ab und nahm den Weg

durch die stille, zum Franz-Joseph-Bahnhof führende Straße. Endlich gelangte er an die Brigitta-Brücke. Diese würde ihn zu weit ab geführt haben, und er lenkte in das Gebiet der „Rossau" und des „Althans" ein. Wie lange schon hatte er dieses Gewirr von Gassen und Gäßchen nicht mehr betreten, davon sich einige noch ganz so ausnahmen, wie einst in seiner Jugend! Niedere, jetzt freilich schon dem Verfall nahe Häuser, unscheinbare Läden und Gewölbe, vernachlässigte Gastwirtschaften. Und hart daran, aus jüngster Zeit, unabsehbare Reihen hoher, schimmernder Bauten, die ganz neue Verkehrsadern bildeten und ungeahnte Durchblicke eröffneten. Dennoch wandelte man hier, wo kaum ein Wagen rasselte, und nur wenige Menschen zum Vorschein kamen, wie in fremder, vergessener und verschollener Ferne ....

Aber war das nicht Paula, die dort oben am oberen Ende der alten, langgestreckten Gasse, die er eben betreten hatte, am Arm eines Offiziers herangeschritten kam? Desselben jugendlich schlanken Offiziers, den er heute schon einmal wahrgenommen? O ja, sie war es; ihr weißes Hütchen schimmerte von weitem. Und das Paar, das sich offenbar hier sehr sicher fühlte, hielt sich — *sie* mit beredtem Augenaufschlag, *er* das Gesicht zu ihr hinabgeneigt — dicht und zärtlich aneinander geschmiegt.

Bruchfeld wußte nicht gleich, was er beginnen sollte. Die Gasse war sehr schmal; ein förmlicher Zusammenstoß schien unvermeidlich, wenn er nicht sofort umkehrte oder unter ein Haustor trat. Aber eh' er noch zu einem Entschlusse gekommen war, hatte ihn Paula schon erblickt. Sie erschrak derart, daß sie sich, totenblaß wie sie geworden war, an den Arm ihres Begleiters festklammern mußte. Dieser blickte sie betroffen an und ließ dann die Augen forschend vor sich hinschweifen; aber er gewahrte Bruchfeld nicht mehr. Der war bereits in einem kleinen, dürftigen Gasthause verschwunden, das er in nächster Nähe entdeckt hatte.

Drinnen zeigte sich außer einem Manne, der im „Schank"

hinter einem leeren Glase saß, nur der Wirt, ein Sammetnützcher auf dem Kopfe. Seine schläfrige Miene drückte Erstaunen über den Gast aus.

Bruchfeld begab sich in das anstoßende „Extrazimmer“ und bestellte Wein. Dann setzte er sich mit dem Rücken gegen das Fenster. Er wollte die beiden, wofern sie ihren Weg fortsetzten, nicht vorüberkommen sehen.

So verweilte er eine halbe Stunde mit völlig erstarrten Lebensgeistern. Er fühlte und dachte nichts. Endlich bezahlte er den ungenossenen Wein, erhob sich und ging.

Er hatte noch nicht viele Schritte getan, als er auf einen Trödlerladen stieß, vor welchem neben anderen Gegenständen ein Spiegel ausgehängt war. Unwillkürlich blickte er hinein — und erschrak vor dem Bilde, das ihm entgegensah. Wie festgebannt blieb er stehen. Ja, dieses fleischige, verquollene Gesicht mit dem ergrauten Barte war das seine! Und die ganze Gestalt, wie gedrungen, wie hochschulterig nahm sie sich aus! In so voller, überzeugender Deutlichkeit hatte er noch nie sich selbst wahrgenommen. Und wie eine plötzliche Erleuchtung kam ihm der Ausspruch Schopenhauers in den Sinn:

„Jedes Gut will auf seinem eigenen Gebiet errungen sein. Liebe, Schönheit und Jugend werden nur wieder durch Liebe, Schönheit und Jugend gewonnen.“

Das sah er nun. Freilich traf dieser Satz nicht vollständig zu. Paula war den Jahren nach nicht mehr jung; älter, viel älter als der Offizier. Aber sie besaß den geheimnißvollen, unvergänglichen Reiz gewisser Frauen, deren Schönheit im Verfall sich fast noch verlockender erweist, als in der Blüte. Selbst als Matronen üben sie gefährlichen Zauber, den kein Mund zu verspötteln vermag. Er dachte an Ninon de l'Enclos. Wie viele Leidenschaften wird Paula noch erwecken! Und e r — er war ein alter Mann, der eitel genug gewesen, zu glauben, daß man ihn noch lieben könne! —

Diese Erkenntnis, so beschämend sie auch war, hatte für ihn

doch etwas Erlösendes. Er fühlte, daß er an allem selbst schuld gewesen, und während er jetzt langsam der Stadt zuschritt, wurde ihm immer leichter, immer freier zumute. So traf er mit fast heiterer Seele im Künstlerhause ein, gab sich mit Aufmerksamkeit der Betrachtung der Gemälde hin, speiste dann mit den Freunden in einem bekannten Restaurant — und abends folgte er einer Einladung in die Oper, wo ein neues Ballett zur Aufführung gelangte. Aber der Anblick der vielen weiblichen Gestalten auf der Bühne bedrückte ihn. Er mußte wieder an Paula denken, und plötzlich fand er, daß ihr eine der jungen Ballerinen oberflächlich ähnlich sah. Der Schmerz erwachte wieder in ihm und trieb ihn fort, ehe noch der zweite Akt zu Ende gespielt war.

Als er nach Hause kam, händigte ihm der Portier ein Briefchen ein. Eine Dame habe es in der Dunkelheit überbracht und die Bestellung dringend ans Herz gelegt.

Bruchfeld ahnte, von wem es war. Mit klopfendem Herzen steckte er es zu sich, und als in seinem Zimmer die Lichter brannten, erbrach er es. Seine Hand zitterte dabei heftig — wie schwach war er noch! In seltsam geschlungenen und gezwungenen Schriftzügen las er jetzt folgendes:

„Mein einzig geliebter Freund! Verurteilen Sie mich nicht, bevor Sie mich gehört. Der Schein ist gegen mich — aber ich bin schuldlos. Es wird Ihnen alles klar werden, wenn Sie sich, wie schon verabredet, nächsten Dienstag oder Mittwoch an dem bezeichneten Orte einfinden. Ich beschwöre Sie, zu kommen. Ohne Ihre Achtung könnte ich nicht leben — mit Ihrer Verachtung noch weniger. Es hat *nie* jemand anderen geliebt als *Sie*

Ihre unglückselige

alte Freundin."

Er warf das Blättchen auf den Tisch. Lüge! Lächerliche, abgeschmackte Lüge! Und doch, wenn es wahr wäre! Wenn sie. . . . . Ein plötzliches Wonnegefühl tauchte bei diesem Ge-

danken in seiner Brust empor. Unsinn! Lüge! Abscheuliche, plumpe Lüge, um ihn nunmehr an sich zu locken, seinen Verstand zu umnebeln, ihm den Mund, der ein Geheimnis verraten konnte, mit ihren Lippen zu versiegeln! O sie wußte, daß es ihr gelingen würde, wenn er sich beikommen ließ, ihrem Rufe zu folgen! Er wäre dann für immer der Narr, der Sklave dieses Weibes! Unwillkürlich dachte er an ihren Mann. Welch eine Ehe war das!

Aber wird sie ihn nicht unter allen Umständen zu finden wissen? Sie empfand, das erkannte er, bei aller Verderbtheit Scham und Angst vor ihm; ihrer Ruhe, ihrer Sicherheit willen mußte sie ihn jetzt um jeden Preis wieder zu gewinnen trachten. Daher durfte er auch nicht länger hier verweilen: er mußte fort — sogleich fort.

Schon am nächsten Tage traf er alle Anstalten. Seine Hausgenossen waren sehr verwundert über diese plötzliche Eile und suchten ihn noch hinzuhalten. Er aber erklärte, er dürfe nicht länger zögern, da er ja nicht gerade bei strengstem Winter in Florenz eintreffen wolle. So ließ man ihn denn gewähren. Es war ihm gelungen, die bindendste seiner Verpflichtungen in guter Art zu lösen; alles andere ließ er auf sich beruhen, denn Gefahr war im Verzuge.

Als er nach dem Bahnhofe fuhr, fiel der erste Schnee vom abendlichen Himmel nieder.

IX.

Zwei Jahre waren seitdem verflossen, als der Bankbeamte Herr Viktor Jaksch aus dem Kaffeehause, das er in den späten Nachmittagsstunden zu besuchen pflegte, in seine Wohnung zurückkehrte. Es war ein ganz nettes kleines Heim, ausgestattet mit dem üblichen Einrichtungsprunk aus den großen Möbelmagazinen, und bestand, nebst einer Küche und einem winzigen Vorzimmerchen, aus zwei Gelassen, davon das eine als eheliches

Schlafgemach benützt wurde. Ein anstoßendes schmales Kabinett schien das Boudoir der Gattin zu sein.

Es war ein feuchtkalter Abend, und in dem schmächtigen Tonofen des ersten, bereits von einer Lampe erhellten Zimmers brannte ein behagliches Feuerchen. Herr Jaksch legte Hut und Oberrock ab; dann begab er sich in das Schlafzimmer, wo er seine großen und plumpen Füße von den beengenden Stiefeletten befreite und in bequeme Hausschuhe von zartem gelben Leder schlüpfen ließ. Hierauf entledigte er sich seines Jacketts und zog einen ganz neuen Schlafrock an, der vorne an der Brust blau ausgeschlagen war. Auch die Krawatte entfernte er und knüpfte, nachdem er eine Kerze vor dem Toilettespiegel angezündet hatte, ein buntes Seidentuch um den Hals. Er sah nun, wie er fand, ganz malerisch — und vor allem für seine Jahre sehr wohlerhalten aus. Der Scheitel war allerdings schon so weit gelichtet, daß man, wenn man gerade wollte, von einer Glatze sprechen konnte, dafür aber erschien die Stirn bedeutender, und der unternehmend aufgedrehte Schnurrbart gelangte zu größerer Geltung. Kurz, Herr Jaksch war mit sich ungemein zufrieden. Er warf mit einer Seitenwendung den letzten Blick in den Spiegel, blies das Licht aus und kehrte in das erste Zimmer zurück, wo er sich erwartungsvoll in einem Fauteuil niederließ.

Seine Frau hatte ihn, als er nach dem Essen ins Kaffeehaus ging, ein Stückchen Weges begleitet, und sich dann, um Besuche zu machen, mit dem Versprechen von ihm entfernt, zeitig wieder zu Hause zu sein. Nun, das war nicht der Fall, aber sie dürfte gewiß bald kommen.

Herr Jaksch wartete mit einiger Ungeduld. Er hatte sich auf diesen Abend ganz besonders gefreut. Es war ihm nämlich heute morgen im Bureau vertraulich eröffnet worden, daß er zu Neujahr eine nicht unbedeutende Gehaltsaufbesserung zu erwarten habe. Er hatte diese längst gehoffte Kunde seiner Frau schon bei Tisch mitgeteilt, wollte aber jetzt eine kleine intime Feier dieses frohen Ereignisses veranstalten. An einer

Weinhandlung vorüberkommend, hatte er sich eine Flasche Refosco, davon die Gattin, wie er wußte, nicht ungern einige Tropfen nippte, in Papier wickeln lassen; beim Abendessen, das von der Magd bereits gekocht wurde, sollte sie entkorkt und durch das süße Feuer des Weines eine vertrauliche Schäferstunde eingeleitet werden, nach welcher er um so mehr Verlangen trug, als er lange genug Strohwitwer gewesen. Seine Frau hatte im Sommer zuerst Franzensbad — und dann in einer berühmten Nerven-Heilanstalt eine endlose Kur gebraucht. Bis weit in den Oktober hinein hatte sie sich gezogen — dafür aber auch Wunder gewirkt. Seine Paula war gesund und blühend wie ein junges Mädchen in seine sehnsuchtsvollen Arme zurückgekehrt. Gleichwohl sollte er sich — nach ärztlicher Anordnung — noch immer einer gewissen Enthaltsamkeit befleißigen. Er war bis jetzt nach Möglichkeit folgsam gewesen. Aber heute sollte und mußte ihm endlich voller Lohn werden!

Halb neun! Und noch immer nicht da! Er erhob sich und schritt im Zimmer auf und ab. Dabei fiel ihm ein, daß er, seiner Gewohnheit nach, auch ein Abendblatt gekauft und zu sich gesteckt hatte; im Kaffeehause kam er ja, von einer fixen Billardpartie in Anspruch genommen, nur selten dazu, die Zeitungen näher anzusehen. Er zog es nun aus der Tasche seines Oberrockes, setzte sich nieder und begann, in das volle Licht der Lampe rückend, zu lesen.

Bei der zweiten Seite angekommen, stutzte er und faßte mit gespannter Aufmerksamkeit eine Stelle ins Auge, die ihn besonders zu interessieren schien.

Da ertönte draußen die Klingel — und die Ersehnte trat herein. Sie war in Halbtrauer; denn sie hatte gegen Ende des vorigen Jahres ihren Vater verloren.

Er stürzte auf sie zu, umschloß sie mit den Armen und küßte sie wiederholt.

„So laß mich doch nur erst den Hut weglegen!" rief sie widerstrebend und begab sich in das Schlafzimmer, wo sie auch den

Mantel von den Schultern gleiten ließ. Dann kehrte sie, das Haar an den Schläfen glattstreichend, zurück. Er betrachtete sie mit trunkenem Blick.

Sie sah auch wirklich entzückend aus. Ihr Wuchs war voll, fast üppig geworden. Das früher so fahle Gesicht hatte eine gesunde, bräunliche Farbe angenommen, so daß sie mit ihren roten Lippen und den weitgeschlitzten, dunkel umschatteten Augen einer Kreolin ähnelte.

„Du bist spät gekommen, mein Engel!" sagte er und zog sie, sich setzend, auf seine Kniee.

Sie ließ es gleichgültig geschehen. „Du weißt doch, daß mich Mama nie fortlassen will. Auch war ich ja noch in der Josephstadt. Der Tante geht es nicht gut. — Was neues?" Sie griff nach dem Blatte, das auf dem Tisch lag. Sie pflegte meistens nur die Inserate durchzusehen; das übrige ließ sie sich gern erzählen.

„Neues? Nun ja — eigentlich etwas für dich —"

„Was denn?"

„Es ist jemand gestorben."

„Wer?"

„Nun, der — der — wie heißt er nur gleich? Deine erste Liebe. Na, da lies selbst!" Er wies ihr die Stelle mit dem Finger.

Bei den Worten „deine erste Liebe" war sie errötet. Jetzt las sie, noch immer auf seinem Schoße, über den Tisch gebeugt, folgendes:

„(† Leo Bruchfeld.) Man schreibt uns aus Florenz: Gestern ist hier der österreichische Musiker und Komponist Dr. Leo Bruchfeld nach kurzer Krankheit gestorben. Seit zwei Jahren schon weilte er in unserer Stadt, um in fast gänzlicher Zurückgezogenheit an einer größeren Tondichtung zu arbeiten, die sich auch unter dem Titel „Requiem der Liebe" in seinem Nachlasse vorgefunden hat."

Die von der Redaktion beigefügte biographische Skizze las sie nicht mehr. Sie hatte sich erhoben und war jetzt so blaß,

daß in ihrem Antlitz das bläuliche Geflecht der Adern zum Vorschein kam.

„Mein Gott! Paula!" rief er erschrocken. „Wie töricht von mir, daß ich dich aufmerksam gemacht —"

„Es ist nichts", sagte sie, und fuhr langsam mit der Hand über die Stirn.

„O doch! Es hat dich sehr ergriffen. Hast du ihn denn wirklich — —? Schau, ich war auf so viele eifersüchtig — aber auf den niemals."

„Es war auch nichts." Sie wendete sich ab.

Die Magd trat ins Zimmer, um den Tisch zu decken, während sich Paula auf das Sofa niederließ und in Gedanken vor sich hinblickte.

„Was für ein Dummkopf war ich," sagte Herr Jaksch zu sich selbst, „daß ich das Blatt nicht sofort versteckt habe. Nun ist alles verdorben."

Sie setzten sich zu Tisch. Paula legte ihm von den Speisen vor.

„Und du?" fragte er.

„Du weißt doch, daß ich abends nicht esse."

Sie nahm übrigens eine Kleinigkeit auf ihren Teller und kostete davon.

Er entkorkte die Flasche.

„Refosco", sagte er.

Sie reichte ihm das Spitzgläschen hin. Er goß ein und sie trank.

Allmählich fing ihr Gesicht zu glühen an ....

* * *

Des Nachts merkte er, daß sie nicht schlafe, obgleich sie ganz ruhig neben ihm lag.

„Du schläfst nicht?" flüsterte er.

„Laß mich."

* * *

Am Morgen war sie wie gewöhnlich zu Bette geblieben, während er im Nebenzimmer gefrühstückt hatte und nun, zum Gange in sein Bureau bereit, an ihre Seite trat.

„Paula! Mein schönes, mein göttliches Weib!" Er bog sich zu ihr hinab und liebkoste sie. Sie ließ es geschehen und hielt ihm die Hand zum Abschied hin.

Als er fort war, verweilte sie eine Zeitlang regungslos mit geschlossenen Lidern. Dann erhob sie sich, wusch sich und kämmte vor dem Spiegel ihr langes, volles Haar, in welchem schon einige Silberfäden schimmerten.

Als sie vollständig angekleidet war, trat sie an ein Fenster und blickte durch die Scheiben. Dann setzte sie den Hut auf, nahm den Mantel um und verließ, nachdem sie der Magd mit ruhiger Stimme einige Befehle erteilt hatte, die Wohnung. Ihr Antlitz sah heute wieder etwas blutlos aus, so daß es eine leichte gelbliche Färbung zeigte. Mit gesenkten Wimpern schritt sie langsam die Treppe hinab, verließ das Haus und wendete sich nach rechts.

Dort, wo einst Bruchfeld gestanden, stand ein sehr vornehm-aussehender Herr. Er war nicht mehr jung, aber keineswegs alt und wies in Haltung und Miene jene weltmännische Sicherheit, welche die Frauen besonders anzieht. Sein etwas verschleierter Blick leuchtete auf, als er sie kommen sah.

Sie lächelte ihm entgegen .....



Doktor Trojan.



Vorwort des Herausgebers.

Den „Doktor Trojan" hat Saar, wie er am 5. Sept. 1896 seinem Verleger meldet, in den letzten drei Wochen an demselben Orte geschrieben, wo er spielt, nämlich in Raitz. Die Novelle war ursprünglich für die zweite Auflage der „Schicksale" bestimmt, die um eine neue Erzählung vermehrt werden sollte. Sie ist zuerst im Feuilleton der „Neuen Freien Presse" am 24., 25., 26. und 29. September 1896 (Nr. 11525—7 und 11530) in vier Abschnitten erschienen. Auf diesem ersten Druck beruht auch der spätere Abdruck in „Vita's Novellenschatz" (Band 25, Seite 3—45 [1901]), der nur wenig Änderungen aufweist. Einer genaueren Durchsicht hat der Dichter die Novelle für die „Nachklänge" (1899, Seite 135—186) unterzogen. Sie spielt nun nicht mehr in N . . . . oder N . . . (was freilich auch ein Druckfehler sein kann), sondern in R . . . . oder R . . ., womit Raitz deutlich bezeichnet ist; und aus den vier Abschnitten sind zwei geworden. Daß der, der niemals Blut fließen sehen konnte und nie zu bewegen war, das Messer in die Hand zu nehmen, zuletzt nach einer rostigen Sichel greift, um sich selber zu töten, und sich dabei als ungeübten und ungeschickten Operateur erweist, war in den beiden ersten Drucken ausdrücklich gesagt; jetzt wird es dem Feingefühl des Lesers überlassen. — Die Novelle ist von Frau Dr. Laiblinger ins Polnische übersetzt worden.



I.

Ich war zum erstenmal auf der Herrschaft R.... eingetroffen. Man hatte mir im Schlosse eine ganz allerliebste kleine Wohnung vorbereitet: als Schreibzimmer ein helles Turmgemach mit weiter Rundsicht; nebenan, etwas tiefer gelegen, einen bequemen Schlafraum, dessen Fenster von wildem Wein halb umsponnen und überdies von einem mächtigen Baumwipfel des Parkes beschattet waren. Da hatte ich denn, wonach ich mich gesehnt: ein behagliches, stimmungsvolles ländliches Heim, vollständige Freiheit und Muße. Und so konnte und wollte ich — das war auch der Wunsch meiner gräflichen Wirte — sofort an die Arbeit gehen. Ich musterte daher fürs erste das Handwerkszeug. Aber so sehr ich in jeder anderen Hinsicht aufs trefflichste versorgt war: gerade da blieb einiges zu wünschen. Ich fand nämlich violette Tinte vor, gegen deren Gebrauch ich eine entschiedene Abneigung hatte; die Stahlfedern erwiesen sich als zu spitz, und auch das Papier war nicht meine gewohnte Sorte — zudem, wie es mir schien, nicht in genügender Bogenanzahl vorhanden. Aber dem war ja leicht abzuhelfen. Unten im Ort mußte doch irgend ein Kaufmann oder Krämer sein, der derlei Gegenstände führte. Mit eigentlich ganz ungerechtfertigter Hast machte ich mich sogleich auf den Weg. Und richtig: kaum auf dem öden, von hüttenartigen Baulichkeiten

umrahmten Marktplatze angekommen, in dessen Mitte der übliche Gänseteich prunkte, erblickte ich schon einen dürftigen Laden mit den Emblemen Merkurs, und über der Eingangstür eine verwitterte Tafel: N. Nezbada, Gemischte Warenhandlung.

Als ich eintrat, stand der Eigentümer, breit und hochschulterig, über den Ladentisch gebeugt und sprach mit einem auffallend hageren Manne, der unweit von ihm aus einer, Porzellanpfeife rauchend, an einem mit Erbsen gefüllten Sack lehnte.

Herr Nezbada brach sofort die Unterhaltung ab und fragte sehr unterwürfig, womit er dienen könne. Während er nun das Verlangte aus einem entlegenen, verstaubten Fach hervorsuchte, betrachtete ich den Mann am Erbsensacke näher. Obgleich er weder Helm noch Rüstung trug, sondern einen defekten Strohhut und einen höchst fadenscheinigen Sommeranzug, mahnte er, fast skelettartig mager, wie er war, mit seinem bräunlich gelben, vertrockneten Gesicht und dem nach aufwärts gedrehten Schnurrbart an die gang und gäben Bildnisse des Junkers aus der Mancha. Nur die Habichtsnase fehlte. Die seine, dünn und lang, war vielmehr merkwürdigerweise nach einwärts gebogen und verlief dann, allmählich breiter werdend, in ein wagrecht vorstehendes Ende, das sich wie ein Entenschnabel ausnahm.

Der Kaufherr legte mir jetzt Papier und Federn zur Auswahl vor. „Belieben wohl aus dem Schlosse zu sein?“ forschte er in singendem Mährisch-Deutsch. „Habe Sie, wenn ich nicht irre, heute morgen dort einfahren gesehen.“ Und da ich bejahend nickte, fragte er, ob ich mich länger hier aufzuhalten gedenke, was ihm jedenfalls höchst angenehm sein würde.

„Nun, ich glaube den Sommer über —“

„Das wird den Herrn nicht gereuen“, warf jetzt der Mann am Erbsensacke mit einem schrillen, seltsam fistelnden Diskant ein, indem er die Pfeife aus dem Mund nahm und sie, gleichsam beteuernd, hoch in die Luft hielt. „Das werden Sie nicht

bereuen, mein Herr! Denn unsere Gegend ist ganz einzig in ihrer Art. Eine Vereinigung des Lieblichen mit dem Wildromantischen. Und dabei eine erquickende, nervenstählende Luft, wie in der Schweiz!"

Er wurde in dieser begeisterten Lobrede, die sich um so seltsamer anhörte, als er dazu ein weinerliches Gesicht machte, von einem kleinen, barfüßigen Mädchen unterbrochen, das durch die Tür hereingespäht und sich ihm mit verlegener Hast genähert hatte. Er neigte sich zu dem Kinde hinab, das ihm einige mir unverständliche slawische Worte sagte, worauf er gewährend nickte und, höflich vor mir den Hut lüftend, mit der Kleinen den Laden verließ.

„Wer war denn das?" fragte ich Herrn Nezbada, der inzwischen auch ein Fläschchen „Alizarin" aufgestöbert hatte und sich nun anschickte, meine Einkäufe sorglich zu verpacken. Er hielt in seiner Beschäftigung inne, stemmte die großen Hände auf den Ladentisch und, sich weit vornüber neigend, sagte er feierlich: „Das war Doktor Trojan."

„Doktor?" erwiderte ich zweifelnd, denn der Mann sah gar nicht danach aus — weit eher wie ein Amts- oder Wirtschaftsschreiber. „Doch nicht Arzt?"

„Gewiß, gewiß", bekräftigte der Kaufherr noch feierlicher. „A r z t — und was für einer! Obgleich er" — hier dämpfte er die Stimme zu geheimnisvollem Flüstern — „nicht wirklicher Doktor ist. Aber er versteht mehr, als mancher Professor. Der Herr Chefarzt Wanka hält große Stücke auf ihn."

„Der Herr Chefarzt Wanka . . . .?"

Herr Nezbada, der sich wieder an die Arbeit gemacht hatte, sah mich erstaunt an. „Den kennen Sie nicht? Den berühmten Naturforscher?"

Ich hatte von dieser Zelebrität in der Tat keine Ahnung. Aber ich ließ das auf sich beruhen, zahlte meine Rechnung und nahm das Paket auf, welches jetzt ganz zierlich vor mir lag.

„Darf ich es vielleicht ins Schloß senden?“ fragte Herr Nezbada dienstbeflissen.

„Danke, es ist ja nicht weit.“ Damit empfahl ich mich, von seinen Bücklingen bis zur Tür geleitet.

* * *

Als ich jedoch mittags an der gräflichen Tafel saß, kam das Gespräch sehr bald auf Doktor Wanka. Und dabei erkannte ich, daß ich mich doch ein wenig zu schämen hätte. Denn der Mann hatte sich, wie ich jetzt erfuhr, um die Durchforschung ausgedehnter Höhlengebiete, welche schon vor zwei Jahrhunderten in der Umgegend entdeckt, aber wenig beachtet worden waren, sehr verdient gemacht. Von einigen Bergleuten unterstützt, oft mit Lebensgefahr, hatte er den Umfang der mächtigen diluvialen Räume in allen ihren Verzweigungen ermittelt und dabei höchst merkwürdige Funde zutage gefördert, welche erwiesen, daß die Höhlen nicht bloß vorweltlichen Tiergeschlechtern, sondern auch prähistorischen Menschen zum Aufenthalt gedient. Die Abhandlungen, die er über die wichtigsten dieser Funde veröffentlicht, mußten seinen Namen in wissenschaftlichen Kreisen längst bekannt gemacht haben; er selbst aber war seit einer Reihe von Jahren damit beschäftigt, das ganze Material zu einer übersichtlichen Sammlung zu ordnen, welche fürs erste in der Landeshauptstadt und später auch in Wien zur allgemeinen Schau gelangen sollte. Mir jedoch wurde dringend empfohlen, sie ohne Säumen gleich an Ort und Stelle in Augenschein zu nehmen, was mir um so bequemer geboten wäre, als ja Doktor Wanka in einem Nebengebäude des Schlosses wohne.

Da ich ohnehin die Absicht hatte, bei einigen Persönlichkeiten Artigkeitsbesuche abzustatten, so fand ich mich schon am nächsten Tage dort ein und wurde von einem gebrechlichen alten Herrn empfangen, dessen Augen wie erloschen aussahen,

aber im Laufe des Gespräches immer heller und lebhafter aufleuchteten. Er führte mich sehr zuvorkommend in das weitläufige Gemach, das seine Sammlung enthielt, und ich war erstaunt über die Fülle und Mannigfaltigkeit des Vorhandenen. Vom schlichten Kalk- und Glimmerstück bis zum abenteuerlichsten Tropfsteingebilde hatte man die geologische Entwickelung ungemessener Zeiträume vor Augen, während von der kleinsten mikroskopischen Versteinerung bis zu sorgfältig wiederhergestellten Skeletten riesiger Höhlenbären alle Tierarten vertreten waren, welche in jenen dunklen Verborgenheiten gelebt hatten; selbst die augenlose Zwergfauna der Gegenwart, in Spiritus gesetzt, fehlte nicht. Am anregendsten aber erwiesen sich die menschlichen Fossilien, interessante Schädel- und Knochenreste, sowie die Überbleibsel einer vorgeschichtlichen Kultur: Waffen, Gerätschaften und Schmuckgegenstände, alles, trotz primitivster Einfachheit, durch Adel und Zierlichkeit der Form überraschend.

Als ich dem Doktor meine Bewunderung aussprach, erwiderte er: „Ja, es war die Aufgabe meines Lebens, und nunmehr ist sie erfüllt. Schon als junger Mann, da ich — noch vom Großvater unseres Grafen — als Fabrik- und Werkarzt hier angestellt wurde, habe ich sie begonnen. Im Anfang ging es freilich sehr langsam; denn ich hatte wenig freie Zeit, und nur in großen Zwischenpausen konnte ich Einfahrten in die Höhlen unternehmen. Mehr und mehr aber wurde ich von der Herrschaft in meinen Forschungen unterstützt — und schließlich erhielt ich die Sinekure eines Chefarztes, deren ich mich noch heute erfreue. So konnte ich mich nun der Sache fast ausschließlich widmen, freilich auf Kosten meines ursprünglichen Berufes, den ich schon seit langem nur mehr in gewissen Notfällen ausübe. Mein Nachfolger im eigentlichen Dienste, Doktor Hulesch, ist ganz ausgezeichnet, besonders als Chirurg, und mit der Ortsbevölkerung habe ich nichts zu schaffen."

„Die hat also ihren eigenen Arzt?" fragte ich.

„Ja, und nicht gerade den schlechtesten. Man hat auf dem Lande, zumal in früherer Zeit, immer ganz tüchtige Ärzte gefunden. Freilich nur Empiriker, wie es damals überhaupt um die Theorie nicht so glänzend bestellt war, wie heutzutage. Ein solcher Praktiker war hier auch der alte Trojan, mit welchem ich, so lange er noch lebte, auf dem freundschaftlichsten Fuße gestanden. Er besaß zwar nur das sogenannte Magister-Diplom, war aber ein vortrefflicher Therapeut, und seine Diagnosen, welche für jene Zeit geradezu genial genannt werden konnten, erwiesen sich fast immer untrüglich. Wie oft hab' ich ihn selbst in verzweifelten Fällen zu Rate gezogen! Und diese Eigenschaften sind auch zum Teil auf seinen Sohn übergegangen, wiewohl er die Hoffnungen, die sein Vater auf ihn gesetzt, nicht erfüllt hat."

„Ich habe ihn gestern zufällig kennen gelernt", sagte ich

„So? Wo denn?"

„Bei dem Kaufmann Nezbada."

„Ach ja, dort hält er gern Rast nach seinen ärztlichen Gängen, die ihn oft stundenweit vom Ort abführen. In jenem Gewölbe pflegt man ihn auch aufzusuchen, denn zu Hause kann er niemanden empfangen. Ein seltsamer Kauz, der sich in der Jugend verbummelt und nicht einmal das Diplom seines Vaters erworben hat. Und das ist schade. Bei gehöriger Ausbildung wäre er, meiner Überzeugung nach, eine hervorragende medizinische Kapazität geworden, während er jetzt, trotz ausgesprochener Begabung und sehr anerkennungswerter Heilerfolge bei internen Krankheiten, Gefahr läuft, früher oder später als Kurpfuscher behandelt zu werden."

Wir wurden in diesem Augenblick durch das Erscheinen der Damen des Hauses unterbrochen. Die Gemahlin des Doktors war eine stattliche, trotz ihrer Jahre noch immer schöne Frau; die Tochter ganz dem Vater nachgeraten: unansehnlich von Gestalt, aber klug blickend und interessant von Angesicht. Das Gespräch nahm nunmehr eine Wendung ins

allgemeine, und es dauerte nicht lange, so kam Doktor Hulesch, ein älterer, robuster Mann, der in seinem Äußeren an Karl Vogt erinnerte. Wie sich zeigte, hatte er sich eingefunden, um seinem Chef ärztlichen Wochenbericht zu erstatten; ich ergriff daher diese Gelegenheit, um mich zu verabschieden.

Als ich später mit einigen Briefen, die ich selbst aufgeben wollte, zur Post ging, sah ich den Arzt der Gemeinde, aus seiner Porzellanpfeife rauchend und einen Knotenstock in der Hand, eilig über den Platz schreiten. Bei einer zufälligen Kopfwendung erblickte er auch mich und nahm, aus der Entfernung grüßend, den zerknitterten Strohhut ab.

* * *

Was „Doktor Trojan" zum Preise der Gegend vorgebracht, bewahrheitete sich vollständig, und bald hatte ich sie, teils zu Pferd und Wagen, teils auf einsamen Gängen, in ihrer abwechslungsvollen Schönheit nach allen Richtungen hin kennen gelernt. Nur auf den „Hořic" war ich noch nicht gelangt, obgleich ich diese ausgedehnte Hochfläche mit ihren steilen, dicht bewaldeten Abhängen beständig vor Augen sah; denn sie lag, eine halbe Wegstunde entfernt, dem Schlosse gerade gegenüber. Eines Morgens jedoch, da ich mich zur Arbeit nicht recht gestimmt fühlte, beschloß ich hinaufzuwandern, um die Aussicht zu genießen, die sich dort oben ganz überraschend eröffnen sollte. Es war im Juli, und der Tag drohte sehr heiß zu werden. Schon vor acht, als ich auf dem trockenen Gras der Raine quer durch die Felder schritt, brannte die Sonne drückend auf meinen Scheitel nieder. Endlich hatte ich den Waldrand erreicht — und damit auch Schatten, Kühlung. Doch jetzt begann erst auf schmalem Pfade der Anstieg, der immer beschwerlicher wurde, bis ich zuletzt auf förmliches Klettern angewiesen war, so daß ich schon bedauerte, nicht den Umweg auf einem bequemeren, in weitem Bogen nach aufwärts führenden Fahr-

geleise eingeschlagen zu haben. Aber schon wurde zwischen den Fichtenstämmen blauer Himmel sichtbar — und bald stand ich mit einem letzten kräftigen Schwunge, von köstlicher Luft angeweht, vor einem leicht wallenden, schnittreifen Ährenmeere. Weithin dehnte es sich, nur unterbrochen von einem langgestreckten Dörfchen, das mit seinen Strohdächern wie weltvergessen dalag. Und nun entdeckte ich auch, schräg seitwärts, den herrschaftlichen Hof, dessen Pächter, wie man mir gesagt hatte, eine kleine Gastwirtschaft unterhielt. Dorthin schritt ich nun, um fürs erste ein Frühstück einzunehmen. Hart an der Hofmauer ragte eine hohe, breitwipfelige Buche auf, in deren Schatten ein Tisch mit zwei Bänken stand. Ein Mann und ein kleiner Knabe saßen daran. Als ich näher kam, erhob sich der Mann, und ich erkannte, daß es Trojan war, der mir nun barhäuptig entgegenschritt; Hut und Pfeife lagen neben einem vollen Bierglase auf dem Tisch.

„Verirren Sie sich auch einmal da herauf!" sagte er mit einer Verbeugung und sichtlich erfreut. Dabei aber nahm sein Gesicht seltsamerweise wieder einen weinerlichen Ausdruck an, so zwar, daß seine nach einwärts gebogene Nase fast gänzlich verschwand und nur der Entenschnabel übrig blieb, was sehr komisch aussah.

„Es hat lange gedauert," erwiderte ich, „bis ich dazu kam, obgleich mir diese Höhe ganz besonders angerühmt wurde. Der Weg ist übrigens recht anstrengend."

„Dafür wird man aber auch reichlich belohnt!" Er breitete die langen Arme aus und drehte sich sacht um die eigene Achse. „Sehen Sie nur, was man da alles vor Augen hat! Dort liegt Brünn." Er wies mit der Hand, die dürr und vertrocknet war wie eine Vogelklaue, nach einer durchsonnten Dunstmasse am fernsten Horizont. „Und die Ortschaften mit ihren Kirchtürmen rings im Kreise! Die Schlangenwindungen des Flusses! Die Wiesen, Weiler und Gehöfte! Wie auf einer Generalstabskarte. Da sieht man erst, wie groß die Welt ist! — Aber

Sie sind müde und werden sich setzen wollen. Hoffentlich verschmähen Sie nicht, dort am Tische Platz zu nehmen. Hinter dem Hause gibt's auch ein Gärtchen. Doch hier ist der Blick freier — und es weht eine so erquickende Luft . . ." Er strich mit der Hand über die schmale, durchfurchte Stirn, die sich, stark nach rückwärts geneigt, unter kurzgeschorenen, bereits leicht ergrauten Haaren weit fortsetzte.

Wir ließen uns nieder, und ich betrachtete jetzt den Knaben, der seine großen, hellen Augen forschend auf mich gerichtet hielt. Ich hatte kaum jemals ein schöneres Kind gesehen. Das volle, runde Gesicht wies den slawischen Typus in jugendlicher Zartheit und Weichheit. Die breite, an den Flügeln leicht geschwellte Nase, der blühende Mund waren aufs feinste modelliert; der ganze Kopf aber hob sich mit dem kräftigen Hälschen sonnengebräunt und wie von innen rosig durchleuchtet von dem ärmlichen, fahlen Flickwerk ab, mit welchem der Kleine höchst notdürftig bekleidet war.

Trojan bemerkte mein Wohlgefallen. „Nicht wahr, ein wunderschöner Knabe", sagte er. „Man kann es schon vor ihm aussprechen, denn er versteht kein Deutsch. Das ganze Ebenbild seiner Mutter, eines armen Weibes, das ich hier oben behandle. Ein sehr schwerer Abdominaltyphus. Aber wir werden sie schon wieder gesund machen. Nicht wahr, Honziček? Da, trink auf die Gesundheit deiner Mutter!" Und mit einem liebreichen Blick schob er dem Kleinen das volle Glas zu, das dieser mit beiden Händchen erfaßte, an die Lippen führte und mit so gierigem Wohlbehagen trank, daß ihm dabei das Wasser in die Augen stieg.

„Halt! Halt!" rief Trojan, indem er ihm das Glas behutsam vom Munde weg und aus den umklammernden Fingern zog. „Der kleine Kerl leert es mir auf einen Zug! Willst du ein Saufaus werden, wie dein Herr Papa? — Sie müssen wissen," wandte er sich an mich, „daß sein Vater einer der ärgsten Lumpe ist, die es gibt. Unzählige Male wegen Wilddieberei

und sonstiger Frevel abgestraft, ist er seit seiner letzten Haft spurlos aus der Gegend verschwunden, und der Teufel weiß, wo er sich jetzt herumtreibt. Sein Weib hat er mit dem da in einem elenden Verschlag, der früher als Ziegenstall gedient, hier oben zurückgelassen. Eigentlich war's ein Glück für sie, denn sie hatte den Faulenzer, der in letzter Zeit die Hand nur mehr zu Schlechtigkeiten rührte, ganz und gar erhalten müssen, während er obendrein die Hälfte ihres kargen Tagelohns in Schnaps aufgehen ließ. Nun konnte sie sich wenigstens mit ihrem Kinde satt essen. Aber die beständige Müh' und Plage! Die Feldarbeit will ich damit nicht gemeint haben; denn die ist naturgemäß und daher dem Menschen zuträglich, wenn es auch Schweiß setzt. Aber im Herbst und Winter, wenn der Nordwind über die Höhe fegt und weithin der Schnee liegt! Tagtäglich beim Morgengrauen hinunter in die Zuckerfabrik — oder wo es sonst gerade Beschäftigung gibt! Spät abends wieder herauf — und dabei nichts anderes im Leibe, als Brot und schlechte Kartoffeln: da kann man schon den Abdominaltyphus bekommen. Aber wir werden sie aufbringen! Werden sie aufbringen!"

„Daran zweifle ich nicht," sagte ich, „denn nach allem, was ich von Doktor Wanka über Sie gehört —."

„Er hat also von mir gesprochen!" rief er mit sichtlich befriedigtem Stolze und vor Freude errötend, wobei sich jedoch sein Gesicht ausnahm, wie das eines Menschen, der in bittere Tränen ausbrechen will. „Ich weiß, daß er mich anerkennt; und so werden Sie mein Selbstvertrauen nicht als Unbescheidenheit auslegen. Ich habe ja eine reiche Erfahrung und darf behaupten, daß ich jede Krankheit gewissermaßen schon im Keime erkenne und ihren weiteren Verlauf mit Sicherheit voraussehe — wenn ich auch, wie Sie wohl wissen dürften, kein Doktorexamen gemacht habe."

„Ja, ich weiß," erwiderte ich, „und ich kann mich nur wundern, daß Sie nicht bestrebt waren..."

Diese Bemerkung war ihm offenbar höchst peinlich, aber sonderbarerweise verzog sich sein Antlitz zu einem kindisch-greisenhaften Lächeln.

„Ja, es ist auch höchst merkwürdig", sagte er, indem er sich auf der Bank herumwarf und einen Arm in die Luft streckte. „Ich hatte die längste Zeit keine Ahnung davon, daß ich zum Arzte geboren war, obgleich ich täglich mit Augen sah, wie mein Vater seinem Berufe nachging, und er mir oft genug sagte, ich müsse einmal sein Nachfolger werden. Darauf hörte ich gar nicht und lebte wie Hans der Träumer in den Tag hinein. Auch hatte ich keinen Lernkopf. Aus Büchern konnte ich nur sehr schwer etwas in mich aufnehmen. Daher war mir auch der Schulbesuch ein Greuel; am liebsten strich ich in Wald und Flur herum. So kam ich denn nur mit knapper Not durch das Gymnasium zu Olmütz, wohin man mich zu Verwandten in die Kost gegeben hatte. Und in Wien, wo ich auf Befehl meines Vaters den medizinischen Studien obliegen sollte, regte sich mit einmal auch der Teufel der Vergnügungssucht und des Leichtsinns in mir. Das dortige flotte Leben behagte mir weit mehr als die Kollegien. Die Vorträge am Krankenbett zogen mich zwar an, aber doch nicht genug; auch waren sie selten. Und nebenher gab es eine Menge Disziplinen, wo es zu ‚büffeln' galt — dazu war ich, wie gesagt, nicht fähig. Und als ich den ersten Schnitt in das Fleisch einer Leiche tun sollte, erfaßte mich solch ein Grauen, daß ich auf und davon lief und den Sezier-saal nie wieder betrat. Nun war es natürlich ex. Was weiter folgte, damit will ich Sie verschonen; Sie würden nichts Gutes zu hören bekommen."

„Fahren Sie nur fort," sagte ich; „es interessiert mich ja sehr."

„Wozu soll ich Ihnen all die Einzelheiten erzählen?" entgegnete er, jene Erinnerungen gewissermaßen von sich selbst abwehrend. „Wozu? Nur so viel will ich Ihnen in Kürze sagen, daß ich von meinem Vater, der sich um seine schönste

Lebenshoffnung betrogen sah, im ersten Zorn verstoßen wurde, dies und jenes versuchte und mich dabei ein paar Jahre in immer schlechterer Gesellschaft herumtrieb, bis ich eines Tages wie der verlorene Sohn in der Bibel zurückkehrte — und auch wie dieser wieder aufgenommen wurde. Denn mein Vater war inzwischen ganz vereinsamt durch den Tod meiner Schwester, die ihm die Wirtschaft geführt hatte. Sie starb, wie einst meine Mutter, nur in früheren Jahren, an der Schwindsucht. Auch mein Vater hatte zu kränkeln begonnen, dabei wurde sein Augenlicht schwächer und schwächer, und so war er schließlich froh, jemanden um sich zu haben. Ich konnte ihm bei Bereitung der Arzeneien — Apotheke war und ist ja keine im Ort — an die Hand gehen; vor allem aber mußte ich ihm vorlesen. Denn er ließ sich, so weit er's erschwingen konnte, die neuesten Fachwerke kommen und hielt medizinische Wochenschriften. Da aber ereignete sich das Wunderbare! Beim Vorlesen — werden Sie es glauben? — fiel es mir plötzlich wie Schuppen von den Augen. Alles, was da gedruckt stand, war mir so verständlich, so faßlich, als wär' ich seit jeher Arzt gewesen! Es war mir nicht bloß verständlich: ich fühlte mich auch im Innersten davon gepackt, und mit einer wahren Gier verschlang ich nunmehr die ganze Bibliothek meines Vaters, obgleich es mir war, als hätt' ich das alles längst gewußt. Ist das nicht merkwürdig?! Ist das nicht merkwürdig?!" Er blickte mit einem weinerlichen Gesicht gen Himmel.

„Gewiß", versetzte ich. „Aber es ließe sich wohl durch die Gesetze der Vererbung erklären — etwa durch jene geheimnisvoll wirkende Kraft, welche jemand das Gedächtnis der Materie genannt hat."

„Gedächtnis der Materie", wiederholte er rasch. „Sehr gut! Gehirneindrücke, die sich von Individuum auf Individuum fortpflanzen. So mußte es gewesen sein! Mein Vater war ganz erstaunt über meine plötzlichen medizinischen Kenntnisse und über die Aussprüche, die ich tat. Als er im Verlauf lang-

jährigen Siechtums bettlägerig wurde, ließ er sich durch mich bei den Patienten vertreten. Anfänglich mußte ich ihm eingehende Berichte erstatten; späterhin aber hörte er gar nicht mehr darauf und sagte: laß es nur sein, du verstehst es ja ohnehin besser als ich."

„Und wenn dem so war," warf ich ein, „konnten Sie denn, da Ihnen, wie man im Leben zu sagen pflegt, endlich der Knopf aufgegangen war, nicht die Versäumnisse Ihrer Jugend einbringen? Nachträgliche Prüfungen ablegen?"

Er rückte unruhig hin und her. „Nein, nein," sagte er mit einem seltsamen Grinsen, das sich wie ein freudiges ausnahm, „dazu war es zu spät. Ich hatte ja das Normalalter längst überschritten. Und um irgendwelche Prüfungen ablegen zu können, hätte ich zum wenigsten einen chirurgischen Kurs nachholen müssen. Das aber wäre mir unmöglich gewesen, denn mein Abscheu vor dem Schneiden ins Fleisch war und blieb unüberwindlich. Ich kann noch heute kein Instrument in die Hand nehmen."

„Das ist allerdings seltsam — und wohl auch ein Mangel."

„Ein Mangel? Wieso ein Mangel!?" rief er heftig, indem er mir einen fast drohenden Blick zuwarf.

Ich sah ihn betreten an. „Nun, ich meine, daß derlei Kenntnisse doch unerläßlich sind für jemanden, der als Arzt — —"

„Unerläßlich! Unerläßlich!" wiederholte er mit einer Art Hohn. „Anatomische Kenntnisse sind allerdings notwendig, aber die kann man sich aufs gründlichste aus jedem guten Atlas verschaffen. Wozu wären sonst bildliche Werke da? Man braucht nicht erst Kadaver zu zerstücken. Das ist etwas für die eigentlichen Anatomen, wie Hyrtl und Rokitansky — oder für Physiologen, wie Brücke. Oppolzer und Skoda haben niemals eine Lanzette berührt, das überließen sie den Chirurgen, den Schuhs und Pithas. Sie waren eben I n t e r n i s t e n. Und auch ich bin kein Bader, der die Leute schröpft oder ihnen zur Ader läßt. Wer das verlangt, muß zum herrschaft-

lichen Kurschmied gehen, der auch im Zahnreißen große Geschicklichkeit besitzt. Meine Sache ist es, zu erkennen und festzustellen, ob in diesem oder jenem Falle ein operativer Eingriff notwendig wird — und dann wende ich mich an Doktor Hulesch, der als gewesener Militärarzt in dieser Hinsicht sehr tüchtig ist."

Ich erwiderte nichts. Ich hatte ihn da, das erkannte ich, an einer höchst empfindlichen Stelle getroffen und verspürte durchaus kein Verlangen, mich mit einem erregten Manne in weitere Kontroversen einzulassen.

Er merkte meine Verstimmung und fuhr, den schrillen Ton seiner Stimme mildernd, fort: „Verzeihen Sie, mein Herr! Ich bin heftig, ja vielleicht unhöflich geworden. Aber sehen Sie, dieses Thema bringt mich leicht in Harnisch. Ich habe mich bei ähnlichen Diskussionen schon einmal mit Doktor Hulesch gründlich überworfen. Denn der erblickt im „Schneiden" das Heil der Menschheit. Er ist eben ein fanatischer Bewunderer und Anhänger Billroths. Bei aller Hochschätzung dieses genialen Mannes und seiner erstaunlichen Leistungen muß ich doch sagen, daß er die Medizin ganz unter die Herrschaft des Messers zu bringen droht. Er selbst hat ja ganz gewiß den richtigen Blick dafür, ob und wann eine Operation notwendig ist; auch wird er ja meistens nur da zu Rate gezogen, wo es sich um ein Aut Aut handelt. Aber für seine Schüler gibt es keine sonstige Therapie mehr; den alten, kostbaren Pflanzen-Arzeneischatz verachten sie ganz und gar. Es sind ungeduldige Leute, sie wollen der Natur vorgreifen und tun ihr Gewalt an. Aber natura non facit saltus — und auch der Arzt darf keine Sprünge machen. Wenn auch in manchen Fällen für den Augenblick ein überraschender Erfolg erzielt wird: die üblen Folgen hinken nach, und meistens ist über den Patienten das Todesurteil gesprochen worden — wenn es sich auch erst nach einem Jahre vollzog."

Was er da aussprach, hatte ich schon aus dem Munde an-

derer, nicht gerade unbedeutender Ärzte vernommen. Aber ich mochte nun einmal dieses Gespräch nicht fortsetzen und sagte daher bloß: „Als Laie, lieber Doktor, kann ich über diesen Gegenstand keine Meinung äußern. Auch wollte ich ja mit meiner früheren Bemerkung nur ausdrücken, wie sehr es zu bedauern ist, daß gerade Sie, mit Ihrer Begabung, nicht jene Stellung erreicht haben —"

„Stellung!" unterbrach er mich, den Kopf zurückwerfend. „O, ich bin ganz zufrieden mit meiner Stellung, die durchaus nicht so unbedeutend ist, wie sie Ihnen vielleicht erscheint. Zu einem Landarzte, wie er sein soll und muß, sind Eigenschaften erforderlich, welche die Stadtärzte nicht immer besitzen. Fürs erste: selbstlose Hingebung an seinen Beruf. Dann ein untrüglicher Blick — gewissermaßen die Gabe der Divination. Denn wenn die Erscheinungen nicht ganz deutlich zutage liegen — durch Fragen ist aus unseren Kranken nichts herauszubringen; sie wissen gar oft nicht einmal anzugeben, an welcher Stelle sie eigentlich Schmerzen haben. Ganz im Gegensatz zu den Kranken in der Stadt, davon die meisten ihren Zustand in wohlgefügter Rede auseinander zu setzen wissen. Da braucht man also bloß Ohren zu haben. Und dann die Behandlung! In der Stadt kann man leicht verordnen: Halten Sie sich warm! Gehen Sie nicht aus! Genießen Sie dieses oder jenes! Brauchen Sie Karlsbad! Und so weiter. Wie kann man das hier, wo Not und Elend zu Hause — und selbst die wenigen Besitzenden in allem und jedem beschränkt sind? Da heißt es, das Individuum und seine Lebensverhältnisse gründlich erfassen und das Verfahren danach einrichten. Man darf nicht bloß verordnen: man muß auch pflegen — und in vielen Fällen auch ernähren, damit der Patient nicht etwa Hungers stirbt. Ja, mein verehrter Herr, man muß auf dem Lande nicht bloß Arzt, sondern auch Samaritaner sein!"

Bei dieser Rede war seine fistelnde Stimme tiefer, klangvoller geworden, und seine kleinen, dunkelbraunen Augen leuch-

teten in einem eigentümlichen Glanze. Sein hageres Gesicht sah jetzt wie verklärt aus.

„Gewiß, ein schönes, ein segensvolles Wirken," sagte ich, unwillkürlich ergriffen.

„Das ist es auch, mein Herr! Und ich bin stolz darauf, wiewohl ich mit meiner Praxis kaum das nackte Leben herausschlage. Aber ich habe keine Bedürfnisse. Ich kuriere um die Suppe. Ja, um die Suppe, mein Herr! Wenn mir davon ein Teller beschert ist — und ein bißchen Bier" — er deutete nach dem Glase — „und Tabak für meine Pfeife" — er langte mit beiden Händen wie liebkosend nach ihr — „dann bin ich auch vollständig zufrieden. Und das ist auch der Unterschied zwischen mir und anderen Ärzten. Die meisten wollen nur verdienen. Freilich sind sie auch darauf angewiesen; denn nicht jeder steht so frei und ledig da wie ich. Aber die sogenannten Spezialisten, das sind Geldraffer. Schon mit ihren Ordinationsstunden häufen sie Reichtümer. Und je rascher, je besser. Kaum besehen, auch schon erledigt. Und wer nicht zahlen kann, mag zusehen, wie er gesund wird. Kein Geld, keine Schweizer. Da bin ich ganz anders geartet. Gerade die Ärmsten behandle ich am liebsten, und je entfernter vom Orte sie wohnen, desto angenehmer ist es mir. Ich habe dann bei meinen Gängen einen unbezahlbaren Genuß. Zu jeder Jahreszeit einen anderen. Im Frühling die Blütenpracht und den Gesang der Vögel, im Sommer die wogenden Felder und harzduftenden Wälder, im Herbst die wallenden Nebel, die sanften, goldigen Farben, im Winter die schweigende Schneelandschaft. Daher ist es mir, von der Zeitersparnis abgesehen, gar nicht recht, wenn mir jemand irgend ein Gefährt schickt; denn ich habe gesunde Beine und hohe Schmierstiefel, die jedem Wetter trotzen."

„Sie sind ein großer Naturfreund!"

„Der bin ich, und beneide die Herren Stadtärzte nicht, die in dumpfen, menschenvollen Gassen von Haus zu Haus

fahren. Auch um ihre Prachtwohnungen mit den eleganten Wartezimmern, wo Albums und illustrierte Zeitschriften auf den Tischen liegen, beneide ich sie nicht — obgleich ich eigentlich nicht einmal ein Heim habe."

Ich sah ihn an.

„Sie blicken erstaunt? Es ist so. Sehen Sie, mein Vater besaß hier ein kleines Anwesen. In seinen letzten Lebensjahren überredete ihn jemand, sich in ein Unternehmen einzulassen, das auf Erschließung eines Kohlenbergwerks gegründet war. Die Sache schlug vollständig fehl, und das ganze Eigentum meines Vaters kam unter den Hammer. Aber der Käufer hatte Pietät genug, den alten kranken Mann nicht aus dem Hause zu weisen, und beließ ihn bis zu seinem Ende darin. Auch mir räumte er dann ein kleines Hinterstübchen ein, wo ich zur Not schlafen kann; im übrigen benütze ich es nur als Laboratorium, da ich fast alle Arzeneien selbst bereite. Es fehlt mir also gewissermaßen sogar an einer Wohnung — und doch bin ich zufrieden — und, wie schon gesagt, stolz auf meinen Beruf."

Er hatte sich bei diesen Worten erhoben, setzte seinen Hut auf und griff nach Stock und Pfeife.

„Komm, Honzíček," sagte er, „es ist Zeit, daß wir nach der Mutter sehen. Leben Sie wohl, mein Herr! Es war mir ein besonderes Vergnügen, Sie hier oben getroffen zu haben." Er machte eine würdevolle, fast herablassende Verbeugung und entfernte sich, den Kopf in den Nacken geworfen, mit weit ausgreifenden Schritten, so daß sich der Kleine, den er an der Hand gefaßt hatte, in Lauf setzen mußte, um ihm zur Seite zu bleiben.

Gedankenvoll blickte ich dem wunderlichen Manne nach, dessen Geist bei allen Infirmitäten kein gewöhnlicher war — in dessen Brust ein edles Herz schlug. Unwillkürlich kam mir Doktor Wankas Äußerung in den Sinn, daß er Gefahr laufe, früher oder später als Kurpfuscher behandelt zu werden. Und alles, was ich da aus seinem Munde gehört, noch einmal

erwägend, nahm es mich eigentlich wunder, daß man bis jetzt an seinen mangelhaften Kenntnissen keinen Anstoß genommen. Es zeugte jedenfalls von dem Wohlwollen der beiden Ärzte, in deren unmittelbarer Nähe er lebte, von den patriarchalischen Zuständen, welche an diesem Orte noch herrschten . . . . .

Nun war er mit dem Knaben in der Nähe des Dörfchens aus dem Gesicht verschwunden. Eine Weile blieb ich noch sitzen, den Blick in endlose Ferne gerichtet; dann trat ich den Heimweg an.

* * *

Meine Absicht, den ganzen Sommer hier zuzubringen, erfüllte sich nicht. Schon in den ersten Tagen des August erhielt ich Nachrichten, welche mich zur raschen Abreise zwangen. Mit Trojan war ich nicht mehr zusammengetroffen. Nur ganz flüchtig hatte ich ihn noch einmal gesehen. Ich fuhr im Wagen an ihm vorüber, und es schien mir, als habe er absichtlich auf die Seite geblickt.

II.

Fast acht Jahre hatten verstreichen müssen, eh' ich zum zweiten Male nach R... kam. Aber wie überrascht war ich, als ich, den Bahnhof verlassend, dem Orte zufuhr. Er war kaum mehr zu erkennen, so sehr hatte er sich inzwischen erweitert und verschönert. Gleich am Eingang erblickte ich eine öffentliche Anlage mit einer Anzahl weiß gestrichener Bänke unter schattenden Akazien. Und in der Hauptstraße, wo man früher oft im Kote stecken geblieben, wohlgepflasterte Bürgersteige und fast durchgehends neue Häuser. Die meisten allerdings nur aus einem Erdgeschoß bestehend, aber solid und in modernem Geschmack gebaut. Auch neue Läden fielen mir ins Auge. Darunter ein sehr stattlicher mit der Aufschrift in großen Goldlettern: L e k a r n a — A p o t h e k e. Und nicht

weit davon, auf der anderen Seite, zeigte sich am Tor eines hübschen Hauses, gleichfalls in tschechischer und deutscher Sprache, eine Tafel: Der gesamten Heilkunde Doktor W. Srp. Ordiniert von 2—4 Uhr Nachmittag. Und wie sah jetzt der Platz aus! Ein abgezirkeltes Viereck, umgeben von ganz vornehmen Baulichkeiten. Der Gänseteich war allerdings noch vorhanden, aber er hatte eine zierliche gußeiserne Umfassung erhalten, zudem schoß aus seinem Wasser der Strahl eines Springbrunnens in die Luft. Gerade gegenüber erhob sich ein sehr stattliches Gebäude mit zwei Stockwerken und ausspringenden Erkern; über dem Tor war weithin zu lesen: Radnice — Rathaus. Die Hälfte des Erdgeschosses jedoch nahm ein großer Kaufmannsladen ein, über welchem ohne weitere Bezeichnung die Firma prangte: A. Brazda. Hinter zwei hellen Schaufenstern erblickte man in verlockender Anordnung Kolonialwaren, Südfrüchte, Delikatessen; des weiteren: Herren- und Damenkonfektion. Kurz, ein ausgebreitetes Geschäft von großstädtischem Anstrich; das unscheinbare Gewölbe des Herrn Nezbada war samt dem Hause, wo es bestanden, von der Bildfläche verschwunden. Fortschritt! Überall Fortschritt! So dachte ich, während ich nun in das Schloß einfuhr. Dort hatte sich freilich nichts verändert; nur die gräflichen Kinder waren bedeutend herangewachsen. Infolgedessen fanden sich auch zwei Erzieherinnen und ein Hofmeister vor. Der letztere benützte meine ehemalige Wohnung, ich wurde also jetzt in dem Gebäude untergebracht, welches Doktor Wanka inne gehabt. Dieser war in Pension getreten und mit seiner Familie nach der Landeshauptstadt übergesiedelt. Die Hälfte des weitläufigen Hauses hatte man dem Doktor Hulesch eingeräumt, der als hartnäckiger Junggeselle sich mit einer Wirtschafterin behalf. Er war also nunmehr mein unmittelbarer Nachbar, und gleich bei dem ersten Besuche, den ich ihm abstattete, erkundigte ich mich nach Trojan. Ich hatte seiner im Laufe der Jahre immer weniger gedacht — und

ihn schließlich ganz und gar vergessen. Erst bei meinem Wiedereinzug war er mir durch den Anblick der ärztlichen Aushängetafel in Erinnerung gebracht worden .....

„Sie fragen nach Trojan", erwiderte Hulesch. „Der arme Teufel hat ein höchst trauriges Ende genommen. Aber haben Sie ihn denn gekannt?"

„Gewiß. Ich hatte sogar einmal mit ihm ein längeres Gespräch, das mir den Mann ganz merkwürdig erscheinen ließ."

„Das war er; aber auch gewissermaßen prädestiniert zu dem Schicksal, das ihn getroffen. Da Sie Anteil zu nehmen scheinen, will ich Ihnen den Hergang in Kürze erzählen."

* * *

„Wie ich als Arzt selbst zugestehen muß, war er zu unserem Berufe in ganz seltener Weise veranlagt. Aber seine Ausbildung war ungenügend; er hatte eben nichts wirklich gelernt, und chirurgische Kenntnisse besaß er gar keine. Er war in dieser Hinsicht mit einer Idiosynkrasie behaftet: er konnte kein Blut fließen sehen und wich selbst dem Anblick eines ärztlichen Messers aus. Das mochte nun hingehen; denn ich war in einschlägigen Fällen immer zur Hand. Aber wie alle Autodidakten betrachtete er seine Mängel als Vorzüge und suchte aus der Not eine Tugend zu machen. Von der Behauptung ausgehend, daß man der Natur nicht vorgreifen dürfe, hielt er operative Eingriffe in der Regel für überflüssig, ja schädlich, und behandelte gewisse nach außen tretende Übel mit unzulänglichen Mitteln — oft so lange, daß die äußerste Gefahr im Verzuge erschien, wenn er endlich meine Hilfe in Anspruch nahm. Infolgedessen hielt ich es für meine Pflicht, ihm wiederholt und zuletzt sehr eindringlich vorzustellen, welch schwere Verantwortung er da auf sich lade, und daß ein solches Vergehen für ihn selbst die übelsten Folgen nach sich ziehen würde. Das machte ihn jedoch nur noch starrsinniger, erbitterte ihn, und nunmehr hielt er mich im stillen

für seinen Feind. Wie sehr mit Unrecht, brauche ich wohl nicht erst zu sagen. Ich schätzte ihn vielmehr, so wie Doktor Wanka, der mit seinem Vater befreundet gewesen, aufrichtig der Verdienste willen, die er sich um die Gemeinde erwarb, indem er in wahrhaft selbstloser, aufopfernder Weise die ärmsten und hilflosesten Kranken behandelte, denen er schon durch sein bloßes Erscheinen Trost, Linderung — und oft genug auch Heilung brachte. Aber es erwuchsen ihm im Laufe der Jahre zwei wirkliche Feinde — ein kleinerer und ein großer. Das kam nun so.

Schon während Ihres ersten Aufenthaltes hatte sich hier, wenn auch noch unmerklich, der Geist der Zeit zu regen begonnen. Man nahm eingewurzelte Übelstände wahr und trachtete, zweckmäßige Neuerungen einzuführen; man suchte sich auszubreiten und begann zu bauen, zu verschönern. Dazu kam, daß die günstige Lage des Ortes zwei industrielle Unternehmungen anzog, welche, von der Landeshauptstadt ausgehend, an den Flußufern ihren Sitz aufschlugen. Da kamen denn die Direktoren mit einer Anzahl von Beamten und Werkmeistern, ganz abgesehen von den Arbeitern, welche von allen Seiten zuströmten und sich zum Teil auch hier niederließen. So wurden in der Folge auch allerlei unternehmende Geschäftsleute und Handwerker hierher gezogen — kurz: unser früher so unbeachtetes, stilles R... entwickelte sich zu der immerhin ganz ansehnlichen Bedeutung, wie Sie es jetzt werden gefunden haben. Daß unter solchen Umständen auch ein Arzt und ein Apotheker nicht lange ausblieben, werden Sie begreiflich finden. Der letztere wurde von mir mit Freude begrüßt. Denn eine Hausapotheke kann doch nur mit dem Notwendigsten versehen sein; seltenere und kostspieligere Medikamente mußten immer durch einen Boten aus dem nächsten Städtchen beschafft werden, und so war ich froh, dieser Last und Sorge enthoben zu sein. Nicht so Trojan, der alle seine zumeist sehr einfachen Arzneien selbst bereitete und an Fordernde verkaufte. Denn es entging ihm nun ein gut Teil seiner hauptsächlichsten Einnahms-

quelle, da man doch lieber in die stattliche Apotheke ging, als in sein enges, düsteres Laboratorium, woselbst es aussah, wie in einer Hexenküche. Da er aber sehr geringe Preise machte, so blieben ihm doch noch so viele Kunden, daß der andere Grund hatte, über Gewerbebeeinträchtigung zu klagen, und auch bei der Gemeinde ein Verbot auf unbefugten Arzneiverkauf erwirkte. Da sich aber Trojan nicht darum kümmerte, lag er in beständigem Hader mit dem Pharmazeuten, der endlich mit einer gerichtlichen Anzeige drohte. Was nun den Arzt betraf, so suchte sich dieser vorerst zu orientieren; er verhielt sich zuwartend, ja er trachtete sogar klugerweise, sich auf guten Fuß mit dem vorgefundenen Berufsgenossen zu setzen. Wäre nun dieser auf halbem Wege entgegengekommen, so hätte sich eine, schon durch die gewandelten Verhältnisse bedingte und beide befriedigende Arbeitsteilung herausbilden können. Trojan aber kehrte gegen den Doktor Srp seinen ganzen inneren Hochmut heraus. Nicht genug, daß er sich bei zufälligen Begegnungen mit abweisender Schroffheit benahm, er unterzog auch die ärztliche Tätigkeit des Eindringlings — wie er ihn nannte — einer schonungslosen Kritik, indem er behauptete, daß dieser Protomedikus soviel wie nichts verstehe, und daß man ihn bald mit Schimpf und Schande aus dem Ort jagen würde. Diese Äußerungen kamen natürlich dem Srp zu Ohren, und obgleich dieser — unter uns gesagt — in der Tat nicht viel mehr Kenntnisse besaß, als man eben bei oberflächlich und notdürftig zurückgelegtem Studiengange erwirbt, so hatte er doch sein Doktordiplom in der Tasche und mußte sich aufs tödlichste beleidigt fühlen. Überhaupt nicht sehr gutmütig von Natur, beschloß er, sich zu rächen, nur auf eine Gelegenheit wartend, die es ihm möglich machen würde, mit seinem, einstweilen noch verborgenen Hasse hervorzutreten. Diese Gelegenheit ergab sich auch in nicht allzulanger Frist. Ein Kind, das Trojan an einer Halsentzündung behandelte, war über Nacht gestorben. Srp, der auch das Amt eines

Distriktsarztes versah, hatte die Totenbeschau vorzunehmen und fand, daß das Kind der Diphtheritis erlegen sei. Der Fall war also nicht erkannt, infolgedessen die Anzeige nicht erstattet und somit die Gefahr heraufbeschworen worden, daß der verderblichen Seuche, von welcher die Gemeinde bis jetzt so ziemlich verschont geblieben, Tür und Tor geöffnet werde. Und einmal im Zuge, setzte sich der Mann auch gleich hin und erstattete einen fulminanten Bericht an seine vorgesetzte Behörde, worin er besonders hervorhob, daß Trojan den ärztlichen Beruf ausübe, ohne die erforderlichen Studien gemacht zu haben. Nun hatte es sich um jene Zeit getroffen, daß ein neuer Bezirkshauptmann an die Spitze der Geschäfte getreten war, der es für seine Pflicht hielt, in jeder Hinsicht radikal zu Werke zu gehen. Er zeigte sich sehr entrüstet über den Vorfall und trat den Akt sofort an das Gericht ab. Trojan wurde also dorthin vorgefordert. Der unbefangene Richter jedoch, dem das langjährige Wirken des Beschuldigten bekannt war, fällte um so mehr ein freisprechendes Urteil, als der eigentliche Inkulpationspunkt nicht mehr vollständig nachzuweisen war. Zugleich aber schärfte er Trojan ein, daß er sich von nun ab der Ausübung ärztlicher Tätigkeit ein für allemal zu enthalten habe, wenn er nicht unfehlbar der vollen Strenge des Gesetzes, das heißt den auf Kurpfuscherei gesetzten Strafen verfallen wolle.

Außer sich vor Aufregung kehrte Trojan hierher zurück, wo er sich ohne Verzug zu Doktor Wanka begab, diesen beschwörend, mit Aufbietung aller seiner Autorität für ihn den Rekurs zu ergreifen. Der alte Herr konnte natürlich auf diese sinn- und zwecklose Zumutung nicht eingehen; er sagte vielmehr: ‚Lieber Freund, was Sie da getroffen, habe ich leider vorausgesehen. Ich wußte, daß es nicht anders kommen könne, sobald sich ein Arzt in der Gemeinde niederläßt. Ergeben Sie sich daher in Ihr Schicksal, das in keiner Weise zu ändern ist — und welches Sie, wie Sie sich werden eingestehen müssen, in Ihrer Jugend selbst heraufbeschworen. Seien Sie also

vernünftig und ergreifen Sie einen anderen Beruf. Es wird Ihnen zwar schwer fallen, sich in den Wechsel zu finden, aber noch ist es nicht zu spät.' — ‚Einen anderen Beruf!' hohnlachte Trojan. ‚Und welchen, wenn ich fragen darf?' ‚Nun,' erwiderte Wanka, ‚ich bin nicht ohne Einfluß auf die Herrschaft, es wird mir gelingen, Ihnen bei den zahlreichen Betrieben irgend einen Kanzleiposten zu verschaffen.' ‚Einen Kanzleiposten!?' schrie Trojan. ‚O, ich danke! Zum Schreiber bin ich nicht geschaffen. Ich werde fortfahren, meinen Beruf als Berufener auszuüben — allen Gerichten zu Trotz — und wenn es sein muß, werde ich als Märtyrer dafür sterben!" Damit sprang er auf und stürzte fort, den wohlmeinenden Gönner, der wohl einsah, daß dem Ärmsten nicht zu helfen sei, in peinlichster Verlegenheit zurücklassend.

Und er fuhr wirklich fort, Kranke zu behandeln, wenn diese auch immer seltener seine Hilfe in Anspruch nahmen. Denn der Vorfall hatte begreiflicherweise Aufsehen erregt. Es kam zu lebhaftem Meinungsaustausch — und schließlich senkte sich die Wagschale zu Gunsten Crps, der ja ein wirklicher Doktor war und überdies zur extremen tschechischen Partei hielt, welche im Gemeinwesen allmählich die Oberhand gewonnen hatte. Aus ihr ging jetzt auch ein neuer Bürgermeister hervor, ein sehr wohlhabender Mann, der es um so mehr unter seiner Würde hielt, für den Kurpfuscher einzustehen, als dieser eigentlich ein Deutscher war, wenn er auch seit jeher eine vollständig neutrale Haltung bewahrt hatte. So schwand denn Trojan mehr und mehr aus der Achtung und auch aus der Beachtung seiner Mitbürger, wodurch er in immer größere Notlage geriet, die für ihn um so drückender wurde, als er jetzt gewissermaßen auch für eine Familie zu sorgen hatte. Er war nämlich in heftiger Liebe zu einer armen Tagelöhnerin entbrannt, welche, von einem nichtswürdigen Manne verlassen, mit ihrem Söhnchen auf dem Hokic lebte. Sie war schwer erkrankt gewesen, und Trojan hatte sie behandelt. Die Arme

genas, aber es blieb ein Schwächezustand zurück, der nur durch Schonung und kräftige Ernährung nach und nach zu beheben war. Trojan sorgte für sie und ihren Knaben, wie er nur konnte, und er würde sie gewiß auch geheiratet haben, wenn der Gatte, der sich irgendwo in der Fremde herumtrieb, nicht noch am Leben gewesen wäre. Aber er war zu ihr in intime Beziehungen getreten, und die wenigen, welche ihm noch nahe standen, konnten sich nicht genug verwundern über das Unmaß von Leidenschaft, die ihn beherrschte. Diesem Umstande mochte es zuzuschreiben sein, daß er seinen Kranken gegenüber nicht mehr die frühere Sorgfalt an den Tag legte. Er zeigte sich auffallend zerstreut und vergaß oft, die notwendigsten Anordnungen zu treffen. Es war daher nur natürlich, daß man sich fast ausschließlich dem Doktor Srp zuwandte, der, nachdem er jetzt genügendes Beweismaterial in Händen hatte, sofort wieder eine gehässige Anzeige erstattete. Das Gericht mußte nun einschreiten, wenn es auch fürs erstemal nur eine Geldstrafe verhängte. Aus Eigenem hätte Trojan den Betrag nicht erschwingen können; aber *ein* Freund war ihm unerschütterlich treu geblieben: der Kaufmann Nezbada, den Sie vielleicht ebenfalls gekannt haben dürften. Dieser half ihm aus der Not, obgleich er im Laufe der Zeit selbst sehr heruntergekommen war. Das große Geschäft, das der Sohn des Bürgermeisters, welcher früher bei einem auswärtigen Handlungshause bedienstet gewesen, auf dem Platze eröffnet hatte, tat dem seinen großen Abbruch; gewagte Konkurrenzmittel, auf die er verfiel, hatten nur zur Folge, daß er Konkurs anmelden mußte und mit dem Rest seiner Habe auswanderte, um ein weiteres Fortkommen zu finden. Mit ihm verlor Trojan den letzten Halt, und als eine neue Anzeige wider ihn einlief, wurde er zu einer Gefängnishaft von vierzehn Tagen verurteilt. Der Aufenthalt in dem licht- und luftlosen Arrestlokal, wo er sich mit Dieben und Landstreichern zusammengepfercht fand, hatte die entsetzlichste Wirkung: er war halb tot, als er in Freiheit gesetzt wurde. In

diesem jammervollen Zustande suchte ihn Doktor Wanka auf, versorgte ihn mit dem Nötigsten und beschwor ihn, dieser unmöglichen Lebensführung durch Annahme des kleinen Postens, den er ihm mittlerweile in dem Bureau des gräflichen Hüttenwerkes erwirkt habe, ein Ende zu machen. Noch einmal bäumte sich der Unselige dagegen auf, aber schließlich nahm er, im Innersten gebrochen, den Vorschlag an. Die Beamtenschaft des Hüttenwerkes erzählt noch heute von dem tragisch-komischen Eindruck, den das Erscheinen und die Amtstätigkeit des neuen Kollegen hervorgebracht. Wie viele Bogen Papier er verdorben, eh' er auch nur die kleinste schriftliche Arbeit fertig gestellt, und wie viele Fehler und Irrungen auch diese noch aufgewiesen habe. Endlich rührte er keine Feder mehr an, brütete verzweiflungsvoll vor sich hin, bis er eines Tages gar nicht mehr erschien.

Auch aus dem Ort war er verschwunden. Da ihn niemand vermißte, geriet er bald in Vergessenheit. Später vernahm man, daß er mit seiner Geliebten, die nun wieder in Taglohn gehe, auf dem Hokic lebe, die Kranken des Dörfchens behandle und Arzeneimittel verkaufe. Auch ärztliche Streifzüge unternehme er, weit in die Umgegend hinein, nach einsam liegenden Gehöften und Hegerhäusern. Von dem allen mußte wohl auch Doktor Srp Kunde erhalten haben; aber es schien, daß er in seiner Rache gesättigt sei, denn er ließ ihn nunmehr vollkommen unbehelligt.

So war beiläufig ein Vierteljahr vergangen, als ich mich eines Tages — im Oktober — einer dringenden Angelegenheit wegen nach Brünn begeben mußte. Mit dem Abendzuge zurückgekehrt, wollt' ich mir's gerade bequem machen, als draußen heftig die Klingel gezogen wurde und gleich darauf die Magd eintrat mit der Meldung, Trojan stehe vor der Tür und begehre dringend, mich zu sprechen. Und eh' ich noch Bescheid erteilen konnte, trat er schon selbst ins Zimmer. Bleich wie der Tod, vom Regen durchnäßt, bis an die Kniee mit Kot bespritzt,

den unteren Teil der Beinkleider und das Schuhwerk halb in Fetzen.

‚Mein Gott, wie sehen Sie aus!‘ rief ich. ‚Woher kommen Sie? Was wollen Sie?‘

Er konnte kaum atmen vor Erschöpfung. ‚Um des Himmels willen,‘ keuchte er, ‚begeben Sie sich mit mir auf den Hokic! Es ist dort jemand sehr gefährlich krank.‘

Eine Ahnung durchzuckte mich. ‚Gefährlich krank? Ein Mann — oder eine Frau?‘

‚Eine Frau‘, stieß er hervor. ‚Aber ich beschwöre Sie, kommen Sie ohne Verzug mit mir! Und nehmen Sie Ihre Instrumente mit, es dürfte eine Operation notwendig sein.‘

Ich schwieg einen Augenblick. ‚Nun, es soll geschehen. Es trifft sich gut, daß meine Pferde heute vollkommen ausgeruht sind. Aber setzen Sie sich doch! Sie können sich ja kaum auf den Füßen halten.‘

Er nahm Platz, aber trotz seiner Hinfälligkeit trieb ihn die innere Unruhe, wieder aufzustehen.

Ich hatte die Magd zu meinem Kutscher befohlen, und es dauerte nicht lange, so fuhr der Wagen vor.

Wir stiegen ein. ‚Wo ist denn Ihr Hut?‘ fragte ich.

‚Den hab' ich unterwegs verloren‘, erwiderte er zähneklappernd. Er hatte nichts am Leibe, als ein dünnes Röckchen, und ich ließ ihm eine Pferdedecke reichen, auf daß er sich einhülle; denn wir saßen in nur halb gedecktem Wagen, und die Nacht war kalt und windig.

Im Anfang ging es rasch vorwärts; aber die Windungen des Fahrgeleises, das die Höhe hinanführte, waren nur im Schritt zurückzulegen. Er bebte vor Ungeduld.

Endlich waren wir droben. Das Geleise setzte sich notdürftig bis zum Dorfe fort, wo wir ausstiegen, und nun traten wir bald in eine baufällige Hütte, deren Tür uns von einem alten, kaum bekleideten Mann geöffnet wurde. Trojan faßte mich am Arm und zog mich durch die Dunkelheit, die im Eingang

herrschte, nach einem kleinen, fensterlosen Gelaß, das von dem qualmenden Dochte eines offenen Lämpchens matt erhellt war. An der Wand, in einem elenden Bette, lag ein junges, blondhaariges Weib, wie es schien, bewußtlos, ein Tuch um den Hals gewunden. Am Fuße des Bettes kauerte der Knabe, er schlief so fest, daß er bei unserem Erscheinen nicht erwachte.

‚Da sehen Sie —‘ flüsterte Trojan, indem er das Tuch vom Halse der Kranken löste, ‚sehen Sie — —‘

Ich beugte mich hinab. Ein großes, brandiges Geschwür in der Nackengegend war mir sofort ins Auge gefallen. ‚Mein Gott,‘ rief ich, näher hinsehend, ‚das ist ja ein Anthrax! Was ist denn da noch zu machen! Es ist bereits Pyämie eingetreten — die Ärmste liegt ja schon in den letzten Zügen . . . .‘

‚Ach nein — nein‘, lallte er, und verzog das Gesicht zu einer lustigen Fratze, wie er merkwürdigerweise immer tat, wenn er schmerzlich bewegt war.

Aber ich hatte recht gesehen. Mit einem leichten Seufzer hauchte das Weib, dessen außerordentliche Schönheit mir trotz der krankhaften Entstellung auffiel, den Geist aus. Der Kopf sank zur Brust hinab.

Er mußte das gleich mir wahrgenommen haben. Aber er sagte: ‚Also jetzt rasch — sonst ist es zu spät!‘

‚Es ist zu spät‘, erwiderte ich erstaunt. ‚Sie ist ja tot.‘

Er starrte, die Augen verglast, mit einem blödsinnigen Lächeln vor sich hin. ‚Ach nein, nein, Herr, sie ist nicht tot. Nicht wahr, Antscha — Anuschka, du bist nicht tot!?‘ Er faßte liebkosend ihre Hand, mußte sich aber, um nicht umzusinken, an das Kopfende des Bettes lehnen.

Ich wußte nicht, was ich ihm sagen, was ich beginnen sollte, und ließ mich schweigend auf die Kante eines alten Stuhles nieder, auf dem ein schadhafter Wasserkrug stand.

So verstrichen mehrere Minuten, und es wurde so still im Zimmer, daß man die Atemzüge des noch immer schlafenden Knaben vernahm.

Endlich richtete sich Trojan auf; seine Züge waren ernst geworden. Er trat mir einen Schritt entgegen und fragte mit tonloser, aber ruhiger Stimme: ‚Sie ist also wirklich tot?‘

‚Gewiß. Sie können sich ja doch selbst überzeugen —‘

Er kehrte zu dem Bette zurück, beugte sich nieder und legte die Hand auf die Brust des Weibes. ‚Ja, sie ist tot‘, sagte er fast gleichgültig.

Ich war von diesem Benehmen aufs höchste überrascht — und doch froh, ihn gefaßter zu finden, als ich gefürchtet hatte. ‚Geschehenes läßt sich nicht ändern. Das ist alles, was ich Ihnen in diesem Augenblick zu sagen vermag. Aber ich möchte Ihnen raten, jetzt hier nicht allein zu bleiben. Sie haben gewiß irgend jemand . . .‘

‚Nein, nein‘, erwiderte er, den Kopf schüttelnd. ‚Wir haben niemanden. Aber seien Sie unbesorgt. Ich werde bei meiner Kranken wachen — das heißt, bei meiner Toten.‘

Ich sah, wie es ihm jetzt die Brust zusammenschnürte, und reichte ihm schweigend die Hand. Er ergriff sie mit seinen beiden und drückte sie. ‚Ich danke Ihnen, verehrter Herr Doktor, daß Sie meinem Rufe gefolgt sind. Es war zu spät! Zu spät!! O wie recht hatten Sie — jetzt und immer! Setzen Sie von dem Todesfall den Herrn Distriktsarzt in Kenntnis.‘

Ich ging, seine weitere Begleitung abwehrend. Draußen an der Hüttentür stand der Alte. Ich suchte ihm einzuschärfen, daß er nicht schlafen gehe und von Zeit zu Zeit bei Trojan nachsehe. Ob er mich verstanden hatte, weiß ich nicht; aber er nickte mit dem Kopfe.

Als ich eben in den Wagen stieg, hörte ich einen langgezogenen, markerschütternden Schrei aus der Hütte dringen. Dann wurde alles still. Ich lauschte. Es regte sich nichts, aber in einer Weile glaubte ich leises Jammern zu vernehmen. Sein Schmerz ist zum Ausbruch gekommen, sagte ich zu mir selbst; vielleicht löst er sich jetzt in Tränen. Und nun fuhr ich von dannen.

Die Nacht war etwas heller geworden, von Zeit zu Zeit

trat der halbe Mond fahl aus den Wolken und warf ein unheimliches Licht auf die Gegend. Dabei lag es mir wie ein Alp auf der Brust. Je länger ich über das Schicksal Trojans nachdachte, desto entsetzlicher schien es mir. Was würde er nun beginnen? Und wie wird sich Srp dazu verhalten, dem unter allen Umständen die Anzeige zu erstatten war? Ich mußte noch heute zu ihm; vielleicht konnte ich das Ärgste verhüten.

Es ging bereits gegen elf, als ich im Ort anlangte. Aber ich sah noch Licht in Srps Wohnung, an der ich vorüber kommen mußte. Ich ließ also halten und begab mich hinauf. Er hatte jedenfalls spät zu Nacht gespeist, denn er saß bei einem Glase Bier und einer Zigarre noch am Eßtisch; seine Frau — er war seit kurzem verheiratet — hatte sich bereits zurückgezogen. Er zeigte sich sehr überrascht von meinem Besuch, bei jedem Wort jedoch, das ich vorbrachte, erkannte ich immer deutlicher, wie unbegründet meine Voraussetzung gewesen, daß er in seiner Rache befriedigt sei. Sein Gesicht verklärte sich förmlich vor Schadenfreude, und schließlich rief er triumphierend aus: ‚Jetzt haben wir den Kerl! Er hat sich in seiner eigenen Schlinge gefangen — und nun muß er ins Kriminal!‘

Ich wollte Vorstellungen erheben, indem ich auf die eigentümliche Tragik des Falles hinwies. Srp aber unterbrach mich: ‚Nein, mein verehrter Herr Kollege! Ein Anthrax, haben Sie gesagt? Den er vernachlässigt — oder eigentlich nicht erkannt hat? Das Weib ist somit von ihm rein hingemordet worden. Sie werden doch einem Mörder nicht das Wort reden wollen?‘

Ich wußte nichts Rechtes zu erwidern; in seinem Ausspruche lag eigentlich die Wahrheit.

‚Ich muß Sie vielmehr bitten,‘ fuhr er fort, ‚mir diesmal bei der Totenbeschau zu assistieren, auf daß von berufener chirurgischer Seite der volle Umfang der Verschuldung an den Tag gestellt werde.‘

Dagegen hätte ich allerdings Einsprache tun können, aber

ich stimmte zu, weil ich vielleicht doch noch im letzten Augenblick zugunsten Trojans einwirken konnte.

So fuhr ich denn am nächsten Morgen mit Srp auf den Hokic. Als wir zur Hütte kamen, fanden wir eine Anzahl von Leuten davor versammelt. Auf der Schwelle saß der Knabe und weinte; neben ihm stand der Alte, der uns stumpfsinnig nach der Kammer wies. Beim Eintritt hatten wir einen schrecklichen Anblick. Neben dem Bette, auf dem blutüberströmten Boden, lag Trojan mit ausgebreiteten Armen. Er hatte sich mit einer rostigen Sichel, die jedenfalls früher seiner Geliebten zum Gebrauch diente und bei näherer Betrachtung einige tiefe Scharten aufwies, das Haupt fast gänzlich vom Rumpfe getrennt . . . . .

Selbst Srp war erschüttert. ‚Es ist furchtbar‘, sagte er mit leichtem Schauder. ‚Gehen wir. Man muß die Obrigkeit verständigen.‘"

* * *

Hulesch schwieg und überließ mich einem gleichfalls stummen Nachsinnen.

„Eigentlich ist es mir doch ganz unbegreiflich," begann ich jetzt, „daß Trojan die Gefahr, in der seine Geliebte schwebte, nicht früher erkannt haben sollte — daß er so lange gezögert —"

„Gewiß. Aber es war nun einmal seine Theorie. Und dann: er hatte ja längst den Kopf verloren. Quem dii perdere volunt, dementant."

„Jedenfalls war hier die Strafe größer als die Schuld. Aber wer weiß, ob es nicht immer so ist! — Und was geschah mit dem Knaben? Hat sich jemand seiner angenommen?"

„Man hat sich seiner angenommen", erwiderte Hulesch, indem er aufstand. „Wenn Sie noch eine kleine Weile verziehen wollen, so können Sie ihn sehen. Aber ich glaube, da ist er schon."

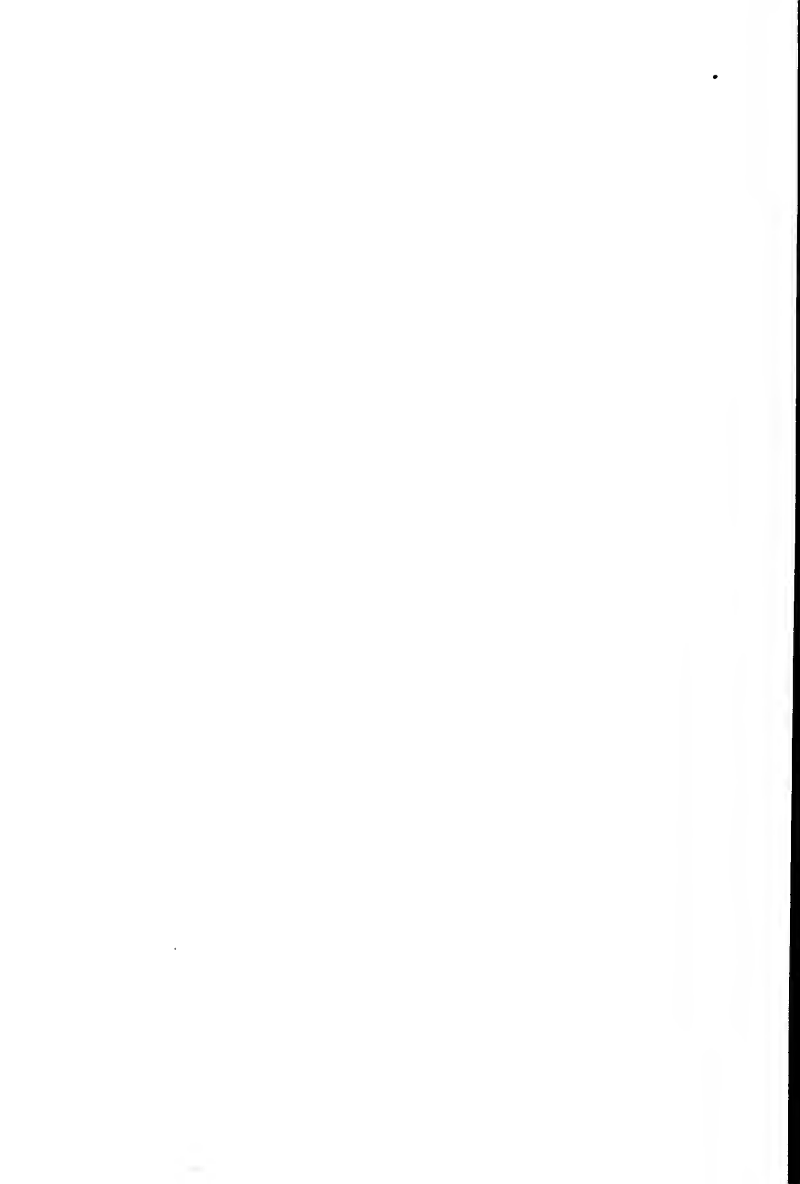
Man hörte einen Wagen langsam heranrollen und vor dem Hause halten.

Hulesch führte mich ans Fenster. „Nun blicken Sie gefälligst hinab und betrachten Sie sich meinen Kutscher."

Es war in der Tat Honziček, nunmehr etwa fünfzehnjährig. Ich hätte ihn freilich nicht wiedererkannt; aber einmal aufmerksam gemacht, fand ich die Züge des Knaben in dem allerdings derberen Gesicht des jugendlichen Rosselenkers wieder. Er saß ganz stramm und vergnügt auf dem Bock, sichtlich stolz auf die silberbordierte Mütze, die ihm vortrefflich stand.

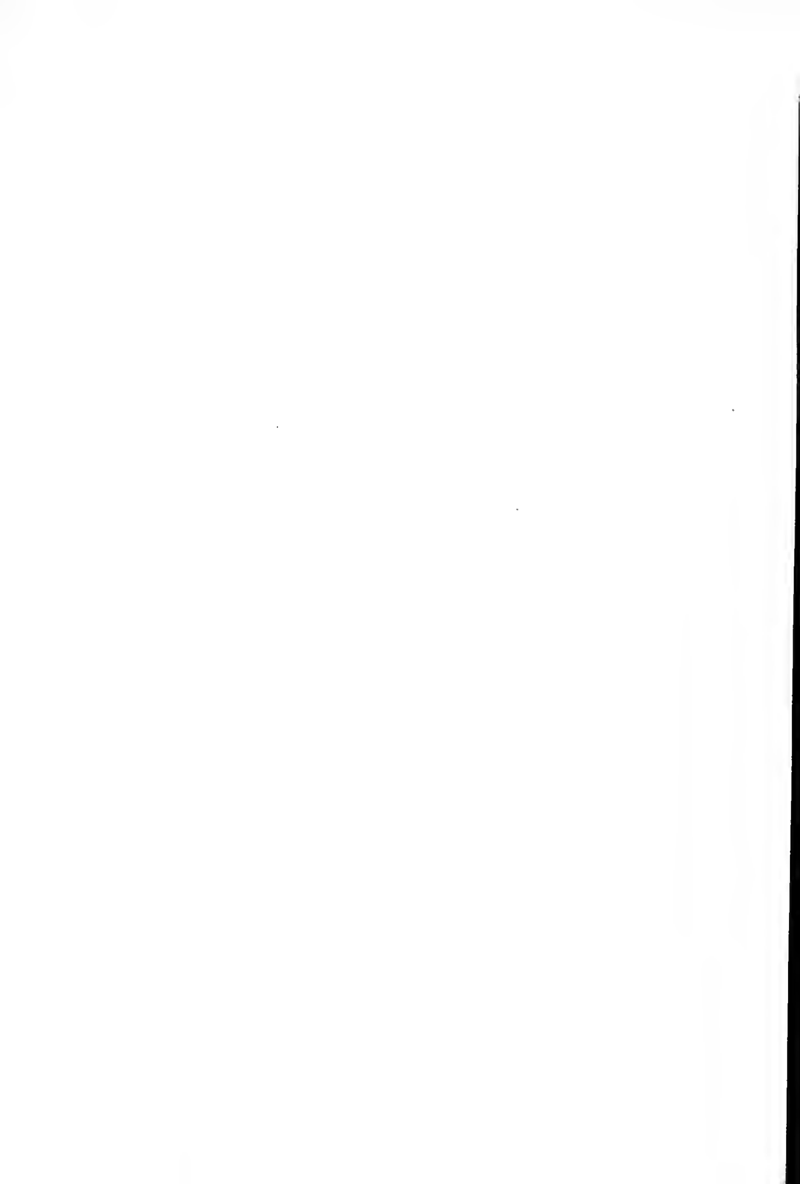
„Der ist versorgt," sagte der Doktor. „Er kann auch noch Karriere machen — und seinerzeit die Herrschaft fahren."

Conte Gasparo.



Vorwort des Herausgebers.

Die Novelle „Conte Gasparo“ wurde von der Wiener Zeitung „Die Reichswehr“ schon vor ihrer Vollendung am 1. November 1896 als demnächst erscheinend angekündigt; sie ist aber in den Spalten dieses Blattes niemals erschienen. Am 10. Januar 1897 bot Saar die erst in den allerletzten Tagen beendete Erzählung von Raitz aus dem Redakteur des Neuen Wiener Tagblattes, Edmund Pötzl, an, der sie bereitwillig annahm und, nachdem sich der Dichter erboten hatte, die Revision mit Aufmerksamkeit zu besorgen, am 3., 4. und 5. Februar 1897 zum Abdruck brachte. Diese erste Fassung liegt auch dem späteren Abdruck in Vitas Novellenschatz (Band 4, Seite 3—40 [1900]) zugrunde, der nur ganz wenige und unbedeutende Varianten aufweist, obwohl der Dichter inzwischen die Novelle für die „Nachklänge“ (1899, Seite 187—234) schon einer genaueren Durchsicht unterzogen und besonders am Schluß den Wiener Dialekt der Hausmeisterin deutlicher hatte hervortreten lassen.



I.

Ich sehe ihn noch vor mir, wie er ins Regiment kam: eine stramme Gestalt über Mittelgröße, knochig, sehnig, mit breiten Schultern und einem wahren Stiernacken, auf welchem ein verhältnismäßig kleiner Kopf saß. Das Gesicht kräftig gefärbt, hervorragende Backenknochen, stark entwickelter Unterkiefer und eine zwar nicht niedrige, aber schmale und zurückweichende Stirn. Ein mächtiger, fuchsroter Schnurrbart verlieh diesem Gesicht ein höchst martialisches Ansehen, bei näherer Betrachtung jedoch erkannte man, daß die Züge, die sich beim Sprechen stets zu einem freundlichen Grinsen zusammenzogen, sehr sanftmütig waren und daß die kleinen vergißmeinnichtblauen Augen ungemein wohlwollend, ja zärtlich blickten. Auch die Stimme des neu angekommenen Hauptmanns hatte durchaus nichts Kriegerisches, Rauhes. Sie klang vielmehr in einem weichen, modulationsfähigen Tenor, der sich besonders im Italienischen sehr angenehm anhörte. Und das Italienische war ja die Muttersprache des Conte Gasparo Nardini, der als letzter Sproß eines verarmten Adelsgeschlechtes im ersten Dezennium dieses Jahrhunderts zu Bologna das Licht der Welt erblickt hatte. Über seinem bisherigen Leben lag ein gewisses Halbdunkel, das selbst der hartnäckigste Vorwitz nicht vollständig aufzuhellen vermochte. Jedenfalls hatte er bereits gegen Ende der dreißiger Jahre als Offizier in einem Kavallerieregimente gedient, aber — wahrscheinlich infolge einer unangenehmen Affäre — seine

Charge quittiert. Hierauf war er in päpstliche Dienste getreten. In welcher Eigenschaft, stand dahin. Soviel aber war gewiß, daß er sich während der italienischen Wirren im Jahre achtundvierzig als Kommandant einer Gendarmerieabteilung um eine sehr hohe österreichische Persönlichkeit in außerordentlicher Weise verdient gemacht. Die Tatsache selbst war nicht recht bekannt; man sprach von Entdeckung und Vereitelung eines mörderischen Anschlages. Wie dem auch gewesen sein mochte: durch Vermittelung jener Persönlichkeit wurde Nardini als Oberleutnant wieder in die Armee übernommen und im Laufe der fünfziger Jahre als Hauptmann in das venezianische Regiment versetzt, bei welchem ich diente.

Der Empfang, den er fand, war in Ansehung des erwähnten Protektors äußerlich weit zuvorkommender, als es sonst, ähnlichen „Einschüben" gegenüber, der Fall zu sein pflegte; im übrigen wartete man ab, wie sich der Ankömmling in seinem Wesen entpuppen würde. Und da zeigte sich denn sofort, daß er nicht etwa, auf jene Beziehungen pochend, hochfahrend und selbstbewußt auftrat, sondern im Gegenteil eine fast übertriebene Bescheidenheit an den Tag legte. Allerdings verstand er vom Infanteriedienst soviel wie gar nichts und mußte in seinen Wirkungskreis erst eingeführt werden, wobei er überdies keine sehr hervorragende Intelligenz verriet. Da er sich aber als liebenswürdiger Vorgesetzter und guter, ehrlicher Kamerad erwies, so erfreute er sich bald allgemeiner Beliebtheit. Außer seiner Gage bezog er von dem hohen Gönner eine intime Zulage, welche dem vermögenslosen Grafen sehr zustatten kam. Dennoch trieb er keinerlei Aufwand; er hatte, wie die meisten Italiener, nur sehr geringe Bedürfnisse, ja er rauchte nicht einmal. Dabei war er keineswegs ein Knauser; bei ihm fand jeder offene Hand, und manchem von uns hatte er wiederholt aus arger Not geholfen. Aber er befand sich oft genug selbst in Geldverlegenheit, was mit einer persönlichen Schwäche im Zusammenhang stehen mochte, welche ihn nach und nach

in Verruf zu bringen drohte. Er wurde nämlich von einem ungewöhnlich starken Hange zum anderen Geschlecht beherrscht, dem er gewissermaßen im allgemeinen, das heißt fast ohne jede Auswahl, sehr augenfällig huldigte. In der kleinen mährischen Stadt, wo wir uns befanden, wurde dies natürlich sehr bald bekannt und man fing an, über den ältlichen Hauptmann zu spötteln, der auf der Straße jeder Schürze nachschmachtete. Zuweilen gab sein Benehmen in dieser Hinsicht auch Ärgernis, und es mußte dahin kommen, daß man ihm eine zwar wohlwollende, aber immerhin ernste Verwarnung zuteil werden ließ. Diese schien auch Wirkung zu tun; Conte Gasparo — so wurde er von uns genannt — schlich eine Zeitlang sehr niedergeschlagen und kleinlaut umher, ohne seine Blicke nach den mehr oder minder verführerischen Schönen zu werfen, welche an ihm vorüberkamen, so daß sich manche von ihnen über diesen plötzlichen Wandel sichtlich verwundert zeigte.

Da aber ereignete sich etwas, das die übelsten Folgen nach sich zu ziehen schien.

In dem Hause, in welchem Nardini wohnte, war eine Rasierstube eröffnet worden. Der Eigentümer, ein verlebt aussehender junger Mensch hatte aus der benachbarten größeren Stadt, wo er sich früher aufgehalten, ein weibliches Wesen mitgebracht, das als seine Frau galt. Diese Person saß zu gewissen Tagesstunden an der Kassa, was dem Geschäft einen höheren Anstrich verleihen — und wohl auch Kunden heranziehen sollte. Denn sie konnte eigentlich für hübsch gelten, hatte ein fein geschnittenes, sehr blasses Gesicht, auffallend reiches nußbraunes Haar und große dunkle Augen. Aber man erkannte bald, wie verblüht sie bereits war und daß sie eine bewegte Vergangenheit hinter sich haben mochte, daher man sie auch nicht weiter beachtete und ihr höchstens beim Kommen und Gehen einige Artigkeiten sagte. Auf Nardini jedoch schien sie Eindruck gemacht zu haben. Er war weit öfter, als es Bart- und Haarwuchs erforderte, in dem Laden anzu-

treffen und benahm sich, wenn er sich vor beobachtendem Blick sicher glaubte, als feuriger Anbeter. Schließlich kam es auch dahin, daß ihm eine Zusammenkunft in seiner Wohnung bewilligt wurde. Nardini hatte seinen Diener weggeschickt und den Eingang abgesperrt. Plötzlich erhob sich draußen heftiges Gepolter. Es war der Gatte, der an die Tür pochte und Einlaß begehrte. Da nicht aufgetan wurde, steigerten sich seine eifersüchtigen Wutausbrüche derart, daß das ganze Haus zusammenlief. Nun aber, da schon die Tür gesprengt zu werden drohte, öffnete sich diese, und der Hauptmann erschien auf der Schwelle, die blanke Waffe in der Hand. Der betrogene Ehemann wollte trotzdem eindringen, wobei er einen Säbelhieb über den Arm und einen anderen in das Gesicht erhielt, der sich allerdings später als belanglose Schramme herausstellte, in diesem Augenblick aber die versammelte Nachbarschaft Blut erblicken ließ. Nun brachen allgemeine Verwünschungen und Drohungen los, und wer weiß, was noch geschehen sein würde, wenn nicht jetzt die Treulose, dicht an ihrem Ritter vorüber, mit aufgelösten Haaren hervor und an die Brust des Verwundeten gestürzt wäre, der sich auffallend rasch beschwichtigen und von ihr fortziehen ließ. Nicht so leicht gab sich die Entrüstung der übrigen zufrieden; es wurden noch immer gegen den sittenlosen Gewalttäter, der sich inzwischen wieder eingeschlossen hatte, Schmähworte laut, bis man endlich mit dumpfem Murren das Feld räumte.

Die Kunde von diesem Vorfalle verbreitete sich natürlich sehr rasch nach allen Seiten hin, und es erübrigte nichts, als eine militärgerichtliche Untersuchung einzuleiten. Dabei aber stellte sich durch die Zeugenschaft eines verräterischen Lehrjungen unzweifelhaft heraus, daß das saubere Pärchen alles von vornherein abgekartet habe, um an dem verliebten Grafen Erpressungen verüben zu können. Um weitere kompromittierende Verhandlungen niederzuschlagen, zahlte dieser nun freiwillig als Schmerzensgeld für den körperlich Verletzten eine nicht unbe-

trächtliche Summe, welche die aufgeregten Gemüter vollständig beruhigte — und somit nahm das Abenteuer für Nardini noch einen leidlichen Ausgang. Trotzdem konnte seines Bleibens am Orte nicht länger sein; er wurde zum vierten Bataillon versetzt, das sich damals in Treviso befand.

II.

Seitdem hatte ich von Nardini nichts Wesentliches mehr erfahren. Einmal noch war ich während des Feldzuges 1859 flüchtig in Verona mit ihm zusammengetroffen; bald nachher verließ ich den Militärdienst, und mehr und mehr ging die Erinnerung daran in den neuen Verhältnissen unter, in die ich mich begeben. Erst im Jahre 71, als ich mich nach mancherlei Kreuz- und Querzügen wieder in Wien befand, sollte ich durch folgenden Brief eindringlicher an jene Zeit gemahnt werden.

„Lieber Freund! Durch einen Zufall habe ich in Erfahrung gebracht, daß Du hier bist, und lade Dich ein, nächsten Donnerstag abends acht Uhr zur „Blauen Flasche" in Lerchenfeld zu kommen. Du wirst dort viele finden, die zu unserer Zeit im Regiment gedient haben — das heißt so ziemlich alle, welche gegenwärtig vom Schicksal in Wien wieder zusammengewürfelt wurden. Deinem Erscheinen mit Bestimmtheit entgegensehend, grüßt Dich herzlich Dein alter Kamerad Hauptmann Lenhardt."

Selbstverständlich folgte ich dieser Aufforderung mit Freude und begab mich am bestimmten Abend in das bezeichnete Lokal, welches damals noch die volle „Gemütlichkeit" eines allbekannten, vielbesuchten Vororte-Gasthauses bewahrt hatte. In dem weitläufigen Sommergarten fand ich an einer langen, durch mehrere aneinander gerückte Tische hergestellten Tafel schon einen Teil der Versammlung vor. Da gab es denn gleich ein herzliches Umarmen, ein hastiges Fragen und Antworten — und dieser frohe Empfang wurde allen zuteil, die sich jetzt in rascher Nach-

einanderfolge einfanden. Man fühlte sich eigentümlich ergriffen beim Anblick der vielen altvertrauten Gesichter, denen freilich die Zeit schon mehr oder minder arg mitgespielt hatte. Aber das Wesentliche darin war doch unverändert geblieben, oder hatte sich vielmehr bei den meisten erst jetzt zu voller Deutlichkeit entwickelt. Es war eine ganz stattliche Gesellschaft von verschiedenartigen Gestalten in militärischer und bürgerlicher Kleidung. Viele waren bereits in Pension getreten; andere hatten gleich mir den bunten Rock für immer an den Nagel gehängt. Karriere hatten die wenigsten gemacht, ja einige bekundeten durch ihr Aussehen, daß sie ein kümmerliches Dasein führten. Aber es waren doch zwei Stabsoffiziere — und sogar ein General darunter. Dieser bezeigte sich etwas zurückhaltend, und es kostete ihm sichtlich große Selbstüberwindung, allseits das vertrauliche „Du" anzuwenden. Doch auch er taute allmählich auf und wurde zuletzt ganz redselig, als Teller und Biergläser fortgeschafft waren und duftender Gumpoldskirchner die geschliffenen Kelchgläser durchgoldete, in welche ab und zu eine Blütenflocke von den alten Kastanienbäumen fiel, unter denen wir saßen.

Somit war alles bereits im besten Zuge, als Lenhardt, der als „Einberufer" gewissermaßen den Vorsitz führte und schon mehrmlas mißmutig um sich geblickt hatte, die Stirn runzelte und mit seiner wuchtigen Baßstimme ausrief: „Der Teufel hole diesen Conte Gasparo! Jetzt ist es bald zehn — und er ist noch immer nicht da."

„Nardini, meinst du?" fragte ich über den Tisch hinüber „Ist er denn in Wien?"

„Freilich. Schon seit zehn Jahren lebt er hier in Pension."

„Und wie geht es ihm?"

„O ganz gut. Das heißt, er könnte zufrieden sein. Denn er hat inzwischen eine unerwartete Erbschaft gemacht — von einem entfernten Anverwandten in Bologna, wenn auch keine

sehr große. Aber die Weiber lassen ihn auf keinen grünen Zweig kommen."

„Die Weiber?" rief man jetzt von allen Seiten. „Noch immer? Er muß doch schon ein Sechziger sein?"

„Gewiß. Aber das hindert ihn nicht, sich nach wie vor „wurzen" zu lassen. Und jetzt will er gar noch heiraten. Eine Französin, die er, weiß Gott wo, aufgegabelt. Es soll eine Marquise sein — oder so was. Aber ich glaub's nicht. Schon seit einigen Monaten zieht sich die Geschichte, und nun hat er nicht einmal die Kraft, sich von dieser Circe für ein paar Stunden loszumachen, um seine alten Kameraden wiederzusehen. Doch halt! Mir scheint, da kommt er endlich!"

In der Tat bewegte sich ein stattlicher alter Herr durch die lange Flucht des nun auch schon von zahlreichen anderen Gästen besuchten Gartens auf uns zu. Es war Nardini, sehr vornehm gekleidet, auf dem Kopf einen funkelnden Zylinder, den er, schon vom weiten grüßend, abnahm.

„Verzeiht," sagte er unter dem allgemeinen Tschaurufen und Händeschütteln in seinem hastigen, stark gebrochenen Deutsch, dessen er sich seit jeher mit hartnäckiger Vorliebe bedient hatte, obgleich er wußte, daß wir anderen alle mehr oder minder geläufig italienisch sprachen, „verzeiht, daß ich so spät erscheine — aber ich konnte nicht früher abkommen — —"

„Natürlich, deine Marquise", brummte Lenhardt. „Du hast sie gewiß vorher noch samt dem Herrn Bruder ins Theater führen müssen — oder sonstwohin. Aber wir wollen Gnade für Recht ergehen lassen. Setz' dich!"

Nardini errötete und suchte mit verlegenem Lächeln an der dicht besetzten Tafel unterzukommen. Dabei entstand ein unwillkürliches Zusammenrücken, und es traf sich, daß er seinen Platz neben mir erhielt. Wir hatten früher sehr gut mit einander gestanden, denn ich war eine Zeitlang sein Kompagnieoffizier gewesen. Er bezeigte sich daher ausnehmend freundlich gegen mich, und auch ich fühlte mich aufrichtig erfreut,

ihn wiederzusehen. Er war einer von den wenigen, deren Äußeres sich im Laufe der Jahre vorteilhaft verändert hatte. Vor allem stand ihm die Zivilkleidung besonders gut, denn sie ließ das Aristokratische seiner Erscheinung, welche vormals durch die Uniform verallgemeinert wurde, in voller Eigentümlichkeit hervortreten. Das stark gelichtete rötliche Haar und der fuchsige Schnurrbart waren jetzt reich mit Silberfäden durchzogen, was von den frischen Farben des eigentlich unschönen, aber markanten Gesichtes sehr angenehm abstach. Wie er so dasaß mit den breiten Schultern, dem mächtigen Brustkasten, in noch immer stramm militärischer Haltung, mahnte er an einen alten Condottiere der Renaissance.

Sein Erscheinen hatte der Unterhaltung neuen Schwung verliehen. Ernste und heitere Tischreden wurden gehalten, Witzworte flogen hin und her, man zog längst vergangene Erlebnisse wieder hervor — und schließlich war die halbe Nacht vorüber, ohne daß man sich dessen bewußt geworden. Die übrigen Gäste hatten nach und nach den Garten verlassen — wir aber saßen noch immer, so daß die Kellner schon ein recht bedenkliches Gesicht machten, als wieder neue Flaschen bestellt wurden. Endlich entschloß man sich zum Aufbruch, und nachdem der ganze Schwarm auf dem Wege nach der Stadt noch in ein Kaffeehaus eingefallen war, zerstreute man sich mit lauten Abschiedsrufen nach allen Richtungen hin.

Nun zeigte es sich, daß Nardini gleich mir auf der Wieden wohnte; wir traten also den Heimweg gemeinsam an, und schließlich bestand der Conte darauf, mich bis zu meinem Hause zu begleiten. Als wir uns am Tor die Hände schüttelten, sagte er mit der einschmeichelnden italienischen Höflichkeit, die ihn stets ausgezeichnet: „Du wirst mir wohl erlauben, daß ich dich einmal besuche."

Obgleich ich den Verkehr mit beschäftigungslosen Menschen fürchtete, weil sie es lieben, die vielen müßigen Stunden des Tages bei ihren Bekannten abzusitzen, erwiderte ich diesmal

doch ganz aufrichtig, daß ich seinem Besuch mit Vergnügen entgegensähe.

Sehr überrascht aber war ich, als mir schon am nächsten Vormittage sein Erscheinen angemeldet wurde.

„Sei mir nicht böse," sagte er eintretend und einigermaßen betroffen beim Anblick meines ziemlich kahlen Zimmers, „sei mir nicht böse, wenn ich dich vielleicht störe —"

„Du störst mich nicht — und wenn auch, so doch nur angenehm." Damit ließ ich ihn auf meinem kleinen harten Sofa Platz nehmen und setzte mich an seine Seite.

„Du wirst dich wundern," fuhr er nach einer Pause fort, indem er verlegen umher blickte und an seinem Schnurrbart zupfte, „du wirst dich wundern, daß ich so rasch gekommen bin. Aber wir sind alte Kameraden — daher ohne Umschweife — ich habe ein Anliegen an dich."

Ich sah ihn fragend an.

„Ich befinde mich nämlich in momentaner — höchst dringender Geldverlegenheit —"

Ich machte unwillkürlich eine nicht ganz unzweideutige Bewegung.

„Mißversteh' mich nicht, lieber Freund", setzte er, die Hand auf meinen Arm legend, rasch hinzu. „Ich weiß ja — ich kann mir ja denken — — Allein es wäre ja vielleicht doch nicht unmöglich, daß du Beziehungen hättest — daß dir jemand bekannt wäre, der sich herbeiließe, mir so rasch wie nur möglich — längstens bis heute abends — dreihundert Gulden vorzustrecken. Gegen Zinsen natürlich. Koste es was es wolle, ich muß das Geld haben."

Ich schwieg einen Augenblick, betroffen über diese Zumutung, die ich keineswegs vorausgesehen. Aber Nardini hatte sehr gut erraten, daß ich in Kenntnis gewisser Geldquellen sei; war ich damals doch selbst darauf angewiesen, hin und wieder Darlehen aufzunehmen. Daß er sich jedoch dermalen gezwungen sah, meine Vermittlung in Anspruch zu nehmen, befremdete

mich. Doch wie dem auch sein mochte, ich konnte und wollte ihn, der einst seinem Leutnant oft genug Vorschüsse bewilligt hatte, nicht im Stiche lassen, und erwiderte daher: „Nun, ich kenne allerdings einige Leute, die dir vielleicht zu Diensten sein möchten. Da ist zum Beispiel der Juwelenhändler Höbinger — oder auch ein Herr Pettirsch —“

„Nein! Nein!“ unterbrach er mich hastig und bis unter die schütteren Stirnhaare errötend. „Das sind stadtbekannte Wucherer — mit ihnen will ich nichts zu tun haben —“

Diese Äußerung ließ mich vermuten, daß er diese beiden sehr wohl kannte — ihnen möglicherweise schon verpflichtet war. — Aber ich wollte ihm nun einmal behilflich sein und fuhr nach einiger Überlegung fort: „Da wäre auch noch ein gewisser Treulich, ein höchst rechtschaffener Jude, der das ehrsame Handwerk eines Posamentierers betreibt. Er sträubt sich zwar gegen alle Geldgeschäfte, aber seine Frau macht sie für ihn. Es sind eigentlich ganz arme Leute, die den mühsam zurückgelegten Sparpfennig vermehren wollen. Wenn sich — was freilich nicht ganz sicher ist — gerade Geld im Hause befindet und ich Bürgschaft übernehme —“

„Das kannst du mit gutem Gewissen“, rief er, freudig meine Hand fassend. „Ich bin ja nicht ohne Vermögen — das heißt — — und außerdem habe ich noch über ein kleines Kapital in Bologna zu verfügen, das ich lange nicht kündigen wollte, um dem Privatmanne, bei welchem es steht, keine Schwierigkeiten zu bereiten. Aber ich habe mich nun doch dazu entschließen müssen. Und bis die Sache erledigt ist — du begreifst — —“

„Immerhin!“ erwiderte ich, wieder ganz in den goldenen Leichtsinn meiner Offizierszeit zurückfallend. „Für die genannte Summe werden wir unter allen Umständen noch aufkommen.“

Wir begaben uns ohne Verzug in die entlegene Vorstadt, wo das Ehepaar Treulich wohnte, und nach langwierigen Ver-

handlungen mit der ziemlich zähen schöneren Hälfte konnte Nardini endlich ein Päckchen abgegriffener Banknoten in seiner Brieftasche bergen.

Auf der Treppe umarmte er mich. „Mein teurer Freund, du hast mir da einen außerordentlichen Dienst erwiesen. Aber ich habe noch eine Bitte: speise heute abend um sechs Uhr mit mir im ‚Goldenen Lamm'." Und da er an mir eine ablehnende Gebärde wahrnehmen mochte, fuhr er errötend fort: „Du wirst doch nicht etwa glauben, daß ich dich — — du erweisest mir vielmehr eine zweite sehr große Gefälligkeit, wenn du meine Einladung annimmst. Vielleicht hast du schon davon gehört — oder auch nicht, gleichviel: ich werde mich demnächst verheiraten. Mit einer hochadeligen Dame aus Frankreich, die sich gegenwärtig mit ihrem Bruder in Wien aufhält und in jenem Hotel wohnt. Sie stammt aus einer Bonapartistischen Familie, die sich jetzt nach dem Sturze des Kaiserreiches stark kompromittiert und gezwungen sieht, einige Zeit im Ausland zu verweilen. Ihre übrigen Angehörigen befinden sich in London — aber schon morgen soll eine Persönlichkeit aus Paris hier eintreffen, welche inzwischen einige schwierige Angelegenheiten — vor allem die Vermögensverhältnisse ins reine zu bringen bestrebt war, und unter ihren Auspizien soll dann fürs erste die Verlobung stattfinden. Nun sind mir — du weißt, wie das bei nicht gewöhnlichen Umständen zu gehen pflegt — hinsichtlich der Dame einige unliebsame Bemerkungen zu Ohren gekommen. Natürlich leg' ich gar kein Gewicht darauf, aber es wäre mir doch höchst erwünscht, den Eindruck wahrzunehmen, den meine Braut auf dich macht."

Ich konnte jetzt nicht umhin, mein Erscheinen zuzusagen, und damit schieden wir voneinander.

* * *

Das „Goldene Lamm", das sich noch heute in der Wiedener Hauptstraße befindet, gehörte damals zu den besten

Gasthöfen zweiten Ranges und zeichnete sich durch stille, bescheidene Vornehmheit aus, so daß angesehene, aber nicht allzu bemittelte Fremde gerne dort abstiegen.

Der Speisesaal, in den ich gegen sechs Uhr trat, war den Wiener Eßstunden gemäß ganz leer; aber in einer Ecke stand bereits ein Tisch für vier Personen aufs sorgfältigste gedeckt. Und schon trat auch Nardini aus einer Seitentür, in glatt sitzendem schwarzen Leibrock, eine Rose im Knopfloch und stark nach Moschus duftend. Er hieß mich mit strahlendem Antlitz willkommen und sagte, daß seine Braut ihre Toilette noch nicht beendet habe, aber sehr bald erscheinen würde. Sie ließ auch wirklich nicht allzulange auf sich warten. Als sie jetzt eintrat, in einem lichten, die ganze Gestalt eng umschmiegenden Foulardkleide, eine Wolke durchdringend scharfen Parfüms um sich her verbreitend, erschrak ich. Das war die Pariser Kokotte, wie sie im Buche steht: gefärbt und gemalt vom goldgelben Scheitel bis zum Gürtel — und von jener nicht zu bezeichnenden Magerkeit, welche schon damals anfing, Mode zu werden. Auch der ziemlich beleibte Herr, der ihr unmittelbar folgte, sah trotz seiner eleganten Geschniegeltheit nicht sehr vertrauenswürdig aus. Er wies ein bleiches, aufgeschwemmtes Gesicht, müde und trotzdem lauernde Augen; Wuchs und Füße waren plump und gemein.

„Le Marquis et la Marquise D'Orioville“, sagte Nardini vorstellend. „Mein alter Freund und Kamerad —.“

„Je suis enchantée, Monsieur“, sagte die Marquise, ihre zinnoberroten Lippen öffnend, und streckte mir die eine unbehandschuhte, skelettartige Hand entgegen, die kreidig weiß war und an welcher, sowie an den durchsichtig dünnen, leicht verkrüppelten Ohren ein paar nicht allzu wertvolle Brillanten funkelten. Der Marquis begnügte sich mit einer Verbeugung.

Man ging nun zu Tisch, wo zwei Kellner in stummer Erhabenheit ein kleines, ausgesuchtes Diner servierten. Nardini machte den liebenswürdigen Wirt in einem ungeheuerlichen

Französisch. Ich selbst hatte es in dieser Sprache über das „Verstehen" niemals recht hinausgebracht; die beiden Fremden radebrechten einige deutsche Worte; auch zeigte der Marquis eine gewisse Kenntnis des Italienischen. So entwickelte sich denn ein höchst eigentümliches, stellenweise sehr mühevolles Tischgespräch in drei Idiomen, aus welchem hauptsächlich hervorging, daß ein Comte Garnichaut — „mon oncle", wie die Marquise sagte — morgen mit dem Frühzuge hier eintreffen werde, daher man für ihn bereits Appartements bestellt habe. Nardini, vom Champagner, mit welchem man sehr bald begonnen hatte, erhitzt, gestattete sich einige kleine Zärtlichkeiten, welche seine Braut, die gemalten Brauen emporziehend, mit würdevoll koketter Prüderie abzuwehren suchte. Im übrigen taute auch sie nach und nach auf und bekundete jenes gewisse reizende Etwas, das nun einmal jeder Französin angeboren zu sein scheint. Sie begann ganz allerliebst über Verschiedenes zu plaudern, wobei hin und wieder freche Zügellosigkeit in ihren kalten, grünlichen Fischaugen aufblitzte. Hingegen zeigte sich der Marquis immer schweigsamer, obgleich er dem Sekt, der für ihn offenbar zum vin triste wurde, fleißig zusprach, und nur mühsam raffte er sich endlich zu einem halb pantomimischen brüderlichen Toast auf.

Inzwischen waren einige andere Gäste in den Saal getreten und hatten an entfernteren Tischen Platz genommen. Als jetzt der Kaffee gebracht wurde, nippte die Marquise rasch ihr Täßchen aus und sagte, man möge entschuldigen, daß sie sich jetzt zurückziehe, denn sie habe zum Empfange des Onkels noch allerlei anzuordnen, besonders aber einige wichtige Papiere durchzusehen und bereit zu legen; die Herren möchten sich im Genusse ihrer Zigarren nicht stören lassen.

Nardini bestand trotzdem darauf, ihr den Arm zu bieten und sie nach ihrem Zimmer zu geleiten. Ich blieb also mit dem Marquis allein, der tiefsinnig an einer schweren Havanna kaute und sich endlich notgedrungen in ein schon bei Beginn stocken-

des Gespräch sur les agréments de Vienne einließ. Zum Glück kam Nardini bald zurück, worauf sich der andere mit der Bemerkung verabschiedete, er müsse nunmehr seiner Schwester behülflich sein.

Somit war jetzt der Augenblick da, den ich fürchtete: ich befand mich mit Conte Gasparo allein. Dieser rückte mir sofort ganz nahe und flüsterte mir, wahrscheinlich der benachbarten Gäste wegen, auf Italienisch zu: „Nun, was sagst du? Ist sie nicht ein superbes Weib?"

„Das ist Geschmackssache", erwiderte ich nach einer Pause.

„Ich verstehe. Sie gefällt dir eigentlich nicht — du findest sie zu mager. Aber sieh, gerade das zieht mich besonders an. Doch hier", fuhr er mit einem Seitenblick auf die Umgebung fort, „läßt sich ja darüber nicht weiter sprechen. Gehen wir."

Wir verließen also das Hotel und traten in den schwülen Dunst des Juniabends hinaus. Die Straße war sehr belebt. Nardini faßte mich unter dem Arm und lenkte in die nächste stille Seitengasse ein. „Und im übrigen" — fuhr er hastig drängend, jetzt wieder in seinem gebrochenen Deutsch, zu fragen fort, „im übrigen — wie ist deine Meinung?"

„Offen gestanden, keine sehr gute."

Sein stark erhitztes Gesicht verfärbte sich. „Wirklich? Wirklich? Nun, ich gebe zu — der Bruder — auch mir ist er nicht gerade sympathisch. Aber s i e, lieber Freund, s i e ist doch in allem und jedem die große Dame — —"

„Das ist nun wieder Ansichtssache und läßt sich nicht so ohne weiteres entscheiden. Wo hast du denn die beiden kennen gelernt?"

„In der Oper. Sie saßen neben mir im Parkett. Ein Gespräch entspann sich. Dabei erfuhr ich, daß sie eben angekommen waren und in der ihnen ganz fremden Stadt einige Zeit zu verweilen gedächten. Ich stellte mich als Cicerone zur Verfügung, was dankbar entgegen genommen wurde. Nach und nach weihte man mich in alle Verhältnisse

ein — und dann — dann kam gewissermaßen alles von selbst —"

„Du hast also der — Dame einen Heiratsantrag gemacht?"

„Natürlich — das heißt — ihre Zuneigung hing davon ab. Du begreifst, daß sie in ihrer Stellung nicht anders — —"

„Nun wohl — und doch finde ich es sonderbar, daß sie dich so ohne weiteres zum Manne nehmen will —"

„Wie meinst du das?" sagte er verletzt. „Vielleicht, weil ich in den Jahren schon vorgerückt bin? Auch sie ist nicht mehr jung — gewiß schon über die Dreißig. Und dann" — er warf sich in die Brust — „sie macht keine Mesalliance."

„Gewiß nicht. Weit eher könnte das Umgekehrte der Fall sein."

Ich fühlte, wie er zusammenzuckte. „Du glaubst?" stammelte er. „Sie sollte nicht das sein, wofür sie sich — — Sollte alles, was sie mir mitteilte, erfunden haben? Nein! Nein! Wozu auch? Es wäre ihr ja unter allen Umständen gelungen, mich zu fesseln — wenn ich auch nicht leugnen will, daß so manches mitgewirkt — — du bist zu mißtrauisch, lieber Freund! Bedenke doch, daß morgen ihr Onkel, der Graf Garnichaut, erwartet wird —"

„Richtig, der Onkel. Den hätte ich bald vergessen. Sein Eintreffen wird jedenfalls Licht in die Sache bringen."

„Gewiß, gewiß", erwiderte er aufatmend. „Morgen wird alles in Ordnung sein."

„Ich wünsche es. Aber ich möchte dir trotzdem raten, auch diesem Grafen gegenüber vorsichtig zu sein."

„Sei ohne Sorge!" rief er aufgebracht, indem er mir seinen Arm entzog. „Ich bin kein Kind mehr — und im übrigen ist ja alles nur meine Sache! Aber verzeih'", fuhr er begütigend fort. „Ich weiß, daß du es sehr gut meinst — ich habe dich um deine Ansicht befragt und mußte auf alles gefaßt sein. Doch nun muß ich dich verlassen. Ich habe versprochen, noch für einen Augenblick ins Hotel zu kommen. Es dürfte schon spät

sein.“ Er sah nach der Uhr. „Leb’ wohl! Ich werde dich sehr bald aufsuchen und dich von allem weiteren in Kenntnis setzen.“ Damit entfernte er sich eiligst.

Mißmutig schritt ich meiner Wohnung zu. Ich hatte ihm, das empfand ich, eine böse Stunde, vielleicht auch eine üble Nacht bereitet. Möglicherweise ganz ohne Grund. Wenn man französischen Schriftstellern trauen dürfte, gab es ja unter dem Adel des zweiten Kaiserreiches auch eine Halbwelt — und dieser Halbwelt konnten die D’Orioville am Ende doch angehören. Und was lag daran, wenn Nardini mit dem Marquis eine Schwägerschaft einging.? Es war wirklich nur seine Sache. Diese Erwägungen ließen mir die ganze Angelegenheit immer gleichgültiger erscheinen — und schließlich begab ich mich mit voller Seelenruhe zu Bett.

* * *

Am anderen Tage, gegen zwei Uhr, hatte ich mich eben angekleidet, um zu Tisch zu gehen, als an die Tür meines Vorzimmers dumpf und hastig gepocht wurde. Ich öffnete — und Nardini, im schwarzen Leibrock, das Bändchen des päpstlichen Ordens, den er besaß, im Knopfloch, taumelte mir entgegen. Er ließ sich, ohne auch nur den Hut abzunehmen, auf das Sofa fallen und schrie mit erhobenen Armen: „Ich bin verloren, lieber Freund! Ich bin verloren!“

„Wieso? Was ist vorgefallen?“ fragte ich, vor ihn hintretend.

„Ach, wie recht hast du gehabt! Es waren elende Schwindler! Hochstapler! O maledetti!“ Er ballte die Fäuste gegen die Stubendecke.

Und als ich ihn um nähere Erklärungen anging, fuhr er, in der Verzweiflung sich seines reinsten, wie die Sprache Manzonis klingenden Italienisch bedienend, fort: „Man hatte mich gestern gebeten, heute mittags zu erscheinen, um dem Grafen vorgestellt zu werden. Als ich in das Tor trat, sah ich ein Häuflein

Menschen um die Portierloge versammelt; dabei gab es ein Hin- und Herlaufen auf den Treppen und Gängen — das ganze Hotel war in Aufruhr. Und nun erfuhr ich, daß die beiden des Morgens in einem Fiaker zur Westbahn gefahren, um den Onkel dort zu empfangen — und nicht wieder zurückgekehrt seien. In ihren Zimmern war alles unberührt, auch eine Anzahl von Koffern, die verschlossen standen. Als man sie anfaßte, bewies ihr geringes Gewicht, daß sie kaum etwas enthalten konnten. Die Gruppe vor der Portierloge aber bestand aus allerlei Geschäftsleuten, die gleichfalls um zwölf Uhr bestellt waren, um ihre rückständigen Rechnungen ausbezahlt zu erhalten. Es ist kein Zweifel: sie sind durchgebrannt — und ich Tor habe noch dazu verholfen, indem ich der Schändlichen die dreihundert Gulden einhändigte, die ich deiner freundschaftlichen Vermittelung verdankte!"

„Nun," erwiderte ich, „diesen Verlust kannst du ja noch verschmerzen. Sei froh, daß du so leichten Kaufes davongekommen!"

„Leichten Kaufes?!" schrie er mit verzerrtem Gesicht. „Ich habe im Laufe von vier Monaten mein ganzes Vermögen ausgegeben! Mein ganzes Vermögen! Es war allerdings nicht groß — aber doch an die zwölftausend Lire!"

„Aber wie konntest du nur — — —"

„Ja, wie konnte ich nur! Und das geringfügige Kapital, das ich in Bologna gekündigt, wird gerade hinreichen, die Schulden zu tilgen, welche ich außerdem gemacht! Und für die seit Wochen rückständige Hotelrechnung muß ich auch noch aufkommen! Ich bin also jetzt ein Bettler — nahezu ein Bettler! Wie viel eine Hauptmannspension beträgt, weißt du ja — und der Gnadengehalt ist mir vermindert worden, weil ich schon einmal um einen größeren Vorschuß bittlich werden mußte! O sorte fatale!!"

Das Vollbewußtsein seiner Lage überwältigte ihn; er brach in Tränen aus.

Er dauerte mich. Und doch — so widerspruchsvoll sind die menschlichen Empfindungen — konnte ich nur mit Mühe ein Lachen unterdrücken.

„Ja, du hast da ein teures Lehrgeld gezahlt", sagte ich endlich.

„Wie oft schon!" rief er, mit der Faust vor die Stirn schlagend. „Wie oft schon! O, die Frauen! Die Frauen! Aber das ist mein letztes. Ich kann es ja nicht überleben. Stelle dir nur vor, was jetzt geschehen wird! Die Polizei ist bereits in Kenntnis gesetzt. Man wird das Paar verfolgen, verhaften, nach Wien zurückbringen. Wer weiß, was inzwischen noch alles zutage kommt. Eine öffentliche Gerichtsverhandlung findet statt. Mein Name wird mit hineingezogen, ich werde sogar gezwungen sein, persönlich zu erscheinen. Man wird mit Fingern auf mich weisen. Das kann mir meine Charge kosten. Es bleibt mir nichts übrig, als mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen!"

„Im Gegenteil. Es gilt jetzt, den Kopf oben zu behalten und zu retten, was zu retten ist. Fürs erste mußt du dich an einen Advokaten wenden."

Er glotzte mich, in seinen mutlosen Zustand versunken, mit halb offenem Munde an. „An einen Advokaten — — ?"

„Ja, damit er die Angelegenheit, soweit sie dich betrifft, in die Hand nehme. Deine Person muß, wenn möglich, ganz aus dem Spiele bleiben."

„Ich kenne keinen Advokaten", lallte er tonlos.

„Aber ich. Er ist sogar einer meiner näheren Freunde und wird dir mit Vergnügen zu Diensten stehen."

Er starrte noch immer verloren vor sich hin.

„Komm! Komm!" drängte ich, ihn vom Sofa emporziehend. „Es ist keine Zeit zu verlieren."

Er ließ sich willenlos fortschleppen.

* * *

Das Äußerste, das Nardini gefürchtet hatte, traf nicht ein. Das flüchtige Paar, das sich damals vom Westbahnhofe sofort an einen anderen begeben hatte, wurde in Budapest ausgeforscht, verhaftet und nach Wien vor den Untersuchungsrichter gebracht. Dabei stellte sich heraus, daß die Dame die Mätresse eines Herrn D'Orioville gewesen, der an der Riviera, wohin er sie mit sich genommen, verstorben war. Bald darauf lernte sie, mit noch einigen Geldmitteln versehen, ihren gegenwärtigen Begleiter kennen — einen zugrunde gegangenen Lyoner Kaufmann, der eben im Begriffe stand, sein Letztes dem Teufel des Roulette in den Rachen zu werfen. Am grünen Tische zu Monaco hatten sie sich gefunden, und da sie sich dort nicht lange halten konnten, zogen sie abenteuernd bis nach Wien, wo sie sich, als Geschwister auftretend, sofort des leicht entzündlichen alten Conte bemächtigten. Die Beträge, um welche sie nebenher auch andere geprellt, waren nicht sehr bedeutend, und da Nardini, sowie der Hotelbesitzer, keine Forderung geltend machte, so kam der Fall gar nicht vor die Geschworenen. Die Inkulpaten erhielten eine mäßige Gefängnisstrafe und wurden dann über die Grenze geschoben.

So verlief in dieser Hinsicht, mit Ausnahme einiger Reporternotizen, die auf einen Grafen N... anspielten, für Nardini alles aufs günstigste, und es war merkwürdig zu sehen, wie rasch sich seine sanguinische Natur von dem erlittenen Schlag erholte. War es doch auch dem Advokaten gelungen, mit den verschiedenen Gläubigern einen sehr günstigen Ausgleich zu treffen, infolgedessen er von dem gekündigten Kapital, das inzwischen eintraf, noch immer ein Sümmchen erübrigte. Conte Gasparo hob also wieder den Kopf, und da sich jetzt begreiflicherweise unser Verkehr fortsetzte, sah ich auch, wie seine erotischen Neigungen neuerdings hervorzubrechen drohten. Ich konnte mich nicht enthalten, ihn zuerst gelinde und scherzhaft darauf aufmerksam zu machen, bis ich ihm zuletzt, auf die jüngsten Ereignisse hinweisend, mit dürren Worten

erklärte, daß es endlich an der Zeit sei, derlei Torheiten nicht mehr aufkommen zu lassen.

Mochte ihn nun diese Äußerung verletzt haben, oder gab es andere Abhaltungen — genug: er zeigte sich seitdem immer seltener bei mir, und da ich auch nach ihm kein sonderliches Verlangen trug, so kam er mir schließlich gar nicht mehr zu Gesicht.

Eines Tages hatte ich in der inneren Stadt allerlei zu besorgen. Darüber war es vier Uhr geworden, und ich dachte daran, ein verspätetes Mahl einzunehmen. Nach einiger Überlegung begab ich mich zum „Grünen Anker", woselbst gute italienische Küche zu finden war, nach der ich, aus früherer Gewohnheit, ab und zu Verlangen trage.

In das um diese Stunde wenig besuchte Lokal tretend, wollte ich ein kleineres Nebenzimmer aufsuchen, prallte jedoch am Eingang zurück. Denn drinnen saß Nardini mit einer Dame, und zwar ziemlich dicht an ihrer Seite. Es war ein rundliches, bürgerlich aussehendes Frauchen mit blonden Haaren und sanften blauen Augen, die erschrocken nach mir blickten. Auch Nardini, der eben im Begriffe war, mit einer zärtlichen Gebärde Asti spumante in ihr Glas zu gießen, hatte mich bemerkt.

Ich ließ mich nunmehr draußen an einem Tische nieder, von welchem aus ich keinen Einblick in das Zimmer haben konnte. Aber es dauerte nicht lange, so kam Nardini herein und rasch auf mich zugeschritten.

„Welch ein Zufall," sagte er, seine Verlegenheit hinter einem freudigen Grinsen zu verbergen trachtend, „welch ein Zufall, daß wir uns hier finden! Die Dame da drinnen —" er setzte sich leicht auf einen Stuhl mir gegenüber — „die Dame da drinnen ist meine Hausfrau. Du mußt nämlich wissen, daß ich mich, des gänzlichen Alleinseins müde, in Pension gegeben habe. Einen Diener kann ich nicht halten — und so faßte ich den Entschluß — da sich eben die Gelegenheit darbot — mich in eine Familie aufnehmen zu lassen, wo ich in jeder

Hinsicht aufs beste betreut und versorgt bin. Du darfst daher nichts Übles denken — —"

Ich zuckte die Achseln.

„Nein, nein, gewiß nicht. Es wird auch gleich der Gatte hier erscheinen, der nur noch eine geschäftliche Angelegenheit in Ordnung zu bringen hat. Er ist Chemiker. Ein ganz ausgezeichneter Mann —"

„Ich zweifle nicht daran. Und wenn du dort wirklich so gut aufgehoben bist —"

„Das bin ich! Wie gesagt, in jeder Hinsicht. Denn sie ist eine Hausfrau, wie wenige. Und dabei so herzensgut, so sanftmütig —"

„Sie sieht in der Tat so aus. Aber du solltest sie nicht allein lassen —"

„Ja, ja, du hast recht," sagte er aufspringend. „Wir sehen uns ohnehin sehr bald wieder. Ich wollte dich schon längst aufsuchen. Du wohnst doch noch —?"

„Immer am selben Ort."

„Also leb' wohl!" Er verschwand.

Es dauerte wirklich nicht lange, daß ein bebrillter Herr mit einem langen Knebelbart erschien. Er schritt auch sofort ins Nebenzimmer, wo er mit lauten Zurufen bewillkommt wurde.

Ich aber trachtete, mein Mahl zu beenden, und verließ den „Grünen Anker" mit der Überzeugung, daß sich da Conte Gasparo wieder auf höchst gefährliche Wege begeben habe.

III.

Nardini war natürlich nicht mehr bei mir erschienen, ich selbst aber hatte nicht lange nach jener Begegnung Wien verlassen, wohin ich erst nach Ablauf zweier Jahre wieder zurückkehrte. Bald nach meiner Ankunft stieß ich eines Morgens in der Schottengasse auf Lenhardt, der in einem Bureau des

Kriegsministeriums in Verwendung stand. Er war inzwischen Major und noch umfangreicher geworden, als er schon früher gewesen. Ich schloß mich ihm ein Stück Weges an und erkundigte mich während des Gespräches unter anderem auch nach Nardini.

„Ach, der!" brummte Lenhardt mit verächtlicher Miene. „Den hab' ich aufgegeben. Er ist in letzter Zeit ganz und gar verkommen." Und da ich nähere Erklärungen verlangte, fuhr er widerwillig fort. „Die Geschichte mit der Französin kennst du ja. Schon ein paar Monate nachher lernte er ein mit drei Kindern gesegnetes Ehepaar kennen, das in seiner Nähe wohnte. Er vernarrte sich natürlich sofort in die Frau, die so unschuldig und lammfromm in die Welt blickt, als könne sie nicht bis fünf zählen, dabei aber so durchtrieben und abgefeimt ist wie ihr Herr Gemahl — seines Zeichens ein Chemiker, der sich durch allerlei unhaltbare Erfindungen und schwindelhafte Projekte zugrunde gerichtet. Diese Leute, die schon längst von der Hand in den Mund lebten, befanden sich in arger Geldnot und betrachteten daher unseren Gasparo, der noch über eine kleine Barschaft verfügte, Pension und Gnadengabe bezog, als willkommene Beute. Er wurde von ihnen in Wohnung und Verpflegung genommen, was sich anfangs auch ganz gut anließ, so daß der gute Conte im siebenten Himmel schwebte. Bald aber zeigte sich, wie er daran war. Nachdem man ihm unter allerlei Vorwänden zuerst sein Geld, dann seinen Pensionsbogen, den man sofort verpfändete, herausgelockt hatte, behandelte man ihn aufs rücksichtsloseste und gab ihm schließlich kaum mehr zu essen. Dabei wurde er von den Kindern geplagt und gehänselt — und mußte obendrein mit ansehen, wie die Frau mit einem Apothekergehilfen, den man gleichfalls in Kost genommen, ein Liebesverhältnis anfing. Das brachte ihn vollends zur Verzweiflung. Eines Tages kam er zu mir, mit eingesunkenen Wangen, abgemagert bis auf die Knochen, entdeckte mir seine Lage und schloß damit, daß ihm jetzt nichts übrig

bleibe, als sich zu erschießen. Er jammerte mich, und ich beschloß, ihn zu retten, denn ich hielt ihn doch nur für einen gutmütigen Schwachkopf, den die Welt mißbrauchte. Ich begab mich daher fürs erste zu dem Kammervorsteher seines hohen Protektors. Aber ich fand, daß man dort auf ihn, seines ganzen Verhaltens wegen, um so übler zu sprechen war, als er im Laufe der Jahre wiederholt ansehnliche Vorschüsse empfangen hatte. Nach vielen Vorstellungen und Bitten ließ man sich zu einem Letzten herbei: man wollte gegen schriftlichen Revers eine runde Abfindungssumme bewilligen; auch stellte man die Aufnahme Nardinis in das Invalidenhaus in Aussicht, wo er seine alten Tage in sorgenloser Ruhe beschließen könne. Nachdem mit vertraulicher Zuhülfenahme der Polizei seine Beziehungen zu dem würdigen Ehepaare, das sein Opfer nicht so leichten Kaufes freigeben wollte, gelöst waren, konnte er auch wirklich seinen Einzug in das, wie es schien, ihm höchst willkommene Asyl halten. Aber was tut der Mensch? Kaum ein paar Monate dort, nimmt er ein junges Mädchen zu sich, das er irgendwo von der Straße aufgelesen. Eine ganz gemeine Person, die in einer Pappschachtelfabrik gearbeitet hatte. Häßlich, pockennarbig, dabei ein Krüppel, denn sie hinkt am linken Bein. Der Teufel weiß, welche Eigenschaften sie sonst haben mochte, um dem alten Satyr den Kopf zu verrücken — genug: er ließ sie nicht mehr von sich. Nun kann man dort einem Kranken oder Bresthaften die Aufnahme einer Dienerin zur Pflege und zur Wartung allerdings nicht verwehren; aber Nardini war kerngesund, und somit lag die eigentliche Triebfeder klar zutage. Das erregte nun im Hause, wo sich viele verheiratete Offiziere mit ihren Familien befinden, das größte Ärgernis, und er erhielt die strengste Weisung, das Ding sofort zu entlassen. Da er aber nicht wollte oder nicht konnte, so kam er einer voraussichtlichen Ausweisung zuvor, indem er eines Tages ohne weiteres das Feld räumte und mit dem Weibsbild irgendwo draußen in Rudolfsheim eine kleine Wohnung bezog, wo er nun, auf

seine geringe Pension beschränkt, ein erbärmliches Leben führt. So sagte man mir wenigstens; denn daß ich nicht selbst nachsehe, begreifst du wohl."

Wir waren inzwischen beim Kriegsgebäude angelangt, in welches nun Lenhardt, sich verabschiedend, einbog, während ich meinen Weg fortsetzte, nicht sonderlich von den Mitteilungen überrascht, die ich ja zum Teil schon damals vorausgesehen.

* * *

In den nächsten Tagen wollte ich einen Bekannten aufsuchen, der in der Gumpendorfer Straße wohnte. Er war nicht zu Hause, ich erhielt jedoch den Bescheid, in einer Stunde wiederzukommen. Ich schlenderte also nach der Mariahilfer Hauptstraße und dort bis zur Linie hinauf. Zurückkehrend, bog ich in den Esterhazy-Garten ein, den ich schon seit vielen Jahren nicht mehr betreten hatte. Es war tief im September und der Tag unfreundlich und kühl, so daß die alte, vernachlässigte Anlage sich ganz unbesucht zeigte. Nur ein bejahrter, ärmlich gekleideter Mann saß auf einer der vielen leeren Bänke unter den herbstlich stark entblätterten Bäumen. Ich mußte nahe an ihm vorüber — und nun hatte ich Nardini erkannt, dessen Haare und Bart ganz weiß geworden waren. Vornüber gebeugt, in Gedanken versunken, beachtete er mich nicht; ich aber fühlte mich wehmütig ergriffen, als ich ihn so vor mir sah, in einem dünnen Überzieher, das niederhangende Haupt mit einem abgegriffenen Hute bedeckt. Ich schritt auf ihn zu. „Nardini!" sagte ich und streckte ihm die Hand entgegen.

Er sah mit einem irren Blick auf und betrachtete mich. „Ach du", erwiderte er endlich, indem er ohne jegliches Zeichen innerer Bewegung mechanisch meine Hand ergriff.

„Was machst du? Wie geht es dir?" forschte ich teilnehmend.

Er sah mich mit einem unsäglich traurigem Ausdruck an. „Sono infelice", sagte er tonlos.

„Weshalb? Was ist dir widerfahren?"

„M'abbandonato."

„Wer? Wer hat dich verlassen?" fuhr ich fort, mich an seine Seite setzend.

„Ach ja, du weißt ja von nichts," sagte er, sich besinnend. „Ich hatte eine Dienerin. Fast zwei Jahre war sie bei mir — und nun wollte sie nicht länger bleiben."

„Aus welchem Grund?"

„Es ist ihr plötzlich eingefallen. Sie wollte in die Fabrik zurück, in der sie seit ihrem zwölften Jahre gearbeitet hatte. Überhaupt in ihr früheres Leben. Was soll ich nun anfangen!"

„Du wirst doch wohl noch eine Dienerin finden —"

„Eine andere? Ich will keine andere! Nur sie! Die Leute fanden sie häßlich, weil ihr Gesicht von den Blattern entstellt ist. Die dummen Leute! Cosa é la faccia? Niente! Era si formosa, wenn sie auch ein wenig hinkte! Und dann ihre Haare! Ihre Zähne! Ihre Hände und Füße — so klein!" Er bezeichnete das Maß an seinen Fingern.

„Sie war also eigentlich — deine Geliebte?"

Er warf mir einen erbitterten Blick zu. „Ja, das war sie! Ist es dir etwa nicht recht? Willst du mir Vorwürfe machen? Weil sie von niedriger Herkunft ist? Wer bin denn ich jetzt? Ein armer Teufel, der auf seine Hauptmannspension angewiesen ist! Kann ich damit standesgemäß leben? Oder meinst du vielleicht, weil ich alt bin? Man ist so alt, wie man sich fühlt. Und ich fühle mich nicht alt! Non posso vivere senza femina!"

„Du wirst es doch zuletzt müssen."

„Müssen!" schrie er. „Ich kann nicht! Ich kann nicht!" Er faßte die eiserne Seitenlehne der Bank und rüttelte daran, daß sie fast aus den Fugen ging. „Ich muß sie wieder haben!" Er blickte wild um sich und fing jetzt an, mit seinen harten, knochigen Fäusten die Brust zu schlagen.

Ich fiel ihm in den Arm und sagte eindringlich: „Aber wenn sie nun einmal nicht will!"

„Ach ja, sie will nicht!“ jammerte er, plötzlich wie gebrochen. „Sie will nicht! Und sie hatte es so gut bei mir! Ich trug sie auf Händen — ich vergötterte sie! **Ma, è si crudele!** Als sie mir ihren schrecklichen Entschluß ankündigte, da fiel ich ihr zu Füßen und beschwor sie, mich nicht zu verlassen. Aber sie lachte nur dazu. Und dann sagte ich ihr, daß ich sie heiraten wolle, wenn sie nur bliebe. Das wäre ja gegangen, wenn ich meine Charge niedergelegt hätte. Doch sie lachte nur noch lauter und meinte, was sie davon hätte!“

„Du siehst, daß alles umsonst ist.“

Er hörte nicht, was ich sagte, und fuhr, vor sich hinstierend, fort: „Nachdem sie weg war, habe ich sie auf der Straße abgepaßt, als sie früh morgens zur Fabrik ging. Da empfing sie mich mit Schimpfworten und wollte nach mir schlagen!“ Er brach in Tränen aus.

Ich empfand mich von diesem Anblick aufs unangenehmste berührt. Dennoch sagte ich noch immer teilnehmend: „Und du denkst noch an sie? Das ist eine unwürdige Schwäche, deren du um jeden Preis Herr werden mußt. Du wirst doch nicht dieser Person wegen den Verstand verlieren wollen?!“

„Ja, ja, ich verlier' ihn!“ rief er, die Augen rollend. „Ich fühle, daß ich wahnsinnig werde!“ Er griff nach der Stirn. „Seit sie fort ist, esse, trinke und schlafe ich nicht mehr. Ruhlos irr' ich umher bei Tag und Nacht, bis ich vor Mattigkeit irgendwo hinsinke. Ich gehe zugrunde!“ Er begann wieder mit geballten Fäusten gegen seine Brust zu wüten.

Ich hatte genug und stand auf. Es gingen eben einige Menschen durch den Garten, die aufmerksam wurden und betroffen und neugierig nach uns hinblickten. Es mochte aussehen, als wären wir in einem heftigen Streit begriffen.

„Nun, dann ist dir auch nicht zu helfen,“ sagte ich mit unwillkürlicher Härte. „Aber ich will hoffen, daß du doch noch zur Besinnung kommst. Ich muß jetzt gehen.“ Ich reichte ihm

die Hand hin, die er nicht ergriff; dann entfernte ich mich rasch, ohne mehr umzublicken.

Aber ich war noch nicht weit gegangen, als mich Unzufriedenheit mit mir selbst überkam. Wie? Ich konnte mich so ohne weiteres von dem alten Manne abwenden, konnte ihn mit kalter Verachtung seinem Schicksal überlassen, das er ja doch nicht selbst verschuldet hatte? Jener unglückselige Hang zu den Frauen, der sich durch sein ganzes Leben zog, der ihn seit jeher kaum genießen, aber stets leiden ließ — der nur ihm allein Verderben brachte: mußte er nicht aufs tiefste in seinem Organismus begründet und daher mit unabwendbarer Notwendigkeit zutage getreten sein? Und wenn er diesen Hang nicht zu meistern verstand, so lag das an dem Mangel ethischer Kraft, die doch immer nur eine geistige ist und die er sich selbst nicht geben konnte, da sie ihm von der Natur versagt geblieben. Die Welt, schnell fertig mit dem Wort, mochte ihn immerhin einen alten, schwachköpfigen Satyr nennen: ich aber, der ich mich immer im stillen berühmte, tiefer als andere in das Wesen eines Menschen zu blicken, ich durfte so nicht urteilen. Damals, als es sich um eine Summe Geldes handelte, war ich mit Freuden bereit, ihm zu helfen — und jetzt, da er in seiner greisenhaften Erotomanie dem Irrenhause und dem Selbstmorde nahe stand: jetzt wollte ich ihm einsichtsvolle Teilnahme, freundschaftlichen Beistand versagen, wodurch allein er vielleicht noch zu retten war?....

Und schon kehrte ich um und eilte wieder dem Esterhazy-Garten zu. Aber Nardini war nicht mehr zu sehen. Wohin mochte er sich gewendet haben? Gleichviel! Noch war die äußerste Gefahr nicht im Verzuge — und ich würde ihn zu finden wissen.

Mein erster Gedanke war nunmehr, mich zu Lenhardt zu begeben. Nach einiger Überlegung aber gewann ich die Überzeugung, daß er, erbost, wie er auf Nardini war, in seiner schroffen Art jeden Beistand verweigern würde. Ich beschloß also, mich

beim Platzkommando nach der Wohnung des Conte zu erkundigen. Morgen, in aller Frühe, da ich ihn jedenfalls noch zu Hause treffen mußte, wollte ich ihn aufsuchen.

Nach einer unruhigen Nacht schritt ich schon um sieben Uhr dem bezeichneten Hause in Rudolfsheim entgegen. Ich wollte vorerst beim Hausbesorger Nachfrage halten, fand aber dort die Tür verschlossen. Die Frau jedoch, eine unhold aussehende Alte, traf ich auf der Treppe, eben im Begriff, diese zu reinigen. Ich ersuchte sie, mir zu sagen, in welchem Stockwerk der Hauptmann Nardini wohne.

„Im dritten, Tür 21", entgegnete sie barsch, ohne aufzublicken und sich in ihrer Beschäftigung stören zu lassen, wobei sie mit dem Kehrbesen meinen Füßen sehr nahe kam. „Aber Sie gehen umsonst hinauf. Er ist seit gestern früh nicht mehr nach Hause gekommen."

„Aber er wird doch —"

„Na, wer weiß. Seit das Frauenzimmer von ihm fort ist, ist er ganz verrückt."

„Und macht das niemandem Sorge?"

„Wem denn? Übrigens ist er schon ein paarmal die Nacht weggeblieben, und erst am nächsten Vormittag wiedergekommen."

„Das wird er wohl auch heute. Ich bitte Sie, ihm dann meine Karte zu übergeben und ihm zu sagen, daß ich um zwei Uhr wieder nachsehen werde. Er möge mich bestimmt erwarten, denn ich habe ihm eine sehr wichtige Mitteilung zu machen."

Sie schob, mit dem Kopfe nickend, die Karte samt dem unterstützenden Geldbetrag in die Tasche ihres schmutzigen Kleides und fuhr fort, während ich nun ging, Staub aufzuwirbeln.

Als ich wieder kam, weckte ich sie aus einem gelinden Nachmittagsschlaf, in welchen sie samt ihrem grauhaarigen, bläulich benasten Gatten versunken war. Beide sahen mich stumpfsinnig an.

„Nun?“ fragte ich. „Ist er gekommen?“

„Kommen ist er, aber gleich wieder fortgangen.“

„Haben Sie ihm meine Karte gegeben?“

„Freilich. Aber er hat sie nicht ang’schaut.“

„Glauben Sie, daß er vielleicht im Laufe des Nachmittags oder Abends —“

„Das wissen wir nicht“, brummte das Ehepaar einstimmig.

Ich war nun ratlos und wußte nicht, was ich beginnen sollte. In dieser Not beschloß ich endlich, mich jetzt doch an Lenhardt zu wenden, den ich auch, obgleich die Stunde schon vorgerückt war, in seinem Bureau antraf; er war gerade im Begriff, es zu verlassen, hatte schon den Säbel umgeschnallt und die Mütze auf dem Kopf. Was ich befürchtet hatte, traf ein. Auf meine dringende und beredte Vorstellung, daß nunmehr für unseren Conte das Äußerste zu befürchten sei, erwiderte er barsch: „Ach was, der alte Narr soll sich erschießen! Es ist das beste, das man ihm wünschen kann!“

Dieser Wunsch ging in Erfüllung. Schon am nächsten Morgen fand man Nardini entseelt in dem Wallgraben nächst der Gumpendorfer Linie. Ein Armeerevolver aus früherer Zeit mit starkem Kaliber lag neben ihm.



Sündenfall.



Vorwort des Herausgebers.

Die Novelle „Sündenfall“ hat Saar schon im Frühjahr 1896 dem Redakteur der Internationalen Revue „Cosmopolis“, Dr. Ernst Heilborn, versprochen. Aber erst am 2. September 1897 war sie fertig; und eine Woche später sandte der Dichter das 48 Seiten füllende, nach der Forderung jener Zeitschrift mit lateinischen Lettern geschriebene Manuskript ab, das leider verloren ist. Aus den Briefen an Heilborn erfahren wir, daß der Dichter die Streichung einiger beanstandeter Stellen als sehr zweckentsprechend anerkannte und sie auch für die Buchausgabe gelten lassen wollte; und daß er noch während der Korrektur in der zweiten Hälfte einen und einen halben Satz einzuschieben für nötig fand. Im Februarheft des Jahrganges 1898 (Vol. IX, Nr. XXVI, Seite 511—542) ist dann die Novelle unter dem Titel: „Sündenfall, eine Altwiener Geschichte“ erschienen. In den „Nachklängen“ (1899, Seite 235—291) hat sie nur eine stilistische Überarbeitung erfahren, die auch hier mildernd und abtönend wirkt: an Stelle von Rosas „Häßlichkeit“ ist von ihrer „Unschönheit“ die Rede und im Gegensatz zu der vorigen Novelle oft hier der Dialekt in der letzten Szene eingeschränkt worden.



Im Palais T... fand eine große Abendgesellschaft statt. Fast eine Stunde schon hatte ich mich in dem bunten Menschengewirr, das sich in den strahlenden Räumen immer dichter ansammelte, hin und her geschoben, ohne auf jemanden zu stoßen, der mich zu einem längeren Gespräch angeregt und gefesselt hätte. Die Schuld mochte allerdings an mir selbst liegen. Schon tagsüber nicht ganz wohl, fühlte ich mich jetzt vorzeitig ermüdet und abgespannt. Da ich aber nicht geradezu verschwinden wollte, so beschloß ich, einstweilen ein entfernteres Nebenzimmer aufzusuchen, das eigentlich nur die Intimen des Hauses kannten und wohin sich bis jetzt gewiß noch niemand verirrt hatte. Es war ein mäßig großes Gemach mit einem weit ausspringenden Erker. An den Wänden zogen sich schön geschnitzte Regale hin, die eine gewählte Handbibliothek enthielten; auf einem runden Tisch fand man Journale und Revuen aller Art; auch an tiefen Lesestühlen und bequemen Etablissements für Raucher fehlte es nicht. In diesem traulichen Raum wurde nach kleinen Diners gewöhnlich der Kaffee gereicht; sonst aber war es eine Art Refugium, wo man sich jederzeit eine Zigarette anzünden, ein Buch zur Hand nehmen — oder auch ungestört ein Schläfchen machen konnte.

Wie vorausgesetzt, fand ich das Zimmer, das von einer großen, grünbeschirmten Hängelampe sanft erhellt wurde, noch unbesucht und schritt sofort auf meinen gewohnten Fauteuil zu, dessen Lehne gegen das Licht gekehrt war. Plötzlich aber tauchte hinter dieser Lehne ein kahler Scheitel auf, und das

scharfgeschnittene Antlitz eines Mannes wendete sich mir entgegen, der zu den geistvollsten Persönlichkeiten Wiens gehörte.

Schon in jungen Jahren als Publizist aufgetreten, hatte er sich später der Regierung zur Verfügung gestellt und es mit der Zeit bei der Preßleitung zum wirklichen Hofrat gebracht. Aber diese Errungenschaft (sowie eine Reihe von Orden, die er als geschmackvoller Mann niemals trug) konnte ihn selbst nicht ganz mit dem Zwiespältigen seiner Stellung aussöhnen. Über den Vorwurf der Gesinnungslosigkeit, den so mancher gegen ihn erhob, setzte er sich zwar mit souveränem Hochmut hinweg; aber die mehr oder minder verschleierte Mißachtung, mit der unabhängig gebliebene Kollegen diesem anderen Gentz begegneten, wurmte ihn im stillen um so tiefer, als er sich den meisten von ihnen geistig weit überlegen fühlte. Im übrigen war er ein vollendeter Weltmann und erfahrener Lebenskünstler, der noch im späteren Alter als Freund schöner Frauen galt. In der Gesellschaft riß man sich förmlich um ihn. Er konnte ja auch, wenn er wollte, höchst liebenswürdig sein, und in kleinem Kreise bezauberte er jedermann durch seine blendenden Einfälle, seinen funkelnden Witz. Freilich saß er auch oft gerade dann, wenn man ein lebhaftes Sprühfeuer seines Geistes erwartete, verdrossen und in sich versunken da oder erging sich in trocken sarkastischen Bemerkungen über die Anwesenden. Er war eben Launen und Stimmungen unterworfen — wie alle Menschen, die mit sich selbst nicht ganz ins reine gelangen können.

„Ah, Sie sind da“, sagte er, mir die Hand reichend. „Haben sich also auch hierher geflüchtet? Und nun finden Sie Ihren Sorgenstuhl besetzt. Aber warten Sie“ — — Er machte Miene, sich zu erheben.

„Bleiben Sie doch, Herr Hofrat“, erwiderte ich und zog einen leichten Rohrschaukelstuhl heran. „Wenn Sie erlauben, rück' ich in Ihre Nähe.“

„Um zu zweien einsam zu sein? Ganz vortrefflich.

Zwischen den besternten und unbesternten Fräcken, den bekannten entblößten Schultern und mehr oder minder vorquellenden Busen ist es ja wirklich nicht auszuhalten. Und doch geht man immer wieder in Gesellschaft."

„Mein Gott, man muß eben —"

„Man muß eben nicht. Man brauchte nur abzusagen. Aber dazu gehört ein Mut, den der zivilisierte Mensch nicht aufbringt — obgleich er sich von Saison zu Saison vornimmt, keine Einladungen anzunehmen und zu Hause zu bleiben. So geht es denn mit Grazie fort, bis endlich der Sensenmann sein Veto einlegt."

Ich bemerkte jetzt, daß er ein aufgeschlagenes Buch neben sich hatte. „Sie haben gelesen?" fragte ich.

„Ja; ich habe auf gut Glück zugelangt und einen prächtigen Griff getan. Etwas, das ich schon lange nicht mehr in der Hand gehabt: Turgenjews Frühlingsfluten."

„Allerdings nichts Neues."

„Aber desto Besseres. Oder gehören Sie vielleicht auch zu denen, die diesen großen Schriftsteller — wie mir unlängst ein russischer Botschaftsrat sehr nachdrücklich versicherte — bereits überwunden und durch den Grafen Tolstoi in zweite Linie gerückt erachten?"

„Keineswegs. Und gerade d e r Roman ist ein Meisterwerk."

„Gewiß. Aber wer liest ihn noch heute? Daran läßt sich so recht der Wechsel des Zeitgeschmackes und die Vergänglichkeit des literarischen Ruhmes erkennen. Vor ungefähr zwanzig Jahren konnte man keine Zeitung zur Hand nehmen, keinen Salon betreten, ohne sofort an Turgenjew, dessen Lob in allen Tonarten gesungen wurde, gemahnt zu werden. Man schlug mit ihm die andern tot, wie heutzutage mit Zola und Ibsen. Freilich fehlte es auch schon damals nicht an Kritikern, die ihm am Zeuge flickten. Er war ihnen zu ‚weich' — und sie fanden es tadelnswert, daß er beständig nur die ‚Schwäche' schilderte.

Dabei warfen sie sich in die Brust, um anzudeuten, wie ‚stark‘ sie selbst wären. Es geht doch nichts über das Glück der Einbildung! — Aber auch sonst hat mich das Buch ganz traurig gestimmt. Ich bin nämlich durch diese Frühlingsfluten in meine eigene Vergangenheit zurückgeschwommen."

„Wie weit, wenn man fragen darf?" entgegnete ich etwas spöttisch; denn derlei sentimentale Anwandlungen widersprachen seinem Wesen.

„Ziemlich weit, bis zu meinem ersten Sündenfall. Und da ich keine Dame bin, so kann ich auch bekennen, daß er sich bei mir sehr früh ereignet hat."

„Das ließe sich hören. Wie wär' es, wenn Sie selbst einmal zur belletristischen Feder griffen?"

„Das werd' ich wohl bleiben lassen. In meinen Jahren pfuscht man niemandem mehr ins Handwerk. Er wäre nur Wasser auf die Mühle wohlwollender Freunde. Aber, wenn Sie wünschen, erzähl' ich Ihnen alles, damit Sie sehen, daß auch frivole Menschen von ernsten Erinnerungen ergriffen werden können." Er sah nach der Uhr. „Es ist kaum elf. In einem halben Stündchen bin ich zu Ende. Dann stürzen wir uns gemeinsam wieder in das Meer der Langenweile, das da drinnen wogt."

In diesem Augenblick drangen gedämpfte Geigenklänge zu uns herüber.

„Ah, der bogenführende Knabe!" rief er aus. „Den wollen wir uns aus der Entfernung noch anhören. Wir haben da gleich das schönste Präludium zu meiner Geschichte."

Wir lehnten uns in den Stühlen zurück und lauschten den Tönen, die immer mannigfaltiger, immer ergreifender anschwollen und schließlich in einem Sturm von Beifall untergingen.

„Das ist wirklich ein kleiner Prachtkerl!" sagte er. „Wenn nur aus all diesen Wunderkindern ein neuer Mozart hervorginge! Aber das versinkt regelmäßig im Virtuosentum. — Doch hören Sie: ein anderes Stück!"

Als es zu Ende gespielt war, stand er auf. „Nun sei's genug! Es wird sich jetzt höchst wahrscheinlich der bekannte große Wagner-Pauker — oder ein Fräulein X ans Klavier setzen. Diese Genüsse wollen wir uns schenken."

Er zog die eichenen Türflügel zu, schob die schwere Samt-Portiere vor und setzte sich wieder. „Also: Sündenfall", sagte er.

* * *

„Ich befand mich in der sechsten Klasse des Gymnasiums, aus welcher man damals gleich an die Universität kam, und hatte erst vor kurzem mein fünfzehntes Lebensjahr erreicht. Aber ich war ein früh entwickelter Knabe, der väterliche Zucht niemals kennen gelernt; denn ich stand unter der Obhut einer nach später und kurzer Ehe Witwe gewordenen Mutter, die ihr einziges, abgöttisch geliebtes Kind ohne sonderliche Ermahnungen gewähren ließ, überzeugt, daß alles, was es tat oder nicht tat, wohl getan und wohl unterlassen sei. So ging ich schon vorzeitig meine eigenen Wege, die mich auch bald genug auf Abwege führten. Ich geriet nämlich in die Gesellschaft der ‚Großen'. Sie wurden in der Klasse so genannt, weil sie um einiges älter waren als ihre Mitschüler und sich bereits auf die völlig Erwachsenen hinausspielten, wobei sie es, so weit dies hinter dem Rücken der Schule anging, an allerlei Ausschreitungen nicht fehlen ließen. Unter ihnen ragte um Haupteslänge ein gewisser Thoms hervor, ein sittenloser, verwilderter Bursche, dem schon ein rötlicher Krausbart um Kinn und Wangen sproßte. Er war in früheren Jahrgängen zurückgeblieben, hatte den fünften wiederholen müssen, und auch jetzt schlug er sich nur zur Not durch. Aber sein selbstbewußtes, oft freches Auftreten imponierte nicht bloß den Kollegen, sondern auch den Professoren, die, um nicht gegen ihn einschreiten zu müssen, über sein Unwesen hinweg sahen. So hatte er sich bald zum Senior eines kleinen Kreises aufgeworfen, der sich an bestimmten Nachmittagen in einem wenig besuchten Kaffeehause vor der Hernalser Linie

versammelte. Dort wurde geraucht, Billard und Karten gespielt — und später begab man sich in eine nahe gelegene Schenke, deren Wirt, auf unlauteren Vorteil bedacht, den jugendlichen Gästen ein abgesondertes Zimmerchen zur Verfügung stellte. Da wurde nun, unter Absingen von Studentenliedern — die Märzereignisse des kommenden Jahres lagen schon in der Luft — eine Art Kneipe abgehalten, welche jedoch keineswegs kommentgemäß verlief, sondern meistens in eine zügellose Kneiperei ausartete. Hatten doch einige von den Spießgesellen bereits Liebschaften mit übel gehüteten Mädchen niederen Standes angeknüpft, die nicht selten an den Gelagen teilnahmen. In dieses wüste Treiben war ich also hineingeraten: weniger aus Neigung, als vielmehr durch knabenhafte Eitelkeit, die sich geschmeichelt fühlte, daß mich die ‚Großen' als Fuchs in ihre Verbindung aufnehmen wollten. Ich hatte daher auch bald erkannt, wie sehr diese meinem ganzen Wesen gegen den Strich ging. Denn trotz meiner Selbständigkeit und mancher verfrühten Regung war ich doch noch eine kindliche, unverdorbene Natur, die eigentlich zur Einsamkeit neigte. Ich saß am liebsten über Büchern — freilich nicht über Schulbüchern, und die Romane, die ich stoßweise verschlang — damals war, neben Sue und Dumas, gerade Bulwer in der Mode — erfüllten mich mit phantastischen Träumen und schwärmerischen Empfindungen, welche in jenem Kreise keinen Anklang fanden. So steigerte sich die Unlust, mit der ich an den Zusammenkünften teilnahm, von Woche zu Woche. Die Kneipe, die sich zum Entsetzen meiner guten Mutter zuweilen bis spät in die Nacht hinein ausdehnte, war mir mit ihren Alkoholdünsten und dem stickenden Tabaksqualm ganz besonders zuwider; die weiblichen Gäste aber, wenn solche kamen, stießen mich um so mehr ab, als auch ihre äußere Erscheinung keine sehr bestrickende war. Ich blieb daher, so oft es nur anging, unter allerlei Vorwänden weg. Mich völlig loszumachen, vermochte ich nicht mehr, schon jenes Thoms wegen, der mich in seiner herrischen Art in Affektion genommen

hatte. Er wußte mich nämlich im Besitz eines nicht ganz unbeträchtlichen Taschengeldes, das er sich bei der beständigen Ebbe in seinem Beutel gelegentlich zunutze machte. Endlich aber schien eine befreiende Wendung eintreten zu wollen.

Unter unseren Mitschülern war auch einer, der Grewe hieß — Fritz Grewe. Ein zarter, in körperlichem Wachstum zurückgebliebener Knabe, mit feinen, gleichsam eingetrockneten Gesichtszügen, die ihm zuweilen ein greisenhaftes Aussehen verliehen. Man nannte ihn den kleinen Doktor Luther, denn er entstammte einer Mischehe und war wie sein Vater — ein nicht allzu hoher Beamter, der früher in der Provinz Verwendung gefunden hatte — Protestant. Dieser Knabe, der erst im laufenden Semester eingetreten und mein nächster Nachbar auf der Schulbank war, brachte mir eine schwärmerische Neigung entgegen, wie sie in solchem Alter vorzukommen pflegt, die er jedoch weniger mit Worten, als in Blicken und Gebärden, so wie durch allerlei mit zärtlicher Unterwürfigkeit erwiesene Aufmerksamkeiten offenbarte. Ich aber fühlte mich zu ihm nicht hingezogen, bezeigte mich kühl und gleichgültig — ja, ich schloß mich ihm, obwohl wir beide in der nahen Alservorstadt wohnten, nicht einmal auf dem Heimweg aus der Schule an, bis er mich endlich eines Tages, seine Schüchternheit überwindend, flehentlich darum bat, weil er sich fürchte, allein nach Hause zu gehen.

Es gab damals noch keinen Antisemitismus; unsere jüdischen Kollegen saßen vielmehr als die Begabtesten und Fleißigsten ganz unbehelligt in den vordersten Bänken. Mit den Protestanten aber kam es bisweilen zu Zwistigkeiten. Besonders in den unteren Klassen, wo man überhaupt noch gerne handgemein wurde, suchte man Händel mit ihnen, die nicht selten in arge Schlägereien — ja, in kleine Schlachten auf der Schotten- und Mölkerbastei ausarteten. Aber die ‚Evangelischen‘ waren schneidige und gewitzte Burschen, die sich trotz ihrer Minderzahl wohl zu verteidigen wußten, und die katholische Partei

erlitt nicht selten eine vollständige Niederlage, was ihren Ingrimm begreiflicherweise nur noch steigerte. In der Fünften und Sechsten hörten diese Kämpfe allerdings auf, und somit hatte Grewe von seiner nächsten Umgebung nichts zu besorgen. Aber zwei kleine rauflustige Schlingel aus der Dritten waren ihm, wie er sagte, gestern ein Stück Weges herausfordernd nachgegangen und hatten endlich mit Angriffen begonnen, denen er sich nur durch die Flucht entziehen konnte. Ich möchte ihn also jetzt, da er Wiederholungen fürchte, in meinen Schutz nehmen — was ich natürlich gnädigst bewilligte. So war denn das Eis gebrochen, und von nun ab kam ich ihm auch innerlich näher. Denn er erwies sich in der Tat als höchst liebenswürdiger, gut gearteter Junge, den ich freilich noch immer mit einer gewissen zurückhaltenden Überlegenheit behandelte.

Als wir eines Nachmittags wieder gemeinsam über die wüste Fläche schritten, auf der sich später die Votivkirche erheben sollte, sah er mich zuweilen mit verschämter Eindringlichkeit von der Seite an; er wollte mir offenbar etwas mitteilen, das er auf dem Herzen hatte. Schon den ganzen Weg über war er von schweigsamer Nachdenklichkeit gewesen; jetzt aber, da wir uns schon dem weitläufigen ‚Roten Hause' näherten, wo er wohnte, sagte er plötzlich nach einem merkbaren Kampfe mit sich selbst und über das ganze vertrocknete Gesichtchen errötend: ‚Ich hätte eine Bitte an dich.'

‚Nun, welche denn, mein lieber Grewe?'

Er schlug die Augen nieder und errötete noch stärker. ‚Morgen ist mein Geburtstag. Da findet bei mir zu Hause ein kleines Fest statt, zu welchem einige Verwandte und Bekannte mit ihren Kindern geladen sind. Bei dieser Gelegenheit möchte ich mich mit einem Schattenspiel-Theater produzieren, das ich mir eigenhändig zurecht gemacht. Als Stück habe ich den Wilhelm Tell von Schiller genommen, freilich ganz zusammengedrängt, in aller Kürze. Und zum Schlusse etwas lustiges von eigener Erfindung. Ich habe auch alle Figuren selbst ent-

worfen und ausgeschnitten. Es wäre die größte Freude für mich, wenn du zu uns kommen und zuschauen wolltest.'

,Nun, wenn dir das wirklich so erwünscht ist —'

,Und dann — meine Eltern möchten dich gerne kennen lernen. Sie wissen, wie lieb ich dich habe — und daß du jetzt immer mit mir nach Hause gehst. Auch meine Schwester möchte dich einmal sehen.'

,Deine Schwester?'

,Ja. Sie ist jünger als ich — erst dreizehn Jahre. Aber schon viel größer, weil ich gar so zurückgeblieben bin. Du wirst finden, daß sie ein liebes, gutes Mädchen ist.'

,Daran zweifle ich nicht. Wie heißt sie denn?'

,Seraphine.'

,Ein hübscher Name. Nun, ich werde jedenfalls kommen.'

,Ich danke dir!' sagte er, lebhaft meine Hand berührend. ,Um vier Uhr nachmittags erwarten wir dich. Wir fangen früh an, damit wir Zeit vor uns haben. Und merke dir: zweiter Hof, erste Stiege, erster Stock.' Damit enteilte er vergnügt und verschwand in einem der vielen Tore des Roten Hauses.

Ich aber hatte sofort Ursache, mein gegebenes Versprechen als ein unüberlegtes zu empfinden. Denn morgen war Sonntag, und da pflegte ich den Nachmittag mit meiner Mutter bei einer verwitweten Cousine meines verstorbenen Vaters zuzubringen. Etwas älter als meine Mutter, besaß sie schon eine heiratsfähige Tochter, die sich aber keineswegs durch Schönheit und Anmut auszeichnete. Sie war vielmehr eine schmalbrüstige, säuerliche Jungfrau, die mich mit spöttischer Schärfe so recht als Knaben behandelte und mir mit ihren dünnen Lippen Sittenpredigten hielt. Die Mama war eine sogenannte ,praktische' Frau, die immer alles besser wußte und sich selbst als nachahmungswürdiges Muster hinstellte. In ihrer Sucht, zu tadeln und zu nörgeln, mischte sie sich in unsere häuslichen Angelegenheiten und Vermögensverhältnisse, wodurch sie meiner Mutter oft recht beschwerlich fiel. Da sie jedoch, wie die meisten

ihrer Art, im Grunde auch teilnehmend und zur Hülfe bereit war, so hatte sie uns einmal einen wirklich beträchtlichen Dienst erwiesen, für den sich meine Mutter an Dank nie genug tun konnte. Daher besuchte sie auch unverbrüchlich die dürftigen jours fixes der Dame, zu denen sich stets ein Herr Doktor Wittenberg einfand, der als platonischer Verehrer der Hausfrau galt. Welcher Fakultät er eigentlich angehörte, war nicht recht herauszubringen, da er sich heute als Mediziner, morgen als Philologe geberdete. Er liebte es, mich mit seiner schnarrenden Stimme ins Examen zu nehmen, um sich von meinem Fortgang in der Schule zu überzeugen. Außer ihm pflegte sich noch eine dicke Majorsgattin einzufinden, die von ihrem Manne in geheimnisvoller Weise getrennt lebte. Dann ging es an eine sehr ernsthafte Whistpartie, während ich mit meinem Bäschen an einem Seitentische saß und das Vergnügen hatte, ihr beim Garnabwickeln behülflich zu sein; manchmal gab sie mir sogar Seidenfleckchen zu zupfen. So verliefen diese Abende für mich in der tödlichsten Langenweile und schlossen mit einem wässerigen Tee, bei welchem alles so knapp angetragen war, daß ich zu Hause immer nachessen mußte. Dennoch ging auch ich gewissenhaft hin, denn mein Wegbleiben würde sehr übel vermerkt worden sein, und meine arme Mutter hätte nur wieder den Vorwurf zu hören bekommen, daß sie ihren leichtfertigen Jungen, der ohnehin schon sehr bedenklich über den Strang schlage, allein in der Welt herumlaufen lasse. Diesmal aber, da ich nun schon Grewe zugesagt hatte, mußte ich doch mit der vollen Wahrheit entschuldigt werden, daß ich zum Geburtsfeste eines Mitschülers geladen sei.

Am nächsten Tage begab ich mich also um vier Uhr in das Rote Haus. Die Wohnung hatte ich bald aufgefunden und trat, von Fritz schon auf dem Gang erwartet, in ein schlichtes, aber helles und sorgfältig gehaltenes Zimmer, wo neben mehreren Erwachsenen eine kleine Schar von Knaben und Mädchen versammelt war. Fritz führte mich gleich seiner Mutter zu,

einer zarten, schmächtigen Frau, in deren Antlitz ich die Züge des Sohnes wiederfand. Der Vater war eine stattliche Erscheinung, bebrillt, glatt rasiert; sein auffallend dichtes Haar zeigte sich an den Schläfen schon ergraut. Man empfing mich sehr freundlich — und nun trat aus der Kindergruppe ein Mädchen hervor. ‚Meine Schwester,‘ sagte Fritz.

Denken Sie sich eine für ihr Alter ziemlich hohe Gestalt. Schlank, etwas eckig, in einem lichten Merinokleidchen, das bis über die Kniee reichte. Schmucke weiße Höschen mit Spitzenbesatz — die jungen Fräulein mahnten zu jener Zeit noch nicht an Ballettänzerinnen — und Schuhe mit Kreuzbändern. Das eigentümlich mattblonde Haar, nach einer damaligen Kindermode à la chinoise emporgekämmt, ließ die sanftgeschwungene Stirn völlig frei; große, dunkel bewimperte Augen schimmerten fast farblos hell. Der zarte Mund nicht allzu rot — und um das lilienweiße Hälschen schlang sich ein fein gegliedertes Goldkettchen. Ich senkte wie geblendet den Blick, während ich eine höchst linkische stumme Verbeugung unternahm. Sie aber machte lächelnd einen sehr graziösen Knix; sagte jedoch auch nichts.

Jetzt wurden wir an den Kaffeetisch gewiesen, der, mit Kuchen und allerlei Süßigkeiten beladen, schon bereit stand. Obgleich man dicht gedrängt Platz genommen hatte, gab es doch nicht Raum für alle, und einige von den Kleinsten mußten sich an einem sogenannten Katzentischchen behelfen, wo Seraphine mit anmutiger Fürsorge die Wirtin machte. Unter den Kindern, die gleich mir bei den Erwachsenen saßen, befand sich auch ein etwa zwölfjähriges Mädchen, das durch anspruchsvolle Unschönheit auffiel. Eine plumpe, gestauchte Figur, die mehr in die Breite als in die Länge ging; dabei ein Kopf, der durch eine gekünstelte, beständig geschüttelte Lockenfülle nur noch unförmlicher erschien. Gleich beim ersten Anblick hatte ich eine Art Widerwillen gegen die kleine Person empfunden, die auch mich, wie derlei meistens gegenseitig ist, nicht gerade wohlwollend zu betrachten schien.

Es war im November, und so brach auch schon, während man den Kaffee nahm und das Backwerk aufzehrte, die Dämmerung herein. Nun aber erhob sich Fritz und öffnete die Tür des Nebenzimmers, in das er die Anwesenden zu treten bat. Drinnen waren die Fenster verhüllt, und man sah in unsicheren Umrissen das Schattenspieltheater stehen, hinter welchem der kleine Mann durch einen Seitenvorhang verschwand. Die anderen aber nahmen auf einigen Sesselreihen Platz; ganz vorne die Kleinen, hinter ihnen die Größeren und Großen.

Jetzt ertönte eine Klingel, der Vorhang ging empor und enthüllte die lichtdurchstrahlte Leinwand, auf welcher nunmehr, sehr hübsch und charakteristisch entworfen, allmählich fast sämtliche Personen des Schillerschen Dramas erschienen. Sie sprachen in kürzeren oder längeren Dialogen und Monologen, wobei Fritz seine Stimme abwechslungsvoll vertiefte und erhöhte. Dramatisches Leben — der Rütlischwur blieb als zu umständlich weg — kam in das Ganze erst mit dem auf die Stange gesteckten Hut, welchem einige höchst bewegliche Figuren wirklich Reverenz bewiesen; auch Leuthold und Frießhardt hielten sich sehr wacker. Sensation aber machte die große Szene mit dem Apfelschuß. Der Landvogt und sein Begleiter saßen auf sehr hohen Rossen — und man sah (worauf Fritz noch nachträglich stolz war) den Pfeil Tells tatsächlich durch die Luft fliegen und den Apfel vom Kopfe des Knaben Walter fallen. Mit diesem Höhepunkt, der stürmisch beklatscht wurde, schloß auch das Stück. Nun folgte eine komische Pantomime mit allerlei grotesken Karikaturen; schließlich erschien eine Anzahl von Teufeln, Kolbolden und Hexen, die zu allgemeiner Heiterkeit einen verworrenen Tanz aufführten. Man applaudierte, rief den Schauspieldirektor, der endlich aus seinem Versteck hervortrat und sich mit vielem Anstand verneigte. Alles umringte ihn mit Worten der Anerkennung, nur die kleine Person mit dem Lockenkopfe sagte nichts. Sie hatte auch schon früher keine Hand gerührt, und man sah ihr an, daß ihr das Ganze zu ‚dumm‘ vorgekommen war.

Man begab sich hierauf in den früheren, jetzt wohl beleuchteten Raum zurück, und kleine artige Gesellschaftsspiele, die von Fritz und seiner Schwester angegeben und geleitet wurden, kamen bei der Jugend an die Reihe. Sie verliefen sehr ergötzlich, wenn auch hin und wieder beeinträchtigt durch die Störrigkeit des Lockenkopfes, der sich dieser oder jener Anordnung, die das Spiel mit sich brachte, nicht fügen wollte. Schließlich ging es an das Auslösen von Pfändern. Die Knaben hatten dabei einem vom Zufall bestimmten Mädchen die Hand zu küssen. Mit freudigem Bangen sah ich meinem Schicksal entgegen, hoffend, daß es mich Seraphinen zuführen werde. Aber eine tückische Fügung bestimmte mir die widerliche Kleine, welche sich jedoch mit trotziger Miene weigerte, mir ihre Hand darzureichen. ‚Sei doch nicht so kindisch!‘ rief ihr Seraphine in verweisendem Tone zu. ‚Ich bin gar nicht kindisch‘, erwiderte die andere, ‚aber ich mag nicht‘. Damit drehte sie mir den Rücken. Seraphine erblaßte leicht; dann streckte sie mir mit einem Blicke, der gleichsam für diese Unart um Verzeihung bat, langsam ihre Hand entgegen, auf die ich in seliger Verwirrung einen Kuß hauchte.

In diesem Augenblick rief man zum Abendmahl, das im Nebenzimmer, wo inzwischen das Theater fortgeräumt und ein langer Tisch gedeckt worden war, stattfand. Fritz hatte sich zweierlei ausgebeten. Erstens: daß ich an seiner Seite sitze — und zweitens: Backhühner. Diese wurden aufgetragen, und obgleich sie eigentlich hors de saison waren — oder vielleicht gerade deswegen, fanden sie allgemein beifälligen Zuspruch. Schließlich entkorkte Herr Grewe eine dunkle Flasche und goß daraus schwerflüssigen süßen Wein in winzige Stengelgläschen, die vor jedem Gedeck bereit standen. Hierauf wurde auf das Wohl des ‚Geburtstages‘ getrunken, und die Gläschen klirrten aneinander. Nun aber erhob sich Fritz und hielt drolligen Ernstes eine wohlgesetzte Rede, mit welcher er seinen geliebten Eltern, seiner Schwester und allen Anwesenden für die ihn so sehr be-

glückende, durch das Erscheinen seines teueren Kollegen — er wandte sich bei diesen Worten zu mir hin — verherrlichte Feier dankte. Damit war auch plötzlich die Aufmerksamkeit auf mich gelenkt, und in meiner Verlegenheit hätte ich bald versäumt, mit Seraphinen anzustoßen, die mir über den Tisch eifrig ihr Gläschen entgegenbrachte. Ihre Wangen hatten eine rosige, ihre Augen eine durchsichtig blaue Färbung angenommen; in ihren Haaren schimmerten goldige Lichtreflexe. So sah sie erregt und gespannt nach mir hin, als ich mich endlich gefaßt hatte und jetzt auch einige Worte sprach.

Das unerbittliche Gesetz der „Sperrstunde" machte dem fröhlichen Fest nur zu bald ein Ende. Nachdem der Hausherr die Uhr gezogen und feierlich erklärt hatte, daß es halb zehn sei, erhob man sich, und unter allgemeinen Verabschiedungen drängte man in das Vorzimmer nach Mänteln und Hüten. Ich selbst zögerte so lange wie möglich, mich zu entfernen: ich wollte noch einen Blick von Seraphine erhaschen, die einigen kleineren Mädchen beim Umnehmen der winterlichen Hüllen sorgfältig an die Hand ging. Sie schien darauf gewartet zu haben und nickte mir aus der Entfernung einen lieblichen Abschiedsgruß zu.

Ich kam nach Hause wie berauscht. Meine Mutter, diesmal von Doktor Wittenberg ritterlich bis zum Tor begleitet, war fast gleichzeitig mit mir eingetroffen und fragte sofort, wie ich den Abend bei meinem Kollegen zugebracht. Ich antwortete, daß es dort sehr hübsch gewesen. Auf weitere Schilderungen ließ ich mich nicht ein, sondern zog mich in mein Zimmer zurück, wo ich noch lange wach im Bette lag und dem Bilde Seraphinens nachhing, bis mich endlich der Schlaf übermannte.

Als ich am Morgen die Augen aufschlug, war sie mein erster Gedanke. Wann würde ich sie wiedersehen? Man hatte

mich gestern zu weiterem Erscheinen nicht aufgefordert. Aber das war doch wohl auch überflüssig bei der Intimität, die jetzt zwischen mir und Fritz bestand. Ich konnte es kaum erwarten, mit ihm in der Klasse zusammenzutreffen; am liebsten wäre ich gleich vor das Rote Haus gelaufen, um ihn dort abzupassen. Ich unterließ es aber, denn meinem Ansehen wollte ich doch nichts vergeben. Dennoch richtete ich es unwillkürlich so ein, daß wir uns schon im Schulhofe fanden. Er gab mir auch gleich die Versicherung, daß man bei ihm zu Hause über mein Erscheinen sehr erfreut gewesen. Den Eltern habe ich ungemein gefallen. Seraphine lasse mich grüßen. Sie bedauere nur, daß sie eigentlich gar nicht mit mir habe sprechen können.

So sehr mich diese Mitteilung entzückte, erwiderte ich doch nichts darauf.

‚Nun, du wirst wohl jetzt öfter kommen,' fuhr Fritz fort, während wir die Treppe hinaufstiegen.

‚Wenn es deinen Eltern recht ist' —

‚Das ist doch selbstverständlich. Und dann —' er warf sich ein wenig in die Brust —,du besuchst mich. Ich habe ja mein eigenes Zimmer. Schon gestern wollt' ich dich hineinführen; aber es war keine Zeit dazu. Wenn du willst, zeig' ich es dir gleich nach der Schule.'

Begreiflicherweise erhob ich keine Einwendung, und noch nie hatte ich das Glockenzeichen, das den Schluß der Lehrstunden anzeigte, mit solcher Sehnsucht abgewartet.

Wir schritten also hierauf rascher als sonst dem Roten Hause zu. Als Fritz die Wohnungsklingel zog, öffnete eine derbe Magd die Tür; er selbst aber führte mich gleich durch die Küche in sein Zimmer. Es war eigentlich ein langes und schmales Kabinett, wo die seinem ganzen Wesen entsprechende symmetrische Ordnung herrschte. In einer Ecke stand sein kleines Bett; hart am Fenster ein Tisch mit Mappen, Reißbrettern und Zeichenrequisiten. Den meisten Raum aber nahm ein großer Bücherschrank ein, dessen Glastür Fritz sofort aufschloß. ‚Da siehst

du meine Bibliothek,' sagte er mit merklichem Stolze. Es war eine ganz reichhaltige Sammlung von Büchern, die mich aber damals sehr wenig anzogen: deutsche, lateinische und griechische Klassiker, ältere Geschichtswerke und Reisebeschreibungen. Alles in hübschen, zum Teil schon verblaßten Einbänden. ,Das Meiste ist mir geschenkt worden, einiges habe ich mit meinem Taschengelde antiquarisch erstanden,' fuhr Fritz fort. ,Ich habe große Freude an meinen Büchern, obgleich sie fast alle Lektüre für spätere Jahre sind. Jetzt lese ich eigentlich nur den Schiller.' Er zog einen Band heraus und schlug ihn auf. Es war die bei Mausberger erschienene Wiener Ausgabe mit den wunderlichen Kupfern im Stile Fügers. ,Und dort ist mein Zeichentisch.' Er hatte das Buch wieder versorgt, öffnete eine der Mappen und wies mir ängstlich saubere Nachbildungen von kleinen Landschaften und Blumenstücken. ,Das Zeichnen ist nämlich mein Hauptvergnügen, und ich glaube, daß ich einiges Talent dazu besitze. Seraphine hingegen findet ihre Freude im Klavierspielen, sie hat es auch schon ziemlich weit gebracht.'

In diesem Augenblick wurde eine Tapetentür, die nach den anderen Wohnräumen führte, halb geöffnet, und der blonde Kopf seiner Schwester erschien forschend in der Spalte.

,Aha, da ist sie schon!' rief Fritz. ,Unsere Kathi wird dich angekündigt haben. — Na, komm' nur herein! Du siehst: ich hab' ihn gleich heute mitgebracht.'

,Das ist schön,' sagte sie, mich beim Eintreten mit einem Lächeln begrüßend. ,Ich bin froh, daß Sie so bald gekommen sind. Ich wollte Ihnen schon gestern ein paar Worte wegen der Resa sagen.'

,Resa?'

,Das Mädchen, das sich von Ihnen die Hand nicht küssen lassen wollte.'

,Daran hab' ich gar nicht mehr gedacht. Ich war ja froh, daß ich es nicht notwendig hatte — —'

,Nun ja. Aber es war doch sehr ungezogen. Und glauben

Sie nur ja nicht, daß ich mit ihr befreundet bin. Wir mußten sie einladen, weil ihr Papa im Amt ein Vorgesetzter des unseren ist. Die Leute hätten es uns sonst übel genommen. Im übrigen verkehre ich sehr selten mit Resa, denn ich mag sie gar nicht.'

‚Ich auch nicht,' warf Fritz sehr entschieden ein. Er trug es ihr offenbar nach, daß sie ihm gestern keinen Beifall gespendet. ‚Aber weißt du, Seraphine, du könntest dem Rudolf gleich etwas vorspielen.'

‚Wenn er will' erwiderte sie und sah mich fragend an. ‚Sind Sie musikalisch?'

‚Leider nein. Aber ich höre sehr gerne Klavier spielen — und wenn Sie — —'

‚Sie dürfen nicht zu viel erwarten. Ich lerne erst seit einem Jahre — Aber weißt du, Fritz, es ist doch jetzt eine recht ungelegene Zeit. Ich bin gerade mit Thildi — das ist unsere Näherin —' erklärte sie mit einem Blick auf mich, ‚an einem Kleide für Mama beschäftigt.' Sie langte nach einem Strähnchen dunkler Seide, das halb um ihren zarten Nacken geschlungen war, und hob ein Ende leicht empor. ‚Da sehen Sie nur! Ich muß ja auch das lernen! Und eben jetzt kann ich mich nicht gut losmachen. Kommen Sie doch lieber abends. Nicht wahr, Fritz?'

‚Natürlich — gleich zur Jause.'

‚Wollen Sie?'

‚O gewiß —'

‚Nun also. Dann spiel' ich Ihnen etwas Neues von Thalberg. Aber jetzt adieu! Ich darf Thildi nicht warten lassen.' Sie knixte anmutig und enteilte.

‚Nicht wahr, ein liebes Mädchen?' sagte Fritz, während ich nach der Tapetentür blickte, hinter welcher sie mit ihrem leicht nachflatternden bunt karierten Hauskleidchen verschwunden war. ‚Die kannst du einmal heiraten.'

‚Ach geh',' erwiderte ich, und fühlte, wie rot ich geworden. ‚Wie kannst du nur schon jetzt an so was denken —'

‚Warum nicht?‘ entgegnete er, sich streckend. ‚Wir sind nun bald sechzehn. In sechs Jahren haben wir unsere Studien beendet, und dann — —‘

‚Mein Gott, wer weiß, was bis dahin geschieht —‘

‚Das ist freilich wahr. Na, aber heute Nachmittag kommst du‘ . . .

Und ich kam. Kam heute, morgen — kam, so oft es nur anging. Ich saß dann mit Fritz in dem schmalen Kabinett, sah zu, wie er zeichnete, oder blickte in ein Buch, das ich aus den Reihen seiner Bibliothek hervorgezogen. War die Tapetentür geschlossen, so steckte Seraphine hin und wieder den blonden Kopf herein und rief uns ein paar freundliche Worte zu. Nachmittags aber war die Tür gewöhnlich offen, und ich konnte in das anstoßende Zimmer sehen, wo das liebliche Kind entweder an einem Nähtischchen beim Fenster saß, oder sich auf dem Klavier übte. Sie spielte eigentlich noch recht unbeholfen, meistens sentimentale Etüden, wie sie damals in der Mode waren; mir aber klang alles wie Sphärenmusik. Nach der Jause wurde die Lampe angezündet, und man griff zu dem heute ganz und gar vergessenen geselligen Würfelspiele: ‚Hammer und Glocke‘, an welchem auch die Eltern teilnahmen. Diese bezeigten sich sehr herzlich gegen mich; es war ihnen offenbar erwünscht gekommen, daß Fritz kollegialen Anschluß gefunden. Der Vater liebte es, mich auf die Achsel zu klopfen, wobei er mich ‚junger Mann‘, oder auch ‚amicule‘ nannte. Er war überhaupt von einer feinen Jovialität und hatte durchaus nichts ‚Protestantisches‘ an sich, wie denn in dem kleinen Familienkreise ein zarter, warmer, inniger Gemütston vorherrschte, wie man ihn jetzt kaum irgendwo mehr antrifft. Von mir wußte man nur, daß ich aus gutem Hause und der einzige Sohn meiner Mutter war; näher einzudringen vermied man — und von dem, was mich eigentlich hierher zog, hatte man keine Ahnung. Man fürchtete daher auch nichts — und es w a r nichts zu fürchten. Ich liebte Seraphine mit der schüchternen Seligkeit eines jünglinghaften

Knaben — und sie brachte mir in stiller Unbefangenheit ein erwachendes Mädchenherz entgegen. Wir wußten es beide, sprachen es jedoch niemals aus. Auch kein vielsagender Blick — geschweige denn eine kundgebende Zärtlichkeit. Einmal aber, als Fritz, um ein neues Stück zu erproben, wieder sein Theater aufgeschlagen hatte, und wir als die einzigen Zuschauer in dem verdunkelten Zimmer nebeneinander saßen, streifte meine rechte Hand ganz zufällig ihre linke. Erschrocken zogen wir beide die Hände zurück — um sie gleich darauf zu sanftem, unschuldvollem Umfassen ineinander zu legen.

Während dieser schönen, glücklichen Zeit hatte ich meine früheren Genossen mehr und mehr vernachlässigt. Man schien es anfänglich gar nicht zu bemerken. Die meisten mochten seit jeher das Gefühl gehabt haben, daß ich nicht recht in die Verbindung taugte, bekümmerten sich daher nicht viel um mich. Nur Thoms und ein paar seiner nächsten Kumpane zeigten mir finstere Gesichter, sagten aber auch nichts. Denn ich war doch noch an einigen Nachmittagen im Kaffeehause erschienen und hatte mich, häusliche Abhaltungen vorschützend, mit klingender Münze von den Kneipabenden losgekauft, was immerhin eine gewisse Befriedigung hervorrief. Als ich aber endlich geradezu wegblieb, regte sich in Thoms die Galle. Eines Tages, nach Schulschluß, winkte er mich gebieterisch zu sich heran und stellte mich zur Rede. Und da ich eine landläufige Ausflucht vorbrachte, sagte er: ‚Ach was, faule Fische! Wir wissen schon, wo du jetzt deine Zeit zubringst. Bei dem kleinen Luther. Er soll eine hübsche Schwester haben. Freilich noch der reine Fratz! Na, das ist deine Sache. Wir aber werden es nicht ruhig hinnehmen, daß du uns so ohne weiteres den Rücken kehrst.‘

Der drohende Blick, den er mir dabei zuwarf, beleidigte mein Selbstgefühl. ‚Nun, was wollt Ihr denn tun?‘ fragte ich gereizt.

‚Das wirst du schon sehen‘, erwiderte er und kniff die Augen zusammen. ‚Wenn du morgen bis sieben Uhr nicht in Hernals bist, so ziehen wir in corpore vors Rote Haus. Wir werden dich schon zu finden wissen.‘ Und da er sah, wie ich erschrocken zusammenzuckte, fuhr er mit bösartigem Behagen fort: ‚Wirst es wohl nicht darauf ankommen lassen. Wir müssen diesmal vollzählig sein. Denn es ist die letzte Kneipe im Jahr, da man die Weihnachtstage doch in der Familie zubringen muß. Auch den Silvesterabend. Den aber wollen wir morgen gleich im voraus feiern. Wir werden Punsch trinken. Neuhauser, der auch kommt, hat versprochen, ein paar Flaschen Essenz mitzubringen. Also laß es dir gesagt sein!‘ Damit drehte er sich auf den Absätzen um und überließ mich meiner Fassungslosigkeit.

Ja, ich war fassungslos. Seine Worte, das fühlte ich, hatten keine leere Drohung enthalten, wenn e r kommandierte, ließen sich die übrigen zu jedem Unfug herbei. Es half nichts: ich m u ß t e morgen erscheinen, so doppelt widerwärtig mir jetzt das ganze Treiben war. Und auch Neuhauser sollte kommen! Dieser Neuhauser, der Sohn eines reichen Fabrikanten in Schottenfeld, war bis in die fünfte Klasse hinein unser Mitschüler gewesen, hatte aber wegen absoluter Unfähigkeit — oder vielmehr Faulheit das Studieren aufgegeben und lebte jetzt im elterlichen Hause als bloßer Tagdieb. Dennoch hatte ihn Thoms gewissermaßen als Gast in die Verbindung aufgenommen, weil er über unbeschränkte Geldmittel verfügte und auch durch sonstige Eigenschaften dem verlotterten Senior besonders zusagte. Erst siebzehnjährig, war er bereits ein entnervter Wüstling, der in letzterer Zeit ein Liebesverhältnis mit einer Arbeiterin aus der väterlichen Fabrik angeknüpft und sie zu seiner Maitresse erhoben hatte. Sie war auch einmal mit ihm in die Kneipe gekommen. Was ich beim Anblick dieses Mädchens empfunden, läßt sich schwer in Worte fassen. Im Grunde war es Abscheu, der aber eine gleichzeitige Regung des Wohl-

gefallens nicht zu überwältigen vermochte. Wenn Ihnen das heute vielgenannte Gemälde Stucks ‚Die Sünde‘ auch nur in der Reproduktion bekannt ist, so haben Sie eine annähernde Vorstellung. Ein breites, eigentlich häßliches Gesicht mit vorragenden Backenknochen und einem großen, verbissen sinnlichen Munde. Die niedere, in der Mitte leicht eingedrückte Stirn von schweren, glanzlos dunklen Haaren umwölkt. Die Formen voll, wuchtig, träg — dabei eine matte, gelbliche Hautfarbe, der aber, besonders an den schön geformten, langbefingerten Händen, ein perlmutterartiger Schimmer verliehen war. So saß sie, mit allerlei Schmuck behangen, neben dem weit jüngeren Neuhauser, der, obgleich er sie selbst hier eingeführt hatte, von krankhafter Eifersucht erfüllt schien. Offenbar wußte sie das und hatte, wie um ihn zu beruhigen, eine Hand auf seinem Arm liegen, während sie, nur wenig sprechend, ihre verschleierten Augen im Kreise wandern — und zuweilen auf mir ruhen ließ. Ich sah dann immer weg, aber ich empfand, wie etwas um mein Gesicht kroch, gleich unsichtbaren Spinnenfüßen. Und dann mußte ich doch wieder hinblicken — und da gewahrte ich, wie um ihren Mund ein flüchtiges Lächeln zuckte. Sie richtete aber kein Wort an mich; erst als sie bei der allgemeinen Bewegung des Aufbruches in meine Nähe kam, griff sie mir rasch und verstohlen unter das Kinn, wobei sie die Oberlippe wie in wilder Begehrlichkeit emporzog und einen kurzen, tierischen Laut ausstieß. Es war nur ein flüchtiger Moment gewesen; aber ich fühlte ihre heiße, etwas feuchte Hand um Hals und Kinn bis ich nach Hause kam, und noch vor dem Einschlafen rieb ich die Stelle mit meinem Taschentuche. Seitdem hatte ich Toni — so hieß sie — nicht wieder gesehen; der Eindruck hatte sich verflüchtigt — fast auch die Erinnerung. Jetzt aber, bei dem Gedanken, daß ich vielleicht morgen mit ihr zusammentreffen könnte, stand ihr Bild plötzlich mit voller Deutlichkeit vor mir. Ich sah die üppige Gestalt, die schweren, trägen Bewegungen, die lauernden Augen — und unwillkürlich griff

ich dorthin, wo mich ihre Hand angefaßt hatte. Ich fürchtete mich ....

In dieser Seelenstimmung ging ich nach Hause, wo ich den Abend allein mit meiner Mutter zubrachte, die von dem allen keine Ahnung hatte.

Als ich nach einer unruhigen Nacht in die Schule kam, fiel mir an Fritz eine eigentümliche Befangenheit auf; es war, als könne er mir nicht in die Augen sehen. Nach einer Weile flüsterte er mir plötzlich zu: ‚Du mußt dann gleich mit mir kommen. Seraphine hat dir etwas zu sagen.‘

‚Was ist es denn?‘

‚Ich weiß nicht.‘

‚Du weißt schon — willst nur nicht mit der Sprache heraus.‘

Er kämpfte mit sich selbst. ‚Irgend ein Tratsch,‘ erwiderte er endlich. ‚Aber du wirst es schon von meiner Schwester hören. Mama hat heute ihren Einkaufstag und ist daher nicht zu Hause. Du kannst dich also mit Seraphine ungestört aussprechen.‘

Während der Lehrstunden wälzte ich allerlei Vermutungen in mir herum. Kein Zweifel: man hatte Nachteiliges über mich erfahren — und gewiß bezog es sich auf meinen Verkehr mit den ‚Großen‘ .....

Als wir in der Greweschen Wohnung angelangt waren, hieß mich Fritz in dem Kabinett verweilen. Er selbst begab sich in das anstoßende Zimmer, kehrte aber gleich wieder zurück. ‚Geh' nur hinein,‘ sagte er; ‚sie erwartet dich.‘

Klopfenden Herzens trat ich ein. Sie saß in ihrem karierten Kleidchen an dem kleinen Tisch beim Fenster; erhob sich aber rasch und schritt mir entgegen. Sie sah eigentümlich blaß, und doch wie erhitzt aus; ihre sonst so hellen Augen hatten eine trübe, fast dunkle Färbung. ‚Kennen Sie eine Majorin Schmidt?‘ fragte sie ohne jede Einleitung.

‚Allerdings‘, erwiderte ich, einigermaßen verblüfft. ‚Sie kommt sehr oft zu meiner Tante —‘

‚Ganz recht, zu Ihrer Tante. Und wissen Sie, daß man dort gar nicht gut von Ihnen spricht?‘

‚Das kann ich mir wohl denken. Aber woher — —?‘

‚Von Resa hab' ich es erfahren‘, sagte sie und stützte sich auf die Lehne eines nahen Sessels. ‚Ich habe gestern mit Mama dort einen Besuch gemacht, den wir schon lange schuldig waren. Die Majorin kommt zuweilen auch in dieses Haus — und hat allerlei von Ihnen erzählt — —‘

‚Nun, was hat sie denn erzählt?‘

‚Daß Sie mit jungen Leuten verkehren, die sich in Kaffee- und Wirtshäusern herumtreiben und sogar — —‘ Sie wendete das Haupt ab und ließ sich auf den Sessel nieder.

‚Ich ahne, was Sie sagen wollen, Fräulein Seraphine.‘

‚Es ist also wahr?‘

‚Wahr und nicht wahr. Ich kann nicht leugnen, daß ich in dieser Gesellschaft —‘

‚Und weiß das Ihre Mutter, Rudolf?‘

‚Sie weiß es — und weiß es nicht. Aber sie kennt mich, und der scharfe Spürsinn meiner Frau Tante, den ich nur bewundern kann, wenn er mich auch keineswegs überrascht, wäre nicht imstande, mich in ihren Augen herabzusetzen. Und auch Sie sollten mich nicht verachten, Seraphine! Ja, ich bin in diese Gesellschaft hineingeraten. Ich weiß selbst nicht, wie. Doch niemals habe ich mich dabei wohlgefühlt, habe mich losgemacht, so oft es nur anging. Und seit ich S i e kenne, bin ich ganz weggeblieben.‘

‚Wirklich?‘ Sie sah mich forschend an.

‚Ich lüge niemals, Fräulein Seraphine. Und Sie müssen fühlen, daß ich die Wahrheit spreche, denn Sie wissen, daß ich Sie — —.‘ Ich sprach das Wort nicht aus und ließ mich nur auf ein Knie nieder, ihre Hand ergreifend, die sich ganz kalt anfühlte. Sie entzog sie mir nicht und legte die andere still auf meinen Scheitel. So verweilten wir, ohne zu sprechen. Mit einmal spürte ich, wie ihr zarter Leib zusammenschau-

derte. ‚Was ist — was haben Sie, Seraphine?‘ fragte ich, zu ihr aufblickend.

‚Ich weiß nicht — schon seit zwei Tagen fühle ich mich nicht ganz wohl. Ich muß mich erkältet haben. Aber stehen Sie jetzt auf.‘ Und als ich vor ihr stand, sagte sie leise: ‚Ich liebe Sie ja auch, Rudolf — habe Sie schon geliebt, eh' ich Sie noch kannte. Aber was soll daraus werden? Wir sind noch so jung — —‘

Ich erwiderte nichts. Man könnte zwar jetzt über diese vorzeitige Liebesszene lächeln, aber für uns war es ein ernster, feierlicher Augenblick — ein Augenblick, wie man ihn nur in der ersten Frühe des Lebens kennt, wo Herz und Sinn noch rein, noch ganz von Idealen erfüllt sind......

‚Freilich, wenn Sie mich wahrhaft lieben,‘ fuhr sie fort, während sie sich langsam erhob, ‚dann — — Papa und Mama haben auch lange aufeinander gewartet. Werden Sie ausharren, Rudolf?‘

Ich legte die Hand beteuernd an die Brust.

‚Ich glaube Ihnen‘, sagte sie still. ‚Und nun kann ich auch gestehen, daß mich die hämischen Mitteilungen Resas nicht irre gemacht. Sie sind ja Ihren Jahren voraus und kein Knabe mehr, wie mein Bruder, der gerade deshalb so an Ihnen hängt. Es bekümmerte mich nur der Eltern wegen, die es nun ebenfalls erfahren werden — vielleicht schon erfahren haben. Mama war gestern Abend auffallend ernst und nachdenklich. Aber was auch erfolgen mag: mein Herz gehört Ihnen.‘ Sie war mir ganz nahe getreten, und ließ das Haupt an meine Schulter sinken. Ich umfing sie sanft und streifte ihr Haar mit den Lippen. Dabei fühlte ich wieder, wie ein starker Schauer durch ihren Körper ging.

‚Ich habe Fieber‘, sagte sie. ‚Gehen Sie jetzt. Mama kann jeden Augenblick nach Hause kommen. Adieu, Rudolf.‘

Ich trat in das Kabinett, wo mich Fritz mit Spannung erwartete. ‚Nun?‘ fragte er.

‚O, es ist gut! Es ist alles gut! Ich kann dir jetzt nicht mehr sagen.‘ Damit nahm ich Mütze und Mantel und stürzte fort, die Treppe hinunter.

Draußen hatte es zu schneien begonnen. Während die Flocken niederwirbelten, eilte ich nach Hause, wie von Flügeln getragen. In meinem Zimmer jedoch überfiel es mich mit ganzer Wucht, daß ich heute nach Hernals mußte. Aber mußte ich denn? Warum hatte ich Seraphine nichts davon gesagt? Sie war ein so kluges Mädchen und hätte mir gewiß guten Rat erteilt! Wenigstens wüßte sie darum! Es erschien mir jetzt wie schändliche Lüge, wie niederträchtige Verheimlichung, daß ich geschwiegen. Aber ich hatte ja gar nicht mehr daran gedacht — hatte in meinen seligen Empfindungen alles vergessen. Und nun war es zu spät. Ja, ich m u ß t e nach Hernals, denn ich konnte sie und die Ihren dem bösartigen Mutwillen der Großen nicht aussetzen. Und es geschah ja zum letztenmal, daß ich dorthin ging! Es wird sich dann schon irgend ein Ausweg finden lassen. Und immerhin konnte ich mich in der Nachmittagsschule ihrem Bruder anvertrauen, auf daß er ihr Mitteilung mache, wenn er es für gut fände.

Doch Fritz empfing mich gleich mit den Worten: ‚Seraphine läßt dich grüßen. Sie hat sich zu Bett gelegt. Mama wollte es.‘

‚Was mag sie nur haben?‘

‚Es wird eine Grippe sein.‘

‚Wenn sie nur nicht ernstlich erkrankt —‘

‚Das möge Gott verhüten! Es wären traurige Weihnachten. Nun, ich hoffe, ein paar Tassen Lindenblütentee machen sie wieder gesund. Jedenfalls aber bleibt sie morgen zu Bett. Du kommst ohnehin nicht. Denn morgen ist Sonntag, und da gehst du zu deiner Tante.‘

‚Zu meiner l i e b e n Tante —‘

‚Ach was, laß die Tante Tante sein!‘

Ich sagte ihm also nichts und begleitete ihn nur nach der Schule bis vor das Rote Haus, wo wir uns trennten. Eine

Stunde später trat ich die verhaßte Wanderung an, nachdem ich zuvor noch meiner guten Mutter bedeutet hatte, daß ich heute ziemlich lang ausbleiben dürfte."

„Ich sehe die Spelunke noch vor mir," fuhr der Hofrat fort, „in der wir uns damals versammelten. Ein niederes, halb im freien Feld gelegenes Haus mit verfallendem Schindeldache und einem windschiefen Anbau, der den wüsten ländlichen Hof seitwärts abgrenzte. Wenn man durch das Tor trat, hatte man links die Gaststube, die eigentlich nur zur Zeit der Heurigenschänke besucht wurde; sonst blieb das düstere, modrig feuchte Lokal in der Regel leer. Von dort aus gelangte man über ein paar Stufen in das uns angewiesene Zimmerchen; es stieß schon an den Anbau, wo der halbbäuerliche Wirt mit drei Kindern und einer Magd als Witwer hauste. Der Raum war sehr niedrig, man konnte mit der Hand fast an die Decke langen. Nur ein Tisch stand darin, an welchem auf einer Bank und einigen gebrechlichen Stühlen ungefähr zwölf Personen Platz fanden. In der nächsten Ecke war ein winziges Blechöfchen zu erblicken, und an der Wand dämmerte ein erblindeter Spiegel mit dahinter gesteckten, vergilbten Palmzweigen. An einem hölzernen Kleiderrechen, dem mancher Nagel fehlte, hing eine alte Gitarre mit verschossenem blauen Bande.

Dort also, beim Schein von zwei trüben Talglichtern, saßen wir jetzt: neun an der Zahl. Sieben junge Burschen — und, wie das bei solchem Anlaß vorauszusehen gewesen, zwei Mädchen, die mit ihren Liebhabern — sie hießen Stockinger und Rüttmann — gekommen waren. Obgleich Thoms mir gegenüber die notwendige Vollzähligkeit besonders hervorgehoben, fehlten doch zwei Mitglieder des Bundes; auch Neuhauser war noch nicht erschienen. Der Senior, der mich im Kaffeehause mit höhnischer Genugtuung begrüßt hatte, machte da-

her schon ein recht ärgerliches Gesicht; ich selbst aber schöpfte einige Hoffnung, daß mir ein Zusammentreffen mit Toni erspart bleiben werde. Aber schon trat sie mit ihrem Geliebten durch die Tür. Eine stürmische Begrüßung erfolgte. Man nahm Toni den Mantel, so wie zwei große, mit Papier umwickelte Flaschen ab, die sie in den Armen trug; dann wurde dem Paar ein Ehrenplatz zugewiesen. Es traf sich, daß ich Toni etwas näher zu sitzen kam, als damals; sie aber schien mich gar nicht zu beachten, während ich nicht umhin konnte, den Blick auf sie zu heften. Sie trug heute eine leicht mit Pelz verbrämte Jacke, einen weitläufigen Korallenschmuck und hatte das Haar mit einem roten Bande durchflochten. So unterschied sie sich sehr eigentümlich von den anderen Frauenzimmern, die zwar auch in ihrer Weise Staat gemacht hatten, aber trotz unechter Geschmeide und bunter seidener Halstücher in verwaschenen Kattunkleidern recht ärmlich aussahen. Die eine, blond und mager, hektische Röte auf den Wangen, hatte das Haar an den eingesunkenen Schläfen in große Schnecken gedreht; die andere war ein kleines, sehr dralles Frauenzimmer, mit weißrotem Puppengesicht und kleinen, etwas schielenden schwarzen Glaskugelaugen. An dieser Schönen schien Thoms Gefallen zu finden. Er hatte sie schon früher an seine Seite gesetzt und bedrängte sie nunmehr, da er guter Laune geworden, mit Zärtlichkeiten — ganz unbekümmert um ihren Geliebten Rüttmann, der sich übrigens gar nicht eifersüchtig bezeigte, vielmehr das Mädchen willig dem despotischen Kollegen zu überlassen schien.

Herr Schallmaier, der Wirt, welcher gegen Erlag von zwei Zwanzigern für jeden Teilnehmer — so billig konnte man es damals noch haben — die ganze Besorgung der Silvestervorfeier übernommen hatte, war inzwischen mit seinem kupfrigen Schelmengesicht ab und zu gegangen. Er tischte Rauchfleisch, Salami und Käse auf; sogar eine große Schüssel mit welschem Salat. Dazu eine mächtige ‚Pitsche‘, bis an den Rand mit

Bier gefüllt, das man, da hier nur Wein verzapft wurde, aus dem nächsten größeren Gasthause herüber geholt. Nun ging es ans Schmausen, und als das Bier alle war, erschienen einige Flaschen ‚Gerebelter', der, wie Herr Schallmaier versicherte, den jungen Herrschaften besonders munden würde. Auch etwas Süßes für die ‚Damen' brachte er: einen riesigen Gugelhupf, der Toni zum Anschneiden überreicht wurde.

Der ‚Gerebelte', den ich als abgesagter Feind des Bieres nun ebenfalls kostete, war wirklich gut — das heißt, wie zu jener Zeit alle Weine, noch unverfälscht. Er tat auch bald seine Wirkung: man begann lustig zu werden. Mit hochgeschwungenem Glase stimmte Thoms das Gaudeamus an, dem andere Burschengesänge folgten, die mit zahlreichen Libationen verbunden waren. Obgleich ich an meinem Glase jedesmal nur nippte, stieg mir doch das ungewohnte Getränk zu Kopf, und unwillkürlich wurde ich in die herrschende Stimmung mit hineingezogen. Erst als das Fuchslied: ‚Was kommt dort von der Höh'?' an die Reihe gelangte, kam ich wieder zur Besinnung. Denn man hatte das Lied auf mich gemünzt und die Stellen: ‚Was macht die Frau Mama? Was macht die Mamsell Sœur?' mit besonders satirischer Betonung hervorgehoben. Sie schnitten mir ins Herz, und bei den Selbstvorwürfen, die sie weckten, versank ich in ein mißmutiges Schweigen. Ich achtete gar nicht darauf, daß jetzt Stockinger, ein vierschrötiger Bengel mit langen, studentisch hinter die Ohren gestrichenen Haaren, ein Solo ‚Im tiefen Keller sitz' ich hier' zum besten gab. Er besaß eine wuchtige Baßstimme, auf die er sehr stolz war und welche er bei jeder Gelegenheit prahlerisch ertönen ließ.

Als er geendet hatte, bemerkte ich, daß Toni die braunen, von bläulichen Lichtern durchzuckten Augen eindringlich auf mich gerichtet hielt. ‚Na, junger Herr,' sagte sie, ‚warum sitzen S' denn gar so tasig da? An was denken S' denn?'

‚An was wird er denken!' rief Thoms höhnisch, ‚an seine Geliebte denkt er.'

Toni kniff die Augen zusammen. ‚An seine Geliebte? I hab', g'laubt, er is no' a Unschuld.‘

‚Das wird er wohl auch sein, der zimperliche Fuchs‘, lachte Thoms. ‚Seine Flamme geht ja noch in Hosen.‘

Ein allgemeines Gelächter folgte diesem Ausspruch. Toni aber wandte langsam den Kopf ab, während ich in meiner Verwirrung um so weniger eine Entgegnung fand, als inzwischen die hektische Blondine die Gitarre herabgelangt hatte und nun auf dem arg verstimmten Instrumente zu präludieren begann.

‚Ah, die Maltschi!‘ rief man von allen Seiten. ‚Die Maltschi will uns was singen!‘

‚Singen net‘, sagte das Mädchen. ‚I bin heut' net bei Stimm'. Mir tut die Brust weh.‘ Sie hüstelte.

‚Na, so spiel' halt die Tanz'!‘ sagte Stockinger.

‚Ja, ja, die Tanz'!‘ stimmte man bei. ‚Die spielt ihr keiner nach!‘

‚Die Tanz' spiel 'i‘, erwiderte die Blonde, sichtlich geschmeichelt, griff mit Macht in die schrillenden Saiten und hub mit einer Reihe von Walzern und Ländlern an, die immer mehr Anklang fanden, bis sie endlich mit allgemeinem Händeklatschen und Fußgestampf begleitet wurden.

Nur Toni schenkte den tollen Klängen wenig Aufmerksamkeit. Sie hatte aus einer kleinen, im Tisch angebrachten Lade ein abgegriffenes Spiel Karten hervorgeholt und schickte sich an, mit langsamen, trägen Handbewegungen eine Art Patience zu legen, die ihre Gedanken mehr und mehr zu beschäftigen schien. Neuhauser, der an ihrer Seite saß, beobachtete dieses Gehaben mit scheelen Blicken. Er hatte dem Wein über Gebühr zugesprochen; man sah, daß er bereits angetrunken war. Dennoch hatte sein auffallend langes, hageres Gesicht die gewöhnliche Fahlheit beibehalten; nur die weitgeschlitzten gelblichen Augen glühten. Endlich, da die Gitarrespielerin gerade eine Pause eintreten ließ, sagte er mit heiserer Stimme: ‚Was schlagst denn Karten auf? Denkst schon wieder an ihn?‘

Toni zuckte zusammen. Sie wollte offenbar heftig erwidern; aber sie überwand sich. ‚An i h n denk' i net mehr', sagte sie ruhig. ‚I hab' nur aus den Karten etwas über d e m seine Geliebte erfahren wollen.' Dabei deutete sie mit einer Kopfbewegung nach mir hin.

‚Was kümmert dich die Geliebte von d e m ?!' entgegnete er gereizt. ‚Was kann dir d'ran liegen?'

‚Nix liegt mir dran', versetzte sie und schob mit einem bösen Blick die Karten zusammen. ‚Aber du bist schon wieder eifersüchtig. Trink' lieber net so viel. Es wird dir übel wer'n.'

‚Willst mir schon wieder vorschreiben?' schrie er. ‚Jetzt trink' ich erst recht! Wo bleibt denn der Punsch? He, Wirtshaus!' Er polterte mit einer leeren Flasche auf dem Tisch.

Herr Schallmaier eilte aus der Gaststube, wo er sich bei seinem eigenen Wein aufhielt, herbei.

‚Was ist's mit dem Punsch?'

‚'s Wasser kocht schon längst, Herr von Neuhauser, aber —'

‚Die Essenz fehlt! Dort am Fensterbrett steht sie. Die größere Flaschen. In der andern ist Rum. Den wollen wir selber nachgießen.'

Der Wirt ergriff die Flasche, eilte ab, und es dauerte nicht lange, so wurde die Terrine samt frischen Gläsern hereingebracht. Neuhauser füllte diese eigenhändig mit einem blechernen Schöpflöffel. ‚Prosit!' rief er, nachdem die Arbeit getan war. Die Gläser klangen nun zusammen, und man schlürfte das dampfende, stark duftende Getränk, dessen Wirkung in den meisten Gesichtern immer deutlicher erkennbar wurde.

Die Geliebte Stockingers, deren Wangen wie Feuer flammten, hatte wieder die Gitarre ergriffen und stieß jetzt aus ihrer keuchenden Brust einige kreischende, gesangartige Töne hervor.

‚Bravo! d' Maltschi singt!' rief man im Kreise. ‚Das is g'scheidt! Jetzt wird's erst lustig!'

‚Na, es geht net!‘ erwiderte Maltschi. ‚Die Brust tut mir zu weh.‘

‚A was, trink' nur no a Glas'l Punsch!‘ schrie Neuhauser. ‚Der wird dir gut tun. So. Noch ein bissel Rum nach! Und jetzt sing'! Laß dich net bitten.‘ Er zog seine Börse und warf einen Fünfer auf den Tisch. ‚Das ist von mir! Aussa mit die Vierzeiligen!‘

‚No, meint'wegen!‘ sagte das Mädchen, räusperte sich lange und ließ endlich eine Folge von kurzen Strophen vernehmen, wie sie damals der schamlose Humor der Wiener Volkshefe hervorbrachte. Immer frecher, immer lasziver wurde der Text, immer schallender das Johlen der Zuhörer, welche die ärgsten Zoten im Chorus wiederholten. Ein häßliches, orgiastisches Bild entfaltete sich. Thoms hatte die Kleine auf den Schoß gezogen und liebkoste sie, während die anderen Burschen lüstern beifällige Blicke auf die Gruppe warfen. Neuhauser war halb an Toni hingesunken; sein erschreckend bleiches Gesicht lag auf ihrer Schulter. So lallte er, die Augen verglast, von Zeit zu Zeit die unzüchtigen Worte nach, welche Maltschi, sich überschreiend, mit gebrochener Stimme sang.

Plötzlich glitt er von der Bank herab und lautlos zu Boden.

Man blickte bestürzt nach ihm hin; Maltschi verstummte. Nur Thoms blieb ruhig sitzen, die Kleine auf dem Schoß festhaltend, während man sich jetzt um Neuhauser drängte und ihn auf die Bank emporbrachte, wo er besinnungslos liegen blieb.

„I hab's ja g'wußt‘, rief Toni, keineswegs besorgt, sondern mit ärgerlichem Abscheu. ‚Aber er laßt si nix sag'n. Jetzt liegt er da!‘

‚Schütt's ihn mit Wasser an‘, sagte Thoms lakonisch.

‚Anschütten net!‘ entgegnete Toni. ‚Aber schaut's, daß a Wasser kommt. I werd' ihm kalte Umschläg' auf'n Kopf machen.‘

Einige eilten fort und kehrten mit dem Wirt zurück, der einen Wasserkrug und ein nicht allzu reinliches Wischtuch mitbrachte. Während sich Toni anschickte, dieses einzutauchen,

sagte der Wirt: ‚Wissen's was, Fral'n? Tragen wir den jungen Herrn in mein Zimmer 'nauf. Dort legen wir ihn aufs Bett — und er kann glei' sein' Rausch ausschlafen.'

Diese Szene brachte mich wieder zu mir selbst. Denn trotz des Ekels, den ich bisher empfunden, hatte ich doch den Punsch nicht ganz verschmähen dürfen. So hatten sich auch meine Gedanken, die ich in solcher Atmosphäre gewaltsam von Seraphine ablenkte, allmählich verwirrt, und meine Augen wie durch trübe Nebel nach Toni hingeblickt — der einzigen Nüchternen in dem mehr oder minder berauschten Schwarm. Sie nahm jetzt ihren Mantel um und folgte dem Wirt, der mit Hülfe Stockingers und noch zwei anderer den Volltrunkenen hinausschleppte.

‚Gut, daß er draußen ist', rief Thoms. ‚Der Kerl verträgt nix. Wir aber wollen uns jetzt einen Krambambuli machen!'

‚Ja, ja, Krambambuli!' brüllte es ringsum.

‚Na also! Schaut euch nach einer Blechschüssel um! Schallmaier soll Zucker hergeben. Wir werden ihn schon zahlen.'

Rüttmann, Thoms gegenüber stets dienstbereit, eilte fort und kam bald mit dem Gewünschten zurück. Der Zucker lag schon in der Schüssel; nun wurde reichlich Rum darüber gegossen und angezündet, während gleichzeitig die beiden Talgkerzen, bis zur Neige herabgebrannt, von selbst erloschen.

Inzwischen war auch Stockinger mit den Genossen wieder erschienen. Sie brachten die Nachricht, daß Neuhauser drüben zur Besinnung gekommen, aber sofort in tiefen Schlaf verfallen sei. Nun schnarche er, von Toni bewacht, im Bette des Wirtes. Ich aber nahm jetzt den günstigen Augenblick wahr, um mich zu befreien. Eine Weile noch verblieb ich unter den Gestalten, die um die bläulich wallende Flamme standen. Diese verlieh allen Gesichtern eine leichenhafte Färbung, während das Lied: ‚Krambambuli, das ist der Titel des Tranks, der sich bei uns bewährt' mit ohrenzerreißendem Mißklang angestimmt wurde.

Als sie ins Zucken und Verflackern geriet, benützte ich die beginnende Dunkelheit, um rasch mein Überkleid vom Nagel zu langen und aus dem Zimmer zu verschwinden.

Draußen in der leeren Gaststube qualmte ein schwindsüchtiges Öllämpchen. Ich eilte an das Haustor. Es war verschlossen; der große plumpe Schlüssel steckte jedoch. Ich wollte ihn drehen — es gelang mir nicht; das eingerostete Ungetüm trotzte meinem vollsten Kraftaufwand. Ich beschloß also, das Freie durch den Hof zu gewinnen, wo, wie ich aus Erfahrung wußte, eine schadhafte Stelle des Staketenzaunes leicht zu überklettern war. Im Hofe angelangt, blieb ich unwillkürlich stehen und atmete in vollen Zügen die klare, kalte Winternachtluft ein. Rings war alles verschneit, und die weiße Fläche, von der sich der Zaun und einige kahle Bäume dunkel abhoben, schimmerte im hellen Licht des fast vollen Mondes.

Als ich mich jetzt in Bewegung setzte, vernahm ich eine Stimme, die mir von oben halblaut zurief: ‚Was machen denn Sie da, junger Herr?‘

Ich blickte empor. Auf dem offenen Außengang des Anbaues stand Toni, in ihren Mantel gehüllt.

Ich war bei ihrem Anblick zusammengezuckt und fand nicht gleich eine Antwort. ‚Ich gehe fort‘, sagte ich endlich.

‚Schon jetzt? Ich hab's freilich bemerkt, daß es Ihnen da drunten net gar angenehm war. Mir auch net. Aber kommen S' a bissel herauf.‘ Sie winkte leicht mit der Hand.

Nun überkam mich ein eigentümlicher Zustand, der sich heute vielleicht auf Suggestion zurückführen ließe. Ich wollte entfliehen, suchte die schadhafte Stelle des Zaunes mit den Augen — aber ich bestieg die schmale, hölzerne Freitreppe, die zu ihr hinanführte.

‚So, das is schön‘, sagte sie, als ich oben war. ‚Leisten S' mir a wenig G'sellschaft. Der Neuhauser schlaft da drin.‘ Sie wies nach einer nahen Tür. ‚Aber es is z' kalt da heraußen. Gehn wir auch 'nein.‘ Sie ergriff meine Hand und führte

mich in ein kleines Zimmer, das von einer langschnuppigen Kerze matt erhellt war. Auf einem wüsten Bette lag Neuhauser, den Kopf in ein eingesunkenes Federkissen halb vergraben; sein linker Arm hing schlaff über das schmale Lager hinab.

Toni nahm das Licht vom Tische und beleuchtete ihn. ‚Da schaun S' nur, wie er ausschaut. Grauslich. Und mit dem Menschen muß i geh'n!'

‚Müssen? Warum müssen Sie denn?'

‚Fragen S' do net so! I bin a arm's Madel. Vielleicht bring' i's no dahin, daß er mi heirat' — wenn er a jünger is als i. Aber gern hab' i 'hn net. I hab' nur mein' Lois gern.'

‚Lois?' wiederholte ich ganz gedankenlos.

‚Ja, mein' Lois. Aber der will wieder mi net. Amal freilich hat er mi schon woll'n. Er hat mi ganz narrisch gern g'habt — aber jetzt mag' er mi nimmer. Und schau'n S'', — sie trat dicht an mich heran und blickte mir ins Gesicht — ‚schaun S', Sie segn ihm ganz gleich. Drum g'fallen S' mir auch so gut.' Sie zog die Oberlippe empor, wie damals, und griff mir mit heißer Hand unter das Kinn.

Ich trat einen Schritt zurück, indem ich unwillkürlich an meinen Hals langte.

‚No, i beiß' Ihna net!' sagte sie halb ärgerlich, halb gutmütig. ‚Sein S' net so g'schamig. A Bussel können S' mir schon geben. Ihre Geliebte weiß's ja net.' Und schon hatte sie mich auch umschlungen und ihre geöffneten Lippen saugten sich an meinem Munde fest.

Nun aber, obgleich von ihr selbst an Seraphine gemahnt, fühlte ich mich durchrieselt. Etwas noch nie Gekanntes, unwiderstehlich Mächtiges trieb mich, den vollen, blühenden Frauenleib zu umfassen, der sich an den meinen drängte. Aber ein ebenso Mächtiges wehrte sich dagegen. Ich trachtete Toni von mir zu zwingen, während ich mit den Augen nach dem schlafenden Neuhauser wies.

‚Ach was', flüsterte sie, meinen Wink ganz anders deutend.

‚Lassen S' den! Der liegt wie a Toter. Da könnte ma a Kanon' abfeuern, so wacht er net auf. Kommen S' nur!' —

— —

Als ich bald darauf aus dem Zimmer trat, erfüllte mich öde, dumpfe Trauer. Was ich gegen Seraphine verbrochen, kam mir jetzt gar nicht zum Bewußtsein: ich empfand nur, daß ich etwas Unwiderbringliches verloren hatte."

* * *

Ein längeres Schweigen trat ein.

„Und was geschah weiter?" fragte ich.

„Am nächsten Tage brach bei Seraphine der Scharlach aus. Eine diphtheritische Komplikation trat hinzu. Noch in derselben Woche starb sie, ohne daß ich sie wiedergesehen hätte. Was ich in jenen Tagen gelitten, mit welchen Empfindungen ich an der Seite des weinenden Fritz ihrer Leiche gefolgt bin, damit will ich Sie — und mich verschonen. Genug: ich glaubte damals nicht weiter leben zu können. Aber ich lebte weiter. Und leben heißt vergessen — wenn auch hin und wieder die dunklen Schatten der Vergangenheit auftauchen."

In diesem Augenblick wurde die Tür leicht aufgeklinkt, eine kleine, weiß behandschuhte Hand raffte die Portiere ein wenig zur Seite, und ein schöner, dunkeläugiger Frauenkopf spähte vorsichtig in das Zimmer. Hinter ihm kam in dämmernden Umrissen die Gestalt eines sehr berühmten Porträtmalers zum Vorschein. Als die Dame bemerkte, daß jemand im Zimmer war, ließ sie erschrocken den Vorhang sinken, und die beiden verschwanden lautlos.

„Auch ein Sündenfall", sagte der Hofrat nach einer Pause. „Aber kein erster." Dann stand er auf, um sich wieder in die Gesellschaft zu begeben.

Ich folgte ihm.



Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

